Holsze.

Vom

Fischerdorf zur Weltstadt.

Berlin seit 500 Jahren.

Geschichte und Sage

von

Adolph Streckfuß.

Vierter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Alexander Jonas.

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

VIII. Abtheilung.

Berlin zur Zeit der Regierung Friedrichs des Großen.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Der preußische Militärstaat. Kantonfreiheit Berlins. Die Werbungen im Auslande. Obrist Colignon. Der Kommandant von Berlin, General v. Möllendorf. Die Liebstenscheine. Haß der Berliner gegen die Offiziere. Die Standesehre. Das Cölibat der Offiziere. Brutalität der Offiziere. Dienstliche Strenge Friedrichs. Verfall der Armee. Friedrichs Thätigkeit zur Hebung des Landeswohlstandes. Das Departement für Manufaktur und Kommerziensachen. Kanalbauten. Schutz der Berliner Fabriken. Die Begründung der Porzellan-Fabrik.

Durch einen sieben Jahre lang fast gegen ganz Europa geführten Krieg hatte Friedrich das kleine Preußen zur Großmacht erhoben. Nach dem Friedensschlusse mußte es jetzt sein Bestreben sein, das Errungene aufrecht zu erhalten und weiter auszubilden.

Das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland war erschüttert, Preußen stand dem Kaiserstaate ebenbürtig zur Seite und es hatte fortan die Aufgabe, mit seinem Gegner im Kriege auch in der Zeit des Friedens auf dem Wege der innern Entwicklung weiter zu kämpfen, um seine Stellung in Deutschland, in Europa zu sichern.

Um dem kleinen, rings von Feinden umgebenen Lande eine Macht zu geben, welche es vor plötzlichen Angriffen sicher stellte,

mußte Friedrich über ein kampfbereites Heer gebieten können; die Entwicklung des preußischen Militärstaats war dadurch von selbst geboten und der König mußte daher bestrebt sein, die preußische Armee sowohl in Beziehung auf ihre Zahl, als auf ihre innere Tüchtigkeit, ihre Ausrüstung und Ausbildung, zur ersten Europa's zu machen.

In den Mitteln, welche er zu diesem Zweck wählte, war er nicht glücklich; er behielt das alte Kantonsystem und die Anwerbung im Auslande bei und das preußische Heer blieb daher im Großen und Ganzen unter der Regierung Friedrichs auf dem Standpunkt stehen, den es zur Zeit Friedrich Wilhelms eingenommen hatte.

Die gemeinen Soldaten waren theils gezwungene Kantonisten, theils geworbene Ausländer; sie dienten mit Widerwillen, waren jeden Augenblick bereit, zu desertiren und konnten nur durch die strengsten Kriegsartikel im Zaum gehalten werden.

Als Soldat dienen zu müssen galt auch unter der Regierung Friedrichs des Großen als das schwerste Unglück, ja als eine Schmach, der sich die Kantonpflichtigen, wenn irgend möglich, durch Selbstverstümmelung oder Flucht entzogen. Nur das eigentliche Volk war kantonpflichtig, denn Friedrich hatte durch eine Kabinets-Ordre vom Jahre 1746 bestimmt, daß alle Söhne von Kaufleuten, Rentiers, Künstlern und Fabrikanten, Weinhändlern und Materialisten, königlichen Bedienten und andern Leuten von Stande, sowie von solchen, die von ihren Kapitalien lebten oder 6000 Thaler im Vermögen hätten, von aller Enrollirung und Werbung ganz und gar frei sein sollten.

Handwerker und Arbeiter waren somit der Kantonpflicht unterworfen und blieben es während Friedrichs ganzer Regierung. Nur für einzelne größere Städte waren Ausnahmen gemacht, weil die Kantonpflichtigkeit den Gewerbstand derselben vernichtet hätte. So erhielt Berlin durch Kabinets-Ordre vom 20. Januar 1746 die Kantonfreiheit.

Auch bei den Werbungen im Auslande blieb Friedrich Wilhelms System unter der Regierung Friedrichs des Großen in voller Blüthe. Der König verschwendete freilich nicht mehr ungeheure Summen für Riesen, aber um überhaupt Leute unter die preußischen Fahnen zu locken, wurden dieselben Mittel der

Gewalt und des Betruges aufgeboten, wie früher; besonders geschah dies zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Ganz Deutschland wurde durchstreift von preußischen Werbe-Offizieren, Abenteurern ohne Ehre und Gewissen, welche durch alle möglichen Kunststücke die Menschen zu den preußischen Fahnen zu verlocken suchten.

Besonders berüchtigt war ein Werbe-Offizier, Obrist Colignon, der jene abenteuerliche Schaar befehligte; unter den seltsamsten Verkleidungen reiste er in Deutschland umher und beredete in den Schänken die jungen Leute, Kriegsdienste unter dem heldenmüthigen König von Preußen zu nehmen, indem er ihnen Offizierspatente nicht nur versprach, sondern dieselben auch fälschlicher Weise ausstellte.

Die Opfer solcher Betrügereien wurden nach Magdeburg gesendet, sowie sie dort ankamen, fanden sie statt des Offizierdegens den Stock des Korporals, sie wurden als gemeine Soldaten unter die Regimenter gesteckt und so lange geprügelt, bis sie sich dem Willen ihrer Vorgesetzten unterwarfen.

Es klingt kaum glaublich und dennoch ist es wahr und geschichtlich bestätigt, daß Colignon auf solche Weise mit seiner Werberschaar im Laufe des Krieges mehr als 60,000 Rekruten dem preußischen Heere zugeführt hat.

Häufig genug kam Friedrich durch die betrügerischen und gewaltsamen Werbungen seiner Offiziere während des Friedens in ernste Konflikte mit andern deutschen Staaten.

So hatte z. B. im Jahre 1754 ein preußischer Werbe-Offizier v. Heyden in Verbindung mit einem Soldaten in Ulm einen reisenden katholischen Studenten auf offener Landstraße überfallen. Er hatte mit seinem Genossen den Unglücklichen, welchen er sich zum Rekruten ausersehen, zu Boden gerissen und ihm, damit er nicht schreien und Lärm machen könne, ein Schnupftuch in den Hals gesteckt. Der Student war in Folge dessen gestorben.

Die Sache machte großes Aufsehen, der Herr v. Heyden wurde durch den Magistrat von Ulm gefänglich eingesetzt. Man machte ihm den Prozeß trotz aller Reklamationen Friedrichs. Es wäre wohl zu weitern Unannehmlichkeiten gekommen, wenn der

Herr v. Heyden nicht das Glück gehabt hätte, aus dem Gefängniß zu entwischen.

Auch mit Mecklenburg gab es häufig Werbehändel, weil die preußischen Werbe-Offiziere besonders gern die kräftigen Mecklenburger Bauern gutwillig oder mit Gewalt zu den preußischen Fahnen warben.

Die Werbungen für das Heer verschlangen ungeheure Summen. Man hat berechnet, daß Preußen während der Regierung Friedrichs des Großen gegen 20 Millionen für Werbegelder gezahlt habe; die Geworbenen bestanden meist aus dem wüstesten Gesindel der Welt; sie waren im Frieden eine wahre Plage der Bürger. Trotz der fürchterlichsten Strafen, trotz der Fuchteln, des Spießruthenlaufens und selbst des Hängens und Erschießens wurden doch fortwährend Verbrechen von den Soldaten begangen. Die Behandlung der gemeinen Soldaten war eine abscheuliche. Die Offiziere sprachen mit ihnen fast nur in Schimpfworten; erst in der letzten Zeit der Regierung Friedrichs wurde und zwar auch nur in einzelnen Garnisonen eine etwas menschlichere Behandlung eingeführt. Das Verdienst daran ist aber nicht dem König, sondern einigen humanen höheren Offizieren zuzuschreiben.

Eine ehrenvolle Auszeichnung verdient besonders der General-Lieutenant v. Möllendorf, der als Gouverneur von Berlin an die Offiziere der Berliner Garnison am 10. Juni 1785 ein Rundschreiben erließ, durch welches das widerliche Schauspiel öffentlicher Fuchtelungen der Soldaten auf den Paradeplätzen wenigstens einigermaßen verhindert wurde. Es lautet:

„Seit zwei Jahren, als so lange ich das Gouvernement in hiesiger Residenz führe, ist es eine meiner ersten Bemühungen gewesen, zur Ehre der Menschlichkeit die barbarisch geringschätzige Art der Offiziere gegen den gemeinen Mann auszumärzen und ich muß zu meiner Beruhigung und Freude sagen, daß ich bei sechs Regimentetn hiesiger Garnison offenbar die Früchte davon gewahr werde. Nur bei einem Regiment, das ich jetzt noch nicht nennen will, ist die alte, auf irrige Meinungen beruhende Idee einiger Offiziers, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner

Schuldigkeit anzuhalten, noch Mode. Ich rathe es aber demjenigen Herrn Commandeur, so sich diese Verfahrungsart bis Dato zu Schulden kommen lassen, an, davon abzustehen, den gemeinen Mann mehr mit Ambition, als mit der Tyrannei zu der Ordnung und Kriegsgeschicklichkeit zu führen, die des Königs Majestät verlangen. Se. Majestät der König haben keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Krobzeug im Dienst, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir auch sind, nur blos daß uns das zufällige Glück höhere Charactere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut als wir und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen. Ein jeder Offizier sollte sich freuen, ein Anführer ehrliebender Soldaten zu sein; das ist er aber gerade nicht, wenn er diejenigen, deren Befehlshaber er ist, unter eine so geringe Race von Menschen heruntersetzt."

Von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft durch die Verachtung derselben fast ausgeschlossen, bildeten die Soldaten unter der Regierung Friedrichs einen eigenen Stand, der seine besondern Gesetze, selbst der Moral, hatte. Ein eigenthümliches Beispiel hierfür sind die sogenannten Liebstenscheine, welche an die Soldaten des ersten Bataillons der Garde ausgetheilt wurden.

Um die Soldaten vom Heirathen abzuhalten, erhielten sie die Erlaubniß, mit einem Frauenzimmer, welches sie geschwängert hatten, in einer natürlichen, von keinem Priestersegen begleiteten Ehe zu leben. Der Soldat miethete seine Liebste irgendwo in der Stadt ein, während er selbst in seinem Quartier wohnen mußte. Das Mädchen erhielt den Liebstenschein, der sie vor polizeilichen Verfolgungen gegen Unsittlichkeit schützte.

Die Soldatenliebsten, mit diesem Namen nannte sie jedes Kind, wurden fast als die Frauen der Soldaten betrachtet; das Verhältniß konnte von beiden Theilen nicht willkürlich gelöst werden, sondern es bedurfte dazu einer Scheidung, die aber nicht von dem Gericht, sondern vom Kompagnie-Chef vorgenommen wurde.

Die gemeinen Soldaten waren in Folge ihrer Rohheit, ihres

wüsten Lebens, ihrer häufigen Verbrechen und der entehrenden Behandlung, welche sie von ihren Vorgesetzten erleiden mußten, von den Bürgern verachtet und gehaßt, nicht weniger groß aber war auch der Haß, der besonders in Berlin Seitens der Bürger die Offiziere traf. Diese waren kaum minder roh als die gemeinen Soldaten; wenn auch einige unter ihnen eine gelehrte Bildung hatten, so machten diese doch nur eine Ausnahme von der Regel, die Meisten waren Landjunker ohne alle Kenntnisse, welche nur durch ihren Adel zu dem Range gekommen waren, den sie bekleideten.

Der Offizierstand galt in dem neuen Militärstaat Preußen als der erste des Landes. Der Philosoph auf dem Throne nährte geflissentlich jenen Geist einer besondern Offiziersehre, der schon unter der Regierung seines Vaters begonnen hatte sich zu entwickeln. Die Offiziere sollten sich besser dünken, als alle Civilbeamte, sie wurden diesen deshalb bei jeder Gelegenheit vorgezogen.

Als einst zwischen dem Legationsrath Grafen v. Schwerin und einem Fähnrich ein Rangstreit ausbrach und der Legationsrath sich klagend an den König wandte, entgegnete dieser, die Sache könne gar nicht streitig sein, es verstehe sich ganz von selbst, daß ein Fähnrich stets den Rang vor dem Legationsrath habe. Graf Schwerin verließ in Folge dessen den Civil-Staatsdienst und wurde Fähnrich.

Schon durch solche Bevorzugung waren die Offiziere von der Zusammengehörigkeit mit der übrigen bürgerlichen Gesellschaft als ein besonderer, bevorrechtigter Stand ausgeschlossen. Um sie aber noch mehr von derselben zu trennen, ordnete Friedrich dieselbe Maßregel an, welche die katholische Kirche mit Erfolg in Beziehung auf die Geistlichen durchgeführt hatte, er gab nur in höchst seltenen Fällen die Erlaubniß, daß ein Offizier sich verheirathen durfte.

In dem am 1. Mai 1764 erneuerten Reglement für die königlich preußischen Dragoner-Regimenter heißt es ausdrücklich:

1) Wann ein Stabs-Officier oder Capitaine, welcher eine Esquadron hat, heirathen will, so soll er an Se. Kö-

nigliche Majestät um Permission schreiben und Se. Königliche Majestät wollen, wann die Parthei seinem Charactere convenable und der Officier durch solche Heirath sich helffen kann, solches zwar nicht abschlagen, jedennoch es Se. Königliche Majestat lieber sehen werden, wann ein Officier unverheirathet bleiben will.

2) Den Subalternes-Officiers soll gar nicht erlaubt sein, zu heirathen, weshalb auch selbige bei Sr. Königlichen Majestät sich nicht melden sollen, es wäre dann, daß ein armer Officier sein sonderliches Glück durch eine Heirath machen könnte.

Bei der Abgeschlossenheit des Offizierstandes, die durch das Cölibat erzeugt werden mußte, bei dem Uebermaß von Selbstbewußtsein, welches aus der reinen adligen Herkunft der Offiziere, aus der bevorzugten Stellung derselben naturgemäß entsprang, konnte es nicht fehlen, daß die Offiziere nach und nach zu einer grenzenlosen Selbstüberhebung kommen mußten, welche besonders den Berlinern stets sehr lästig war.

Die Offiziere schauten mit Verachtung auf die Bürger herab, wie reich und angesehen diese auch sein mochten, sie behandelten dieselben im günstigsten Falle mit beleidigender Herablassung, um vielleicht von ihnen zu borgen oder ihre schönen Töchter zu verführen, weit häufiger aber zeigten sie eine Brutalität, gegen welche es kaum ein Schutzmittel gab, denn der König war selten geneigt, einen Offizier, der es nicht gar zu bunt getrieben hatte, zu bestrafen.

Daß die jungen Offiziere damals, wie zu allen Zeiten der Liebe, dem Wein und dem Spiel nicht abgeneigt waren, daß sie sich gern duellirten und daß sie im Frieden ihre viele freie Zeit nicht gerade in edelster Weise ausfüllten, haben wir wohl kaum nöthig, hinzuzufügen.

Wie nachsichtig der König gegen seine Offiziere auch sonst sein mochte, im Dienst verlangte er von ihnen die strengste Pflichterfüllung und selbst Generale mußten sich die härtesten Vorwürfe gefallen lassen, wenn sie nachlässig gewesen waren.

Ein Schreiben Friedrichs vom 7. September 1784 an den General von Tauenzien mag als Beispiel gelten. Es lautet folgendermaßen:

„Mein lieber General von Tauenzien!

Schon bei Meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt; wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein.

Das Thadden'sche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Land-Bataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel; Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß Ich einen Officier von Meinem Regiment nach dem diesjährigen Herbstmanövre werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen; Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hager hat einen elenden Commandeur und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig. Nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann Ich zufrieden sein.

Seht, so sind die Regimenter en detail!

Nun will Ich das Manövre beschreiben: Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Neiße, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging.

Ich bin nicht Willens, durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb Ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führt und vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generals manövrirt und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist.

Das Regiment von Arnim und das Garnison=Regiment von Kenitz macht den Feind und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse Ich Kriegsrecht halten; denn Ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, die sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten. Erlach sitzt noch 4 Wochen im Arrest. Auch habt Ihr diese Meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspection bekannt zu machen."

Die große Strenge, welche Friedrich im Dienst gegen Offiziere aller Grade zeigte, mit der er jede Unordnung sofort bestrafte, hielt die Armee äußerlich in vortrefflichem Zustande. Die Bewaffnung war vervollkommnet, die Ausrüstung glänzend, die Uniform schön und elegant. Die Friedensmanöver wurden im Großen und Ganzen mit der größten Präzision ausgeführt und das preußische Heer galt daher in ganz Europa als ein Musterheer. Man erinnerte sich der Siege, welche es im siebenjährigen Kriege erfochten hatte und glaubte, daß es in einem neuen Kriege nicht weniger siegreich kämpfen würde.

König Friedrich glaubte dies selbst, aber er mußte sich noch in seinen letzten Lebensjahren überzeugen, daß er sich getäuscht habe. Als der für die Geschichte Berlins bedeutungslose bairische Erbfolgekrieg, den wir hier nur beiläufig erwähnen, begann, zeigte sich auf das Klarste, wohin die Bevorzugung des Adels bei den Offiziersstellen, der Gammaschendienst, der im Frieden mehr und mehr eingerissen war, die Selbstüberhebung der Offiziere, die Werbung, Fuchtelung und entehrende Behandlung der Soldaten geführt hatten.

Das Heer Friedrichs des Großen zeigte sich als ein kriegsuntüchtiges Friedensheer und wäre nicht zum Glück der Krieg kurz und thatenlos gewesen, so würde vielleicht schon damals die preußische Armee jenes Schicksal betroffen haben, welches ihr nicht ganz 30 Jahre später zu Theil wurde.

Ein Staat, der ein ungeheures Friedensheer ernähren, der in jedem Augenblick bereit sein soll, auf den Kriegsschauplatz zu treten, bedarf gewaltiger Hülfsmittel. Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege erkannt, daß der erste und mächtigste Verbündete das Geld sei. Mit unermüdlicher Thätigkeit war er wäh=

rend seiner ganzen Regierung bestrebt, den Wohlstand des Landes zu heben, die Entwicklung des Handels, der Fabrik- und Gewerbethätigkeit zu fördern und dadurch das Volk in den Stand zu setzen, ohne zu verarmen die Last des stehenden Heeres zu tragen.

Unsere Stadt war vor allen andern des Landes der Schauplatz der wahrhaft großartigen schöpferischen Thätigkeit Friedrichs, einer Thätigkeit, welche sich indessen leider häufig auf falschen Bahnen bewegte und deshalb nicht diejenigen Erfolge haben konnte, welche der Feuereifer und redliche Wille des Königs verdient hätten.

Das Volk jener Zeit war im Großen und Ganzen eine träge, willenlose Masse, verdummt durch die tyrannische Regierung Friedrich Wilhelms I., ohne Unternehmungsgeist, ohne den den Muth, sich selbst zu helfen; es bedurfte der Anregung, um zur Selbstthätigkeit zu kommen.

Friedrich aber begnügte sich mit einer Anregung nicht; er glaubte nur dann seinen königlichen Beruf vollkommen zu erfüllen, wenn er überall persönlich leitete und anordnete, wenn er in die äußersten Details der Verwaltung, des Fabrikwesens, der Landwirthschaft mit eigener Hand eingriff und für dieselben seine Gesetze und Bestimmungen gab. Er hielt sich für den geborenen Vormund der unmündigen Masse; nirgends ließ er dem Einzelnen freien Spielraum für die Entfaltung eigener Thätigkeit und dadurch zerstörte er häufig genug die Früchte seines Strebens.

Schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich bewiesen, wie sehr ihm die Förderung des Handels und der Gewerbe am Herzen lag, indem er schon am 27. Juni 1740 den Staatsminister von Marschall mit der Leitung eines besondern Departements für Manufaktur- und Kommerziensachen betraute und ihn in einer sehr detaillirten Instruktion beauftragte, dafür zu sorgen, daß die bisherigen Manufakturen im Lande verbessert und solche, welche bisher noch fehlten, eingeführt würden. Außerdem erhielt der Minister den Auftrag, so viel Fremde, als irgend möglich, ins Land zu ziehen.

Auch der Kaufmann Gotzkowsky, der zu jener Zeit für eine Autorität im Handelsfache galt, wurde gleich nach der Thron-

besteigung Friedrichs nach Charlottenburg berufen und beauftragt, so viele geschickte und nützliche Künstler und Arbeiter, als es irgend angehe, nach Berlin zu ziehen. Friedrich versprach, ihn in einem solchen Bestreben zu unterstützen, indem er für seine Person ein fleißiger Abnehmer der im Lande verfertigten Waaren sein wolle.

Am 27. Juli erschien ein königliches Patent, nach welchem solche geschickte und nützliche Leute, welche aus fremden Landen in Berlin sich häuslich niederlassen wollten, Accise- und Gewerbefreiheit auf 2 Jahre genießen sollten.

Dem ersten Beginn der Regierungsthätigkeit Friedrichs entsprach auch die Folge derselben; besonders großartig war das Streben des Königs für die Hebung von Handel und Gewerbe nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges.

Die Heranziehung von Kolonisten in das Land, die Urbarmachung des Oderbruchs, die Schaffung neuer Verkehrsstraßen für die Schifffahrt,*) des Plauen'schen und Finow-Kanals, die für den Berliner Handel von dem segensreichsten Einfluß waren, legen dafür Zeugniß ab.

Hätte Friedrich sich begnügt, mit diesen Mitteln weiter thätig zu sein, so würde er größere Erfolge gefeiert haben, als dies leider der Fall sein konnte, weil er häufig genug, durch falsche politische und volkswirthschaftliche Ansichten verführt, seinen eigenen Bestrebungen entgegenarbeitete.

Während er eifrigst bemüht war, die Bodenkultur durch Heranziehung von Kolonisten und durch Urbarmachungen wüster Landstriche zu heben, störte er dieselbe durch ungerechte Bevorzugung des Adels, indem er unabläßig darauf drang, daß Rittergüter nur an Adlige verkauft werden durften; der Preis dieser Güter mußte dadurch fallen und der Betrieb sinken.

Nicht minder nachtheilig für die Entwicklung des Ackerbaues sowohl als für die sämmtlicher Gewerbe und des Handels war das strenge Festhalten Friedrichs an den veralteten Grundsätzen

*) Es ist höchst merkwürdig, daß Friedrich, so sehr er die Wasserstraßen, den Bau neuer Kanäle beförderte, doch gar kein Interesse für die durchgreifende Verbesserung der Landstraßen zeigte. Er hat während seiner ganzen Regierungszeit nicht eine Meile Chaussee gebaut.

eines konsequenten Merkantilsystems; das Geld sollte im Lande bleiben. Deshalb durften Rohprodukte nicht ausgeführt, fremde Fabrikate gar nicht oder doch nur gegen ungeheure Steuern eingeführt, deshalb mußten um jeden Preis neue Fabriken eingerichtet werden, gleichgültig, ob die Staatszuschüsse, welche sie erforderten, durch den Betrieb gedeckt wurden oder nicht, ob die im Inlande fabrizirten Waaren viel theurer und schlechter waren, als die im Auslande verfertigten.

Gerade Berlin war der Schauplatz einer weitgreifenden Thätigkeit Friedrichs, welche sich indessen zur vollen Blüthe erst nach dem siebenjährigen Kriege entwickelte.

Um die Fabrikation von Tüchern, Kattunen, wollenen Zeugen &c. zu schützen, ergingen schon im Januar 1747 Edikte gegen den Aufkauf der Wolle und die Einbringung fremdländischer Fabrikate der Art in Preußen. Ebenso wurde eine Sammetfabrik, welche der Hoflieferant Blume nach Genueser Art in Berlin angelegt und an seinen Schwiegersohn Gotzkowsky vererbt hatte, im Jahre 1749 durch ein Verbot des fremden Sammets geschützt. Auch der Berliner Zucker-Raffinerie wurde zum Schaden sämmtlicher Zuckerkonsumenten im Lande ein weitreichender königlicher Schutz; am Liebsten hätte Friedrich den ausländischen Zucker ganz verboten, da man aber in jener Zeit den Runkelrübenzucker noch nicht kannte und doch das fremde Fabrikat nicht entbehren konnte, so wollte der König wenigstens das Geld retten, welches bisher für die Raffinerie besonders den Hamburgern zugeflossen war.

Es gab damals in Preußen noch keine Zuckersiedereien, denn die in Stettin im Jahre 1720 gegründete Gesellschaft war in Folge bedeutender Verluste eingegangen.

Im Jahre 1749 erhielt David Splittgerber die Erlaubniß, in Neu-Cölln an der Spree eine Zuckersiederei und Raffinerie einzurichten. Im Jahre 1751 wurde sein Privilegium dahin erweitert, daß er die Kur- und Neumark mit seinem raffinirten Zucker versorgen durfte und um seine Fabrik vor jeder Konkurrenz zu schützen, wurde aller auswärtig gesottene Zucker unter dem 20. November 1751 mit einer Steuer von 12 Prozent belegt.

Unter solchen Verhältnissen konnte das Geschäft wohl em-

vorblühen. Splittgerber legte bald eine zweite und dritte Fabrik in Berlin an, zur zweiten schenkte ihm der König sogar die Baustelle vor dem Stralauer Thor. Erst später wurde es auch andern Unterthanen erlaubt, Zuckersiedereien anzulegen.

Nicht weniger wurde eine Seiden-Manufaktur unterstützt, welche im Jahre 1753 der Banquier Schütz vor dem Königsthor anlegte und zu der Friedrich die Kosten hergab, ohne daß aus dem künstlichen Unternehmen je ein nennenswerther Erfolg erzielt worden wäre.

Von hohem Interesse für die Berliner Industrie ist die Begründung eines Fabrikationszweiges, der damals zuerst Aufsehen zu erregen begann und der nicht wegen, sondern trotz des Schutzes, welchen er beim König fand, doch von dauernder Bedeutung für unsere Stadt geblieben ist — die Begründung der Porzellan-Fabrikation.

Die Kunst, Porzellan zu machen, war bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ausschließlich Eigenthum der Chinesen gewesen, bis endlich durch einen Goldmacher zufällig das Geheimniß der Porzellan-Fabrikation entdeckt wurde.

Johann Friedrich Böttcher war in Berlin bei dem Apotheker Zorn Lehrling gewesen. Er hatte vielfach chemische Versuche gemacht und war dadurch in den Verdacht der Goldmacherei gekommen. Im Jahre 1700 entwich er nach Sachsen, weil er fürchtete, in Berlin zur Strafe gezogen zu werden. Er setzte seine Forschungen nach dem Stein der Weisen unablässig fort; bei diesen nun entdeckte er zwar nicht die Kunst, Gold, wohl aber die, Porzellan zu machen.

Sächsisches Porzellan wetteiferte fortan auf den Messen mit dem chinesischen und die Fabrikation desselben wurde zur Goldgrube für Sachsen. Sie erschien so gewinnbringend, daß man auch in Berlin vielfache, aber vergebliche Versuche anstellte, um hinter das Fabrikations-Geheimniß zu kommen.

Der Professor der Chemie Heinrich Pott glaubte endlich an das Ziel gelangt zu sein; da ihm aber zur Anlegung einer Fabrik und Beschaffung der nothwendigen Materialien und Geräthe das Vermögen fehlte, so wendete er sich an den Leibarzt Eller, um durch diesen die Unterstützung des Königs zu erlangen.

Aus welchem Grunde Friedrich, der sonst jeder derartigen Unternehmung geneigt war, die Pott's nicht unterstützte, ist nicht bekannt geworden; der Professor sah sich zurückgewiesen und in Folge dessen veranlaßt, sein Geheimniß in den Zeitungen öffentlich auszubieten, aber auch dies hatte keinen Erfolg.

Eine Zeitlang ruhte der Eifer, die Porzellan-Fabrikation zu unternehmen, bis endlich der Kaufmann Wegely in Berlin eine Porzellanfabrik begründete. Wegely fand die Unterstützung des Königs. Friedrich schenkte ihm das vor dem Königsthor belegene Kommandantenhaus, an dessen Stelle Wegely ein großes Gebäude für die Porzellanfabrik errichtete.

Der Anfang fiel ziemlich unglücklich aus, das Berliner Porzellan kam dem Meißner keineswegs gleich.

Erst der siebenjährige Krieg gab der Fabrikation einen neuen Aufschwung. Viele sächsische Porzellan-Arbeiter, welche verschiedener Vergehungen wegen auf der Festung Königsstein gefangen gehalten wurden, fanden während des Krieges Gelegenheit, sich an Stricken von den Felsen, auf denen die Festung belegen ist, herabzulassen. Sie flohen nach Böhmen, von dort aus aber begaben sie sich auf Wegely's Einladung nach Berlin und brachten hier ein neues Leben in die Porzellan-Fabrikation, indem sie viele Geheimnisse der Meißner Fabrik verriethen und dadurch dazu beitrugen, daß die Berliner Waare fortan weit werthvoller und besser wurde.

Die Wegely'sche Fabrik blühte auf, aber nicht zum Vortheil des Inhabers, denn dieser hatte sich die Ungnade des Königs zugezogen.

Friedrich hatte sich im Kriege den Waarenbestand der Meißner Fabrik angeeignet; es kam nun darauf an, denselben möglichst schnell zu Gelde zu machen und er forderte zu diesem Behufe, daß ihm Wegely das sämmtliche Porzellan abkaufe. Auf eine solche Zumuthung vermochte der Berliner Fabrikant nicht einzugehen; zum großen Aerger des Königs verweigerte er die Annahme der Meißner Waaren. An seiner Stelle übernahm dieselben ein Baron Schimmelmann für einen ziemlich geringen Preis, der aus dem Verkaufe ein gewaltiges Vermögen herausschlug.

Friedrich hatte die Weigerung Wegely's so übel aufgenom-

men, daß er unter dem Vorwand, Wegely fordere für seine Waare zu hohe Preise und betrüge dadurch das Publikum, einfach befahl, die Berliner Porzellanfabrik solle eingehen. Es blieb nichts übrig, als dem Machtspruche des Königs zu gehorchen. Die Geräthschaften der Fabrik wurden vernichtet, die vorhandenen Waaren an die Meistbietenden verkauft und die Arbeiter gingen auseinander.

Ein Glück für die weitere Entwicklung des wichtigen Industriezweiges in Berlin war es, daß sich gerade in jener Zeit in der Hauptstadt ein Mann aufhielt, der sich mit besonderm Interesse mit Versuchen über die Porzellanbereitung beschäftigt hatte, ein aus Sachsen gebürtiger Töpfer, Namens Reichert. Dieser zog mehrere Arbeiter aus der Wegely'schen Fabrik an sich und kaufte ihnen um geringe Summen ihre Geheimnisse ab. Mit einem kleinen, seiner Frau gehörigen Kapital machte er weitere Versuche und kam dahin, einige kleine Service und Tafelaufsätze zu fabriziren, welche in Feinheit der Ausführung und Qualität dem Meißner Porzellan ziemlich gleichstanden.

Reichert war nicht vermögend genug, um die Fabrikation im Großen betreiben zu können, er wendete sich deshalb an mehrere auswärtige Fürsten, u. A. an den Herzog von Gotha und dieser zeigte sich bereit, ihn in seine Dienste zu nehmen, damit der Künstler in Gotha eine Porzellanfabrik anlege.

Der Kontrakt sollte eben ausgefertigt werden, als durch einen Zufall der Kaufmann Gotzkowsky davon Nachricht erhielt. Gotzkowsky hatte im Jahre 1760, wie unsere Leser sich erinnern, dem König in Meißen einen Besuch abgestattet, um die Wechsel-Angelegenheit der Berliner Kaufmannschaft zu ordnen. Er war vom König sehr freundlich empfangen worden und Friedrich hatte, seiner Gewohnheit gemäß, sich mit ihm über manche andere, Handel und Gewerbe betreffende Angelegenheit unterhalten. Im Zimmer standen einige Proben des sächsischen Porzellans. Friedrich zeigte diese dem Kaufmann und erklärte, daß er nichts mehr wünsche, als eine gute Porzellanfabrik in seinem Lande zu haben, er wolle, sobald der Frieden abgeschlossen sein würde, alles Mögliche anwenden, um diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen.

Ein königlicher Wunsch war für Gotzkowsky ein Befehl. Obgleich dieser durch den Krieg schwere Verluste erlitten hatte und keineswegs mehr so viel Vermögen besaß, um eine großartige Fabrik aus seinen Mitteln zu errichten, so glaubte er dies doch thun zu müssen; denn er hoffte, der König werde ihn später bei dem Betriebe unterstützen. Er nahm zu seinem auswärtigen Kredit seine Zuflucht und beschaffte sich dadurch bedeutende Geldsummen.

Da er Reichert zufällig kennen gelernt hatte, so gewann er diesen und machte mit ihm einen für den Künstler ziemlich vortheilhaften Vertrag. Er verpflichtete sich, die Gelder zur Errichtung und Fortsetzung der Porzellanfabrik herbeizuschaffen, Reichert alle bereits angewendeten Kosten zu ersetzen, seine Vorräthe und Geräthschaften zu kaufen und ihm außerdem für seine Person, so lange er leben würde, jährlich 1000 Thaler nebst freier Wohnung und Holz zu gewähren; ein Kapital von 10,000 Thalern sollte ihm zufallen, sobald die nöthigen Versuche gezeigt hätten, daß Reichert wirklich verstände, echtes Porzellan zu fabriziren.

Gotzkowsky ging nun mit der Errichtung der Fabrik eifrig ans Werk. Er kaufte das in der Leipzigerstraße 4 belegene Dorville'sche Haus und hier begründete er die Fabrik. Arbeiter wurden engagirt und angelernt, bald betrug die Zahl derselben 150. Ein tüchtiger Miniaturmaler Klause wurde mit 2000 Thalern jährlich honorirt, um junge Leute aus guten Familien, die bei Gotzkowsky in Arbeit getreten waren, zu unterrichten. Im Jahre 1762 konnte Gotzkowsky zu seiner Genugthuung dem König schon trefflich ausgeführte Porzellansachen aus der Berliner Fabrik überreichen.

Gotzkowsky hatte bei dieser, sowie bei vielen andern Unternehmungen weit über seine Kräfte hinausspekulirt; er vermochte sein umfangreiches Geschäft nicht aufrecht zu erhalten, ein Bankerott war die Folge zu großartiger und häufig unglücklicher Spekulationen, vielleicht auch die Folge der grenzenlosen Undankbarkeit, welche die Stadt Berlin einem ihrer tüchtigsten Mitbürger erwies.

Der Porzellanfabrik drohte durch den Bankerott ihres Unter-

nehmers der Untergang. Friedrich fühlte sich daher verpflichtet, dieselbe selbst zu übernehmen; Gotzkowsky erhielt 225,000 Thaler und die Fabrik war nun eine königliche.

Die frühern Arbeiter und Direktoren blieben meistens in derselben, nur Reichert, der gehofft hatte, Direktor zu werden, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht und bekümmerte sich darüber, obgleich er eine Entschädigung von 7000 Thalern bekam, so sehr, daß er bald nachher starb.

Friedrich nahm fortwährend ein reges Interesse an der Entwicklung der Fabrik.

Er förderte dieselbe nach bester Kraft und zwar mit Mitteln, welche eben nur einem König zu Gebote standen und zwar einem König, der es nicht zu genau mit den Gesetzen der Billigkeit nahm. Er ließ nicht nur in der Fabrik fortwährend eine große Menge kostbarer Gegenstände verfertigen, welche er theils zu seinem eigenen Gebrauch, theils zu Geschenken an fürstliche Personen und an solche, denen er Zeichen seiner Zuneigung oder Gnade geben wollte, verwandte, sondern er gab auch den Befehl, daß die Juden in ganz Preußen, sobald sie die Konzession zur Niederlassung, zur Verheirathung, zum Handel oder zum Häuserkauf haben wollten, verpflichtet werden sollten, eine bestimmte Quantität Berliner Porzellans zu kaufen.

Damit aber hierdurch nicht etwa der königlichen Fabrik eine Konkurrenz erwüchse, war es den Juden streng verboten, die so angekauften Waaren innerhalb des Landes zu veräußern; sie mußten durch Zeugniß beweisen, daß sie den Verkauf außerhalb bewirkt oder die Waaren behalten hätten, und um die Ungerechtigkeit voll zu machen, wurde bei der Auswahl der den Juden zu verkaufenden Stücke immer darauf gesehen, daß sie solche Gegenstände erhielten, welche sonst nicht leicht abzusetzen waren.

Sein Interesse an der Porzellanfabrik bethätigte Friedrich auch ferner dadurch, daß er sich fortwährend auf das Genaueste um den Betrieb derselben bekümmerte.

Der Direktor mußte am Schlusse jeden Monats Bericht über den Betrieb der Fabrik einreichen.

Friedrich kam nie nach Berlin, ohne seiner Lieblingsschöpfung einen persönlichen Besuch abzustatten.

In allen größern Städten wurden Waarenlager der Berliner Fabrik angelegt und diese entwickelte sich bald mehr und mehr; sie lieferte eine wirklich vorzügliche Waare und auch nicht unbedeutende Reinerträge. Im Jahre 1785 beschäftigte die Fabrik schon 500 Arbeiter und bis zum Jahre 1808 hat sie einen Reinertrag von 1,321,472 Thalern gebracht.

Sechstes Kapitel.

Königliche Falschmünzerei. Der Münzjude Veitel Ephraim. Die Grünjacken und Ephraimiten. Die Besoldungsscheine. Verringerung der Einwohnerzahl Berlins. Noth nach dem Kriege. Fabrik-Anlagen in Berlin. Die Seidenmanufaktur in Berlin. Die Wollenmanufaktur. Begründung der königlichen Bank und Seehandlung.

Der siebenjährige Krieg, der wesentlich dazu beigetragen hat, die Porzellanfabrikation zu heben, hielt die Entwicklung der übrigen Fabrikzweige in Berlin zurück. Der König konnte während desselben weder Zeit noch Geld aufwenden, um seinerseits fördernd einzutreten, den Privaten aber fehlte der Muth dazu.

Die Fabrik- und Gewerbthätigkeit schlief in Preußen während des Krieges, nicht aber der Handel. Die ungeheuren Lieferungen, welche der Bedarf der Armee fortwährend erforderte, gingen meistens von Berliner Kaufleuten aus. Manche derselben, sowie auch einige größere Handwerker hatten in Folge dessen bedeutende Verdienste.

Bisher waren außer dem Splittgerber und Daum'schen Handlungshause, dem Bankier Schütz und dem bekannten Gotzkowsky nur wenige Kaufleute von Bedeutung in Berlin gewesen. Während des Krieges vermehrte sich die Zahl derselben; manche gewannen großartige Reichthümer, aber neben den Wenigen, die durch den Krieg reich wurden und sich nun gegenseitig im Luxus

überboten, verarmte naturgemäß die große Masse der Bevölkerung, der kleine Kaufmann und Handwerker, der Arbeiter, der Gelehrte und Beamte während der Kriegsjahre mehr und mehr.

Wesentlich trug zu der Noth, in der sich während des Krieges die Masse der Berliner Bevölkerung befand, eine Maßregel bei, welche Friedrich ergriff, um sich für Kriegszwecke Geld zu schaffen, eine königliche Falschmünzerei.

Die Münze wurde jüdischen Unternehmern übergeben. Der Berüchtigteste derselben war der Berliner Schutzjude und Hof-Juwelier Veitel Ephraim, der bei Ausprägung des leichten Geldes mit bewunderungswürdiger Schlauheit und Gewissenlosigkeit verfuhr.

Jährlich wurden ungeheure Massen falscher Gold- und Silbermünzen ausgeprägt und um dieselben möglichst im Kours zu erhalten, gab man ihnen eine vor die Kriegsjahre hinausreichende Jahreszahl, damit das Volk glauben solle, es seien noch die richtigen alten Geldstücke; dann wendete man auch andere als preußische Stempel an, mit Erlaubniß der erkauften Regierungen der betreffenden Länder. Es kam dahin, daß sächsische Goldstücke, die in Berlin ausgeprägt waren, nur 1½ Thaler gutes Silbergeld an Werth hatten.

Friedrichs Münzkunststück fand auch im übrigen Deutschland Nachahmung und bald genug zeichneten sich die meisten der kleinen deutschen Fürsten ebenfalls durch Verfälschung des Geldes aus.

Die fremden Falschmünzer trieben es sogar noch ärger, als die preußischen. Die Geldsorten der auswärtigen Münzstätten waren fast vollständig werthlos, einige so geringhaltig, daß sie im Volke den Spottnamen „Grünjacken" erhielten, weil aus ihnen der Grünspan so mächtig emporschoß, daß er selbst beim häufigen Umtausch des Geldes sich nicht vertilgen ließ.

Der Berliner Witz gab überhaupt jenen Geldstücken bald genug bezeichnende Namen. So hießen die leichten sächsischen Achtgroschenstücke, welche von Ephraim nachgeprägt wurden, allgemein „Blechkappen" oder „Ephraimiten". Ephraim hatte Sorge getragen, seine Achtgroschenstücke möglichst täuschend nachzuahmen; sie waren prächtig weiß gehalten und sahen gut

genug aus. Die Gassenbuben sangen deshalb folgenden Vers auf sie:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Das gute Geld stieg in Folge der abscheulichen Falschmünzerei ungeheuer im Werthe. Ein guter Dukaten wurde damals an vielen Orten mit 9 Thalern bezahlt.

Die Münzfälschung brachte ein schweres Unglück über Deutschland; viele Millionen falschen Geldes liefen im Volke um, ganz Norddeutschland war damit überschwemmt und als nun endlich Frieden wurde, da zeigte sich die fürchterliche Wirkung der falschen Finanzwirthschaft, da machten viele der geachtetsten Kaufleute, welche, durch ihre Handelsverbindungen gezwungen, große Summen des falschen Geldes hatten annehmen müssen, Bankerott und eine gewaltige Verkehrsstörung war die nothwendige Folge.

Am Schwersten litten dabei die kleinen Handwerker, die Arbeiter und die Beamten; die Soldaten wußten mit gewaffneter Hand, wenn sie in falscher Münze ausgezahlt wurden, dieselbe zum vollen Werth anzubringen. Die Arbeiter und kleinen Handwerker aber mußten, um nur Geld zu bekommen, nehmen, was ihnen gegeben wurde und diese Alle verloren entsetzlich durch das werthlose Geld und fielen der bittersten Armuth anheim.

Nicht weniger schlimm erging es vielen Civilbeamten. Dieselben hatten in den letzten 4 Jahren des Krieges ihr Gehalt niemals mehr in baarem Gelde ausgezahlt bekommen, es wurden ihnen Kassenscheine übergeben, die nach dem Frieden zahlbar sein sollten. Diejenigen Beamten, welche kein Vermögen besaßen, mußten die Kassenscheine sofort an den Mann zu bringen suchen; sie verloren dabei entsetzlich, bis 4/5 des Werths derselben, denn die Wechsler in Berlin trauten dem Glück Friedrichs nicht mehr.

Die etwas wohlhabendern Beamten und diejenigen, welche vielleicht bei Freunden Kredit fanden, hoben sich wohl die Scheine bis zum Frieden auf, aber auch diese mußten schwere Verluste tragen, denn als ihnen nun endlich ihr Gehalt ausgezahlt wurde,

geschah es in schlechtem Gelde, welches kurze Zeit später auf seinen wahren Werth herabgesetzt wurde.

Es war für Friedrich keine leicht zu lösende Aufgabe, nach dem siebenjährigen Kriege wieder Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen. Die Kräfte des Landes waren über alles Maß angespannt worden, alle Bevölkerungsklassen hatten entsetzlich gelitten, die blühende Hauptstadt Berlin war im gewerblichen Verkehr fast zu einer kleinen Landstadt herabgesunken. Auch ihre Einwohnerzahl hatte sich erheblich vermindert; auf der Friedrichsstadt besonders waren alle Straßen verödet. Die später mit geringem Erfolg gebrauchte Redensart, daß die Straßen Berlins mit Gras bewachsen seien, hat damals der vollen Wahrheit entsprochen.

Friedrichs Streben ging unmittelbar nach dem Kriege dahin, die Noth des Volks zu lindern, den Verkehr wieder zu heben. Die noch in der Kriegskasse befindlichen Gelder wurden ausgeschüttet und auf die verschiedenen Provinzen vertheilt. Die Magazine ließ der König eröffnen, um die Kornvorräthe für das Volk zugänglich zu machen; große Bauten wurden ausgeführt, um den Arbeitern Verdienste zu schaffen. Trotz aller dieser Maßregeln gelang es der Hauptstadt doch nur nach und nach, die schweren Folgen des Krieges einigermaßen zu verwinden. Der kaufmännische und gewerbliche Verkehr war zu tief erschüttert, als daß er sich schnell hätte erholen können. Die schwersten Schläge erhielt er sogar erst nach dem Kriege durch die in Folge der Münzreduktion massenhaft eintretenden Bankerotts der angesehensten Kaufleute. Die Zuchthäuser wurden damals mit betrügerischen Bankerotirern bevölkert und es dauerte lange Zeit, ehe der gestörte Verkehr wieder in seine richtigen Bahnen treten konnte.

Mit unabläßiger Thätigkeit verfolgte inzwischen Friedrich seine Pläne zur Aufbesserung des Handels und der Gewerbe, Pläne, bei denen er leider den Grundsätzen der Staats-Bevormundung, des Schutzzoll-Systems, der Einfuhrverbote für Fabrikate und der Ausfuhrverbote für Rohstoffe, treu blieb. Er wollte Berlin zur Fabrikstadt umschaffen und war zu diesem Zweck bemüht, alle möglichen Fabrik-Anlagen durch Staats-Unterstützung ins Leben zu rufen, ein Bemühen, welches nur zwei-

felhafte Erfolge hatte und bei denen er häufig ungeheure Summen ohne Nutzen verschwendete.

Da wurde der Franzose Sebastian Chevalier nach Berlin gezogen und zum Hof-Lieferanten ernannt, damit er eine Fabrik von lackirten Blechwaaren, gegossenem Zinn, Kupfer, Pappe, Papiermaché ꝛc. in Berlin errichte. Er erhielt zu diesem Zweck freie Wohnung, der König erbaute ihm die Fabrikgebäude und gab ihm außerdem noch eine Pension von jährlich 600 Thalern. Die für die Verhältnisse Berlins noch nicht naturwüchsige Fabrik hatte Bestand, so lange die Staats-Unterstützungen dauerten; nach dem Tode des Königs aber sank sie, während eine zweite Lackirfabrik, welche der Franzose Guerrin angelegt hatte und die dessen Schwager, ein Braunschweiger, Namens Stobwasser*), später übernahm, unter diesem aus eigener Kraft zu großer Blüthe sich entfaltete.

Ein Genfer Uhrmacher, Namens Huguenin, legte mit königlicher Unterstützung in Berlin eine Uhrenfabrik an. Er ward im Jahre 1765 nach Potsdam zum König berufen und dieser, der ihm einige Uhren abkaufte, sprach den Wunsch aus, daß nicht ferner das viele Geld für die kostspieligen kleinen Maschinen nach Genf wandere. Huguenin war schnell bereit, eine Fabrik in Berlin zu errichten; er verlangte indessen einen ansehnlichen Vorschuß. Friedrich bewilligte denselben und das Vergnügen, eine Genfer Uhrenfabrik in Berlin zu haben, kostete ihm nach und nach nicht weniger als 141,000 Thaler, ohne daß dabei die Uhrenfabrikation in Berlin wirklich einheimisch geworden wäre.

Huguenin entwich, als sein Unternehmen scheiterte, schon im Jahre 1775.

Ein anderer Genfer Uhrmacher, Truïtte, setzte die Fabrik mit nicht weniger unglücklichem Erfolg fort; er starb im Jahre 1783 insolvent.

Der Berliner Kaufmann Hovelac war zur Fortführung des Unternehmens nur dadurch zu bewegen, daß ihm Friedrich das Fabrikhaus wiederum ohne Entschädigung überließ.

Aehnlich erging es auch in andern Industriezweigen. Die

---

*) Die noch heut bestehende Stobwasser'sche Fabrik, welche kürzlich ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert hat.

Fabrikanten erhielten theils bedeutende Summen geschenkt, theils schoß ihnen wenigstens der König Kapitalien ohne Zinsen vor, für Andere wurden auf seine Kosten Fabrikhäuser erbaut, wieder Andere erhielten Prämien für gelungene Fabrikate; in den Zeitungen wurden Belohnungen ausgeboten für die besten und fleißigsten Arbeiter in allen Zweigen der Industrie. Durch alle diese Mittel aber gelang es dem König doch nur, einzelne Fabriken zu einer scheinbaren Blüthe zu bringen, welche so lange dauerte, als sie durch königliche Unterstützung aufrecht erhalten wurde. Dies war besonders der Fall bei der Seidenmanufaktur, für welche Friedrich ein großes Interesse fühlte.

Aus der Ferne wurden Maulbeerpflanzer und Seidenzüchter verschrieben, denen die Regierung ansehnliche Pensionen ertheilte. Die Knaben aus den Waisenhäusern wurden den Seidenzüchtern zur Anlernung übergeben, sie mußten Maulbeerbäume pflanzen und Seidenwürmer warten lernen. Grains und Maulbeersamen wurden überall im Lande umsonst vertheilt, damit besonders die Dorfschullehrer, die Prediger und kleinen Handwerker auf dem Lande sich mit der Zucht der Seidenraupen abgeben möchten. Kirchhöfe, Wege &c. mußten mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden, um das Laub in genügender Menge zu haben. Es wurde eine Seidenmagazinkasse mit einem Fonds von 80,000 Thalern errichtet, aus dem alle Sorten fremder Seiden gekauft wurden und welche außerdem die Aufgabe hatte, denjenigen preußischen Seidenzüchtern, welche sich mit der Abhaspelung der Seide nicht abgeben konnten, die rohen Cocons abzukaufen. Alle Seidenmanufakturen konnten aus der Cocon-Niederlage Seide auf Kredit erhalten. Die Prämien für die Verarbeitung der Seide und die Unterstützung der Fabrikanten nahmen außerdem noch eine jährliche Summe von gegen 20,000 Thaler in Anspruch.

Was war das Resultat aller dieser Opfer? Ein scheinbar günstiges! — Die Berliner Seidenmanufakturen vermehrten sich in großartigem Maßstabe.

Als Friedrich zur Regierung kam, gab es in Berlin eine einzige Seidenmanufaktur, am Ende des Jahres 1782 waren bereits 56 Fabrikanten in den verschiedenen Zweigen der Seidenfabrikation beschäftigt, bei denen mindestens 7000 Menschen arbeiteten.

Ein scheinbar großer Erfolg war dies, aber eben nur ein scheinbar großer Erfolg, denn mit dem Fortfall der Staats-Unterstützungen sanken später alle diese Fabriken wieder und es blieb der neuern Zeit vorbehalten, die Seidenzucht und Seidenfabrikation durch die eigene Kraft intelligenter Unternehmer zur Blüthe zu bringen.

Auch die Wollenmanufaktur wurde mit ähnlichen Mitteln künstlich zum Nachtheil des Ackerbaues gehoben, die alten Wollausfuhrverbote wurden 1766 erneuert, ja am 3. April 1774 wurde sogar die Ausfuhr von Wolle und Wollfellen bei Lebensstrafe untersagt; bestraft wurde ferner, wer die Schafe vor der Schur verkaufte.

Die Landwirthe hatten unendliche Schererei mit ihren Heerden und sie zogen es daher naturgemäß vor, sich mit der Schafzucht überhaupt nicht mehr zu beschäftigen und ihre Schäfereien eingehen zu lassen.

Ein neues gewaltthätiges Gesetz mußte erlassen werden, um das Eingehen der Schäfereien zu verhindern; bei 1000 Dukaten Strafe wurde dasselbe verboten, ohne daß indeß der König im Stande gewesen wäre, den vielen Kontraventionen, welche gegen seine Verbote begangen wurden, mit Erfolg entgegen zu treten.

Die Schafzucht konnte bei solchen Gesetzen in Preußen unmöglich emporblühen, obgleich Friedrich sich um dieselbe durch die Einführung feiner spanischer Schafe redlich bemühte.

Litt auf diese Weise die Viehzucht und damit der Ackerbau im ganzen Lande, so nahm die Wollweberei in Berlin freilich einen künstlichen Aufschwung. Gegen Ende der Regierung Friedrichs waren wohl 13,000 Menschen mit derselben beschäftigt.

Aehnliche Gesetze wie das Verbot der Wollausfuhr lasteten auch auf der Entwicklung anderer Industriezweige. Früher war, wie unsere Leser sich erinnern, der Gebrauch aller Kattune streng verboten. Friedrich gestattete denselben wieder; unter seiner Regierung legte sogar Paul Demissi eine Baumwollspinnerei in Berlin an und verschiedene sächsische und böhmische Kolonisten begannen Kattune zu weben.

Auch Kattundruckereien wurden eingerichtet, aber sie konnten nicht recht emporkommen, denn der wenigen böhmischen und sächsischen Kolonisten wegen wurde die Einfuhr der guten ost-

indischen Kattune, die sich zum Drucken und Verkauf besonders eigneten, verboten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Entwicklung jedes einzelnen Fabrikationszweiges in Berlin weiter verfolgen; die dargestellten Beispiele genügen, um uns ein Bild davon zu geben, wie sich die Fabrikation in der Hauptstadt künstlich entwickelte. Der Schutz, welchen ihr Friedrich angedeihen ließ, war stets verbunden mit einem gewaltthätigen Eingreifen in die kleinlichsten Details des Geschäfts, die freie Selbstthätigkeit der Unternehmer war gehemmt und schon dadurch wurde es ihnen unmöglich, sich kräftig empor zu arbeiten.

Glücklicher war Friedrich in seinem Bestreben, den Handel zu heben, indem er am 20. Juli 1765 die königliche Bank errichtete, um dem kaufmännischen Verkehr durch sichere Kreditgewährung größere Kapitalien aufzuschließen. Da für die ausgegebenen Banknoten kein gezwungener Kours festgesetzt war, sondern die Annahme derselben dem freien Verkehr überlassen blieb, bürgerte sich bald das neue Institut in Berlin ein und wirkte segensreich. Alle irgend angesehenen Kaufleute fanden fortan für ihre Unternehmungen Geld zu billigen Zinsen; auch für die gesammte Berliner Einwohnerschaft wurde die Bank von großer Bedeutung. Sie nahm von Jedermann kleine Kapitalien, bei denen sie einen, wenn auch nur niedrigen Zinssatz gewährte.

Früher hatten Kindergelder dem Gericht ins Depositorium gegeben werden müssen; ihre Aufbewahrung kostete jährlich 1 Prozent. Nach Errichtung der Bank übernahm diese die Kindergelder und verzinste sie mit 3 Prozent, so daß also den Minderjährigen dadurch ein reiner Gewinn von 4 Prozent zufloß. Die Bank zeigte sich außerdem gefällig im Verkehr; kleine Kapitalien konnten in jedem Augenblick zurückgefordert werden, größere nach achttägiger Kündigung.

Die Bank erhielt in Folge ihres einsichtigen Geschäftsbetriebs bald eine ausgedehnte Wirksamkeit und hierdurch wurde wohl in dem stets regen und nach allen Richtungen hin thätigen König der unglückliche Wunsch erzeugt, den Staat an die Spitze weiterer kaufmännischer Unternehmungen zu stellen. Das Resultat dieses Strebens war die Begründung der Seehandlungs-Gesellschaft, welche nicht nur für den Großhandel Berlins vermöge der

ihr vom Staat gewährten Vergünstigungen, Monopole und Unterstützungen eine unnatürliche und schädliche Konkurrenz geworden ist, sondern welche auch später direkte Nachtheile genug gebracht hat.

Friedrich stiftete die Seehandlung in Berlin am 14. Oktober 1772. Sie sollte ursprünglich nur die Aufgabe haben, fremdes Salz aufzukaufen, theils um damit in Polen zu handeln, theils um den inländischen Salz-Departements den nöthigen Bedarf abzulassen. Damit der Handel der Gesellschaft möglichst emporblühe, wurde ihr das Monopol des Salzhandels*) übertragen.

Die Gesellschaft war ein Aktien-Unternehmen; es wurden 2400 Aktien zu 500 Thaler ausgegeben, von diesen aber behielt der Staat 2100 Aktien, so daß nur 300 ins Publikum kommen konnten. Auf 20 Jahre wurde der Gesellschaft der ausschließliche Salzhandel übergeben und außerdem ihr die Berechtigung gewährt, für alles Schiffbauholz, welches sie für ihren Bedarf aus Polen bezog, von der bedeutenden Steuer (50 Prozent) befreit zu sein. Die Aktien der Seehandlung mußten mit 10 Prozent verzinst werden und außerdem sollten sie noch eine Dividende abwerfen.

---

*) Die berüchtigten Salzbücher waren eine Folge dieses Monopols. Jede Familie erhielt ein Salzbuch, sie mußte eine bestimmte Quantität Salz verzehren, wenn sie auch durchaus keinen Geschmack an stark gesalzenen Speisen empfand.

Siebentes Kapitel.

Helvetius. Die französische Regie. Die französischen Abenteurer in Berlin. Die Monopole. Die Kaffee-Ordnung. Die Kaffeeriecher. Berliner Witz. Die königliche Tabacksfabrikation. Kleine Kaufmannskniffe des Königs. Das Lotto und die Lotterie. Der Schleichhandel in Berlin.

„Keine Regierung kann ohne Steuern bestehen, sie sei eine republikanische oder eine monarchische, immer wird sie der Steuern bedürfen. Die Obrigkeit, welche die Staats-Verwaltung besorgt, muß zu leben haben; Richter wollen bezahlt sein, wenn sie den Gesetzen gemäß verfahren sollen; der Soldat muß verpflegt werden, wenn er aus Mangel an Lebensmitteln nicht zur Gewalt greifen soll; und auf gleiche Weise müssen Die, welche dem Finanzwesen vorstehen, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwinge, das öffentliche Einkommen zu veruntreuen. Diese verschiedene Ausgaben erfordern beträchtliche Summen; außerdem aber muß etwas für außerordentliche Fälle zurückgelegt werden. Da dies alles nur vom Volke genommen werden kann, so besteht die Kunst darin, es so zu nehmen, daß der Bürger nicht erdrückt werde.“

Mit diesen Worten schildert Friedrich der Große selbst die Aufgabe des Gesetzgebers bei Besteuerung des Volks. In einem Briefe an de Launay vom 16. März 1766 setzte er seine An-

sichten über Besteuerung noch klarer auseinander, indem er sagte: „Besteuern Sie meinetwegen die Weine aller fremden Länder, der Arme ist es nicht, der sie bezahlt; ich erkläre mich zum Sachwalter für Fabrikanten und Soldaten, deren Sache muß ich vertreten!"

Der Arme, der Fabrikant, der Bürger, der Soldat sollten durch die Besteuerung nicht gedrückt werden und doch bedurfte Friedrich ungeheurer Summen, um den Militärstaat Preußen aufrecht zu erhalten, um seine Pläne, welche er zur Erhöhung des Landes-Wohlstandes hegte, zur Ausführung zu bringen, um Kanäle zu bauen, Ländereien urbar zu machen, Fabriken anzulegen und zu unterstützen.

Woher sollte er diese Summen nehmen, wie konnte er sie auftreiben in dem durch den Krieg so erschöpften Lande, welche Steuern konnte er erhöhen, ohne das Volk zu sehr anzustrengen? Das war die große Frage, welche Friedrich bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sich selbst und seinen Ministern vorlegte.

Am 10. Juni 1765 fand zur Berathung über die Finanzlage des Landes in Charlottenburg ein Ministerrath statt. In diesem sprach der Vice-Präsident des General-Direktoriums, v. Massow, sich dahin aus, das durch den Krieg erschöpfte Land lasse an gar keine Abgabe-Erhöhung denken.

Eine solche Antwort war keineswegs nach Friedrichs Sinn. Die Abgaben mußten erhöht werden! Seine Minister konnten ihm die nöthigen Rathschläge nicht geben, er wendete sich deshalb an Fremde.

Friedrichs ganze Bildung war von frühester Kindheit an französisch gewesen; das Merkantilsystem, wie es Colbert in Frankreich zur Blüthe gebracht hatte, erschien dem König als der Inbegriff volkswirthschaftlicher Vortrefflichkeit, auch das französische Finanzwesen fand in ihm einen Nachahmer.

Er war durch den General-Lieutenant v. Krockow, welcher 23 Jahre in französischen Diensten gestanden hatte, vielfach auf die nach der Ansicht des Generals ganz vortrefflichen Finanz-Einrichtungen Frankreichs aufmerksam gemacht worden. Krockow hatte dabei auch den berühmten Helvetius erwähnt, der sich als Generalpächter der französischen Steuern ein großes Vermögen

und trotzdem einen anständigen Ruf erworben hatte. Helvetius war ein talentvoller Schriftsteller; eins seiner Bücher hatte ihm in Frankreich Verfolgungen zugezogen und ihn zur Flucht nach England veranlaßt.

Durch Krockows Vermittlung setzte sich Friedrich mit Helvetius in Briefwechsel und lud ihn zu einem Besuch ein.

Helvetius kam im Jahre 1765 nach Berlin, wo er bis zum folgenden Jahre blieb und sich vielfach mit dem König über die Finanz-Einrichtungen Frankreichs unterhielt. Das Resultat dieser Berathungen war, daß ein Heer französischer Abenteurer nach Berlin verschrieben wurde, um die berühmte französische Finanzkunst in Preußen einzuführen, daß aus ihnen eine neue Behörde unter dem Titel „Administration générale des Accises et Péages“, vom Volk nur „die französische Regie“ genannt, gebildet wurde, der das gesammte Accise- und Zollwesen des Landes untergeordnet ward.

Da gab es fortan in Berlin und im ganzen Lande Directeurs und Inspecteurs, Vérificateurs und Controleurs, Visitateurs, Commis, Plombeurs, Controleurs ambulants (reitende Aufseher), Jaugeurs (Weinrevisirer) und Commis rats de cave (Kellermäuse), auch Brigaden von Anticontrebandiers zu Fuß und zu Pferde und wie die Titel der französischen Finanzkünstler sonst noch heißen mochten.

An der Spitze der Regie standen fünf Regisseurs, deren jeder außer einer Tantieme von den eingehenden Steuern 12,000 Thaler jährliches Gehalt und den Titel eines Geheimen Finanzraths erhielt. Der Berühmteste derselben war la Haye de Launay, der mit viel gepriesener Geschicklichkeit es verstand, aus dem Volk den letzten Groschen herauszupressen.

Die Abgaben auf Bier, Branntwein, Wein, sowie auf alle nicht zum unbedingten Lebensbedürfniß der Armen gehörigen Gegenstände, selbst auf Fleisch, wurden wesentlich erhöht und mit unbarmherziger Strenge eingetrieben.

Die französischen Beamten saßen an den Thoren und wachten mit argwöhnischem Eifer über jedes Gepäckstückchen, welches in die Stadt gebracht wurde. Sie durchstreiften die Straßen, unablässig darnach spähend, ob nicht irgendwo ein zollpflichtiger Gegenstand eingeschmuggelt worden sei. Sie drangen selbst in

die Häuser ein, durchsuchten die Wohnungen ganz unverdächtiger Bürger, zwangen diese sogar, sich zu entkleiden, um auf ihrem nackten Leibe nachzusehen und erlaubten sich dabei die größten Brutalitäten.

Das Heer der französischen Beamten bestand aus dem nichtsnutzigsten Gesindel, aus Leuten, die zum Theil schon auf den Galeeren gewesen waren, aus Abenteurern, die in Frankreich keinen Lebensunterhalt mehr gehabt hatten, zum Theil von ihren Finanzstellen Betrugs wegen kassirt und nun nach Preußen gekommen waren, um hier ihr Glück zu machen.

Fast alle diese neuen Steuerbeamten zeichneten sich durch Habgier, Bestechlichkeit und Lust zum Betruge aus. Häufig genug hielten sie Haussuchungen bei wohlhabenden Bürgern nur zu dem einen Zweck, daß ihnen ihr widerwärtiges Eindringen in die Wohnung durch eine erkleckliche Bestechungssumme abgekauft werde.

Der Verkehr litt außerordentlich durch die Gewaltthätigkeiten, welche die Diener der Regie, geschützt durch das Gesetz, fortwährend begingen und während Friedrich so sehr bestrebt war, den Handel des Landes mit allen Mitteln zu heben, störte er ihn durch Einrichtung dieser Regie auf das Empfindlichste.

Der Regie reihte sich würdig die Monopolisirung vieler Verkaufsgegenstände an.

Der Kaffee war das Lieblingsgetränk der Berliner geworden und auch auf dem Lande verbreitete sich sein Genuß mehr und mehr. Friedrich glaubte daher mit Vortheil eine hohe Steuer auf ein Getränk legen zu können, welches er keineswegs als zum Bedürfniß der Armen gehörig betrachtete.

Anfangs wurde die Steuer einfach erhöht; als aber dies kein besonders günstiges Resultat ergab, denn es wurde nun viel Kaffee ins Land eingeschmuggelt, erschien die neue Kaffee-Ordnung vom 21. Januar 1781.

Das Kaffeebrennen wurde durch dieselbe den Privaten bei strenger Strafe verboten, nur einzelne Privilegirte bekamen dazu die Erlaubniß als eine besondere Vergünstigung, welche jedoch nur in den Städten dem Adel, den Offizieren, den Geistlichen, den Mitgliedern der Landeskollegien und einigen Hofleuten durch sogenannte Brennscheine ertheilt wurde; die Brennscheine mußten

bei dem königlichen Accise-Amt mit 1 Groschen bezahlt werden. Diese Begünstigten konnten den ungebrannten Kaffee aus den königlichen Entrepots zu 9 Groschen das Pfund kaufen, waren aber verpflichtet, mindestens 20 Pfund jährlich zu verbrauchen. Das übrige Volk mußte seinen Kaffee gebrannt aus den königlichen Entrepots beziehen.

Der gebrannte Kaffee war in blechernen Büchsen von 24 Loth verpackt, die mit der königlichen Verordnung beklebt waren. Die Büchse von 24 Loth kostete 1 Thaler, bei Rückgabe der Büchse wurden 4 Groschen vergütigt.

Der hohe Preis, für den der gebrannte Kaffee in den königlichen Entrepots verkauft wurde, war natürlich ein Anreiz zum Einschmuggeln. Die gebrannten Bohnen ließen sich schlecht transportiren und verloren an Aroma; die Schmuggler konnten daher nur rohen Kaffee einführen, der von den Bürgern im Geheimen selbst gebrannt werden mußte.

Mit wie hoher Strafe auch das Brennen des Kaffees belegt war, die Berliner Hausfrauen ließen sich davon doch nicht abschrecken und Friedrich sah sich deshalb veranlaßt, Kaffeeriecher anzustellen, welche die Aufgabe hatten, die Straßen der Residenz zu durchstreifen, um mit feiner Nase in denselben umherzuschnüffeln. Der durchdringende Geruch, den der Kaffee beim Brennen ausströmte, verrieth ihnen meist leicht, wo etwa eine lüsterne Berlinerin das Gesetz umging.

Das Volk von Berlin haßte diese Kaffeeriecher wie die Sünde und spielte ihnen manchen häßlichen Streich, besonders waren die Frauen äußerst aufgebracht. Alle Plackereien der Regie hätten sie dem König verzeihen können, aber daß er ihnen das Kaffeebrennen verbot, konnten sie nicht ertragen.

Der Berliner Witz beschäftigte sich damals viel mit den Kaffeeriechern und seine Schärfe traf mitunter auch den König selbst.

Friedrich der Große ritt eines Tages die Jägerstraße entlang, da bemerkte er am Fürstenhause einen Menschenauflauf; das Volk lachte und schaute nach einem hoch an der Wand hängenden Zettel. Er schickte sogleich einen Adjutanten, um sich zu erkundigen, was denn dort geschehe; dieser kam mit einem verlegenen Gesicht zurück und theilte dem König auf dessen Fragen

mit, daß ein Plakat gegen die Allerhöchste Person Sr. Majestät dort angeschlagen sei.

Friedrich scheute sich nicht, selbst nach dem Fürstenhause zu reiten. Er fand dort eine Karrikatur auf seine eigene Person: Er selbst war auf einem Schemel sitzend abgebildet, eine Kaffeemühle zwischen den Knieen haltend. Die Karrikatur hing so hoch, daß die Untenstehenden nur mit Mühe das Bild beschauen konnten.

„Hängt es doch niedriger, — rief der König — damit die Leute sich nicht den Hals auszurecken brauchen!"

Mit einem guten Witz ist der Berliner stets zu gewinnen. Das Volk jubelte laut auf über den königlichen Befehl und riß die Karrikatur in Stücke.

Wie den Frauen Berlins die Kaffeebrennerei, so war den Männern die Tabacksfabrikation des Königs verhaßt, denn auch der Taback war unter Friedrich dem Großen dem freien Verkehr entzogen.

Im Jahre 1738 hatte der Kaufmann Samuel Schock aus Basel, ein Mitglied der französischen Kolonie, in Berlin eine große Rauch- und Schnupf-Tabacksfabrik errichtet. Friedrich Wilhelm I. hatte ihm Staats-Unterstützungen angeboten; Schock aber war von dem richtigen Grundsatz ausgegangen, daß ihn eine Unterstützung des Staats in seinem Geschäftsbetriebe nur hemmen könne. Er hatte dieselbe deshalb ausgeschlagen und vortreffliche Geschäfte gemacht; seine gute Waare fand sowohl im Inlande als im Auslande reichlichen Absatz.

Hierdurch wurde in Friedrich der Wunsch erregt, den Tabackshandel zum Monopol zu machen. Im Jahre 1765 geschah dies.

Schock wurde reichlich entschädigt; ein französischer Kaufmann Roubaud, der in Marseille Bankerott gemacht hatte, und ein Italiener Anton von Calzabigi pachteten das Monopol für 1 Million Thaler. Um eine so gewaltige Pacht zahlen zu können, glaubten sie die Preise der Fabrikate in die Höhe schrauben zu müssen und sie thaten es in ungemessener Weise, aber zu ihrem Nachtheil; denn wie sehr sie auch die Käufer dadurch kränkten und die Tabackspflanzer beim Einkauf bedrückten, so vermochten sie doch nicht zu bestehen. Sie mußten ihre Pacht an

zehn Berliner Kaufleute, welche noch 100,000 Thaler mehr zu zahlen sich erboten, abtreten.

Auch diese waren, obgleich sie in richtiger Erkenntniß ihres Vortheils die Preise ihrer Waaren herabsetzten, außer Stande, die Pacht zu bezahlen und schon im Jahre 1766 wurde deshalb die Gesellschaft aufgelöst; der König übernahm den Handel mit Taback selbst und übertrug ihn der General-Tabacks-Administration, welche in der ersten Zeit allerdings manchen schweren Kampf durchzumachen hatte, später aber reichen Verdienst brachte.

Friedrich war in Folge dessen mit seinem neuen Unternehmen so zufrieden, daß er die Monopolisirung des Tabacks stets mit besonderer Genugthuung „mein Werk" nannte. Er interessirte sich für die geringsten Details der Tabacksfabrikation und um den Profit derselben zu erhöhen, verschmähte er selbst jene kleinen betrügerischen Kniffe nicht, deren sich unreelle Privatfabriken bedienen, um ihren Gewinn zu vergrößern.

So ließ Friedrich fortwährend daran arbeiten, dem Landtaback durch chemische Saucen den Geschmack und Geruch des Kanasters zu verschaffen und als dies nicht gelang, der Landtaback nur im äußern Ansehen dem wahren Kanaster ähnlich wurde, ohne jedoch seinen Galgenkanaster-Geruch zu verlieren, so befahl der König, den präparirten Landtaback künstlich mit dem echten Kanaster zu vermischen; das Publikum werde dies nicht merken und sich schon an die Mischung gewöhnen.

Zeigt sich in dieser kleinlichen Profitmacherei die sittliche Anschauung des Königs nicht als besonders streng, so giebt auch die Monopolisirung des Lasters und zwar die des Spiels zu Gunsten des Staats davon Zeugniß.

Schon im Jahre 1740 war in Berlin eine Lotterie eingerichtet worden. Dieselbe bestand nur aus einer Klasse von 20,000 Loosen, die mit 5 Thalern das Stück bezahlt wurden. Später, im Jahre 1763, wurde durch den Italiener Calzabigi die Zahlen-Lotterie (das Lotto) und 1767 die Klassen-Lotterie begründet. Seit jener Zeit ist Preußen mit der Letztern beglückt!

Schauen wir zurück auf die verschiedenen Institutionen, welche Friedrich der Große ins Leben rief, um die Geldeinnahmen der Staatskassen zu erhöhen, so drängt sich uns die Be-

trachtung auf, daß der jesuitische Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" in jener Zeit in Preußen herrschend gewesen sei. Die Staatskassen wurden freilich gefüllt, aber um welchen Preis!

Das Lotto und die Lotterie brachten bedeutende Summen ein, aber sie erhöhten zugleich die Spielsucht in allen Klassen der Bevölkerung. Da gab es fast keinen armen Tagelöhner, fast kein Dienstmädchen in Berlin, welche nicht ein Paar Groschen gewagt hätten, um im Lotto ihr Glück zu versuchen; da wurden zu Gunsten des Staats und der Unternehmer, von denen das Lotto gepachtet worden war, verführerisch die letzten Groschen aus den Taschen der leichtsinnigen Spieler gezogen. Andere Hazardspiele waren durch strenge Gesetze verboten, da aber das Lotto die Spielsucht einmal erregt hatte, so kümmerten sich die Spiellustigen nicht mehr um die Strafen und das Laster des Spiels verbreitete sich daher in Berlin mehr und mehr in allen Ständen.

Durch die Regie und die Monopole wurden unzweifelhaft größere Steuern erzielt, als dies auf dem frühern Wege möglich gewesen wäre, brachte doch die Regie allein in den 21 Jahren von 1766 bis 1787 eine Summe von nicht weniger als 137,300,000 Thalern ein, während nach dem frühern Steuersystem höchstens 105,000,000 Thaler erzielt worden wären, so daß also der Staat eine Mehreinnahme von etwa 32,000,000 Thalern hatte.

Von dieser Mehreinnahme mußten indessen die Kosten der Verwaltung abgezogen werden, welche sich auf mindestens zehn Prozent beliefen und außerdem die in Zahlen nicht auszudrückenden Verluste, welche durch die Störung des gewerblichen Verkehrs und durch die Betrügereien der diebischen französischen Beamten entstanden! War da wohl der Vortheil für die Staatskassen so groß? Wog er auch nur im Entferntesten die entsetzlichen Plackereien, welche die Regie für das Publikum brachte, und die Demoralisation des Volks, welche das Ueberhandnehmen des Schleichhandels mit sich führte, auf?

Der Schleichhandel ward in Berlin zum ausgebildeten Gewerbe, mit welchem sich besonders die entlassenen Soldaten beschäftigten. Es war zu gewinnbringend, Kaffee, Taback und die

andern hoch besteuerten Gegenstände aus den Nachbarländern einzuführen, als daß sich nicht Menschen genug gefunden hätten, welche den strengen Strafen Trotz boten um des hohen Gewinnes willen.

Vergeblich durchstreiften fortwährend Steuer-Patrouillen bei Tag und Nacht die Straßen, vergeblich lagerten sie vor den Thoren, um die Schleichhändler abzufangen; gelang ihnen dies wirklich einmal, brachten sie einen ertappten Schmuggler zur Strafe, so traten zwei neue an dessen Stelle.

Die Steuer-Offizianten hatten bei Ausübung ihres Amts die schwierigste Stellung, sie trafen überall auf den Widerstand des Volks, welches offen Partei für die Schmuggler nahm, diesen die Annäherung der Beamten, die Verstecke derselben verrieth und bereitwillig etwa verfolgte Kontrebandirer in den Häusern verbarg.

Je strenger die Strafen waren und je gefährlicher daher das Schmugglergewerbe wurde, je mehr Reiz erhielt es für kühne, abenteuerlustige Burschen. Die Steuerbeamten führten Gewehre mit sich, sie erhielten das Recht, auf flüchtige Schmuggler zu schießen; jetzt flüchteten diese nicht mehr, sie bewaffneten sich ebenfalls und es kam in den Straßen Berlins zu förmlichen Kämpfen zwischen Beamten und Paschern, bei denen es Verwundete und sogar Todte gab. So wurde eines Tages ein Accise-Brigadier mitten in der Stadt von einem Schmuggler erschossen.

Friedrich hatte den Schmerz, in seinen letzten Regierungsjahren noch einsehen zu müssen, daß er mit seinen Finanzreformen auf einem falschen Wege gewesen sei; er erkannte, daß er von den Franzosen, die er ins Land gerufen hatte, auf schmähliche Weise betrogen und bestohlen wurde. Am 1. Dezember 1784 schrieb er an den Minister v. Werder:

„Mein lieber Etats-Minister v. Werder!

Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum wegen der untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspectors Pagan wider die General-Accise-Administration erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurkenzeug

ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie. Was diesen Pagan anbetrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobei Ich Euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke, und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen und sie los zu werden, welches Ich Euch zur Antwort melden wollen als

Euer wohlaffectionirter König."

Auch die Lehre, daß eine zu hohe Besteuerung dem Steuerertrage selbst schade, wurde in seinen letzten Jahren dem König klar. Der kolossale Preis des Kaffee's bewirkte, daß das Volk zu Kaffee-Surrogaten seine Zuflucht nahm, daß es Cichorien, Erbsen, Roggen ꝛc. brannte und nur mit einigen Bohnen wirklichen Kaffee's versetzte.

Die Abnahme des Kaffeebedarfs und das Ueberhandnehmen der Strafen für den Schleichhandel veranlaßten den König im Jahre 1784 zu einer wesentlichen Preisherabsetzung. Auch diese aber hatte nur geringen Erfolg, denn es gab noch eine so große Menge anderer hoch besteuerter Gegenstände, daß auch ferner der Schmuggelhandel in voller Blüthe blieb.

Nur eine vollständige Aenderung des Steuersystems hätte Abhülfe schaffen können, eine solche aber zu treffen war Friedrich zu alt und zu sehr in die falschen Grundsätze des Merkantilsystems eingelebt.

Achtes Kapitel.

Preuß über Friedrich den Großen. Der Adel und seine Vorrechte. Die Zünfte und Innungen. Der blaue Montag. Die städtische Verfassung Berlins. Philippi und die geheime Polizei. Polizei-Maßregeln. Schlimme Stellung der Civilbeamten. Das Nasenspinde. Abschaffung der Folter. Ein Berliner Kriminalfall. Die Justizreform. Der Arnold'sche Prozeß. Ein märchenhaftes Geschworenen-Gericht in Berlin.

Der verdienstvolle Geschichtsforscher Preuß, der mit unermüdlicher und einsichtsvoller Thätigkeit bemüht gewesen ist, alle über die Regierungszeit Friedrichs des Großen vorhandenen Quellen zu studiren und der die Resultate seiner Forschungen in seinem trefflichen Buch „Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte" niedergelegt hat, giebt uns in demselben mit kurzen Worten ein treffendes Bild der Regierungsthätigkeit des großen Königs. Er sagt:

„Friedrichs ganze Regierung ist das Kunstwerk einer einzigen Herrscher-Idee — und dieses ist wie aus Einem Guße zu Tage gefördert. Merkantilsystem, Monopole, Söldnerheer, Feudal- und Zunft-Privilegien, Bann- und Zwangsrechte, Hörigkeit und Erbunterthänigkeit waren Früchte desselben Baumes; darum konnten sie nur in derselben Zeit reifen und abfallen."

Und an einer andern Stelle:

„So monarchisch auch die Form der Regierung des großen Königs war, die Art seiner Regierung war freier als in manchem Freistaate; denn es herrschte in seinen Landen Freiheit in dem Gesetz und Gleichheit vor demselben. Aber als Mensch ging Friedrich viel weiter. Er floß da über von Bewunderung freier Völker und großer Seelen. Seinen Staat jedoch fand er solcher Freiheit noch nicht reif und er hat keine Anstalten getroffen, diejenigen Grundsätze ins Leben zu führen, zu welchen er sich als Dichterphilosoph bekannte; bis an seinen Tod hat die Art der Heeres-Einrichtung, die Art der Accise-Erhebung, die Gebundenheit des Handels und der Gewerbe, die Alles umfassende, Alles wie eine Maschine bewegende Selbstherrschaft den freien Schwung der Thätigkeit nicht so begünstigt, wie, so weit sein Scepter reichte, die ungebundene Forschung der Geister nach Kräften sich versuchen durfte."

Ein eifriger Beförderer jedes organischen Fortschritts in der Gesetzgebung war Friedrich doch ein ebenso entschiedener Feind jedes zu stürmisch revolutionären Vorgehens; während er als Philosoph und Dichter für das Ideal der Freiheit schwärmte, hing er als Monarch fest an althergebrachten Institutionen und scheute sich, diese zu vernichten; nur die bessernde Hand wollte er anlegen, nichts gewaltsam umstürzen, überall nur organisch entwickeln. Führte ihn mitunter sein feuriges Temperament zu stürmisch vorwärts, so legte er sich doch immer bald selbst wieder den Zügel an.

Während für den Philosophen alle Menschen gleich und frei geboren waren, hielt der König streng den Unterschied der Stände fest, begünstigte den Adel, hielt dessen Vorrechte aufrecht und vermehrte sie sogar.

Wir haben schon gesehen, wie Friedrich die Offiziersstellen fast nur an Adlige vergab, wie er stets bemüht war, diejenigen Bürgerlichen, welche sich durch Muth, Tapferkeit und Tüchtigkeit im Heer emporgeschwungen hatten, zu Gunsten Adliger zu verabschieden; wir haben gesehen, daß er den Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche verbot, um den Reichthum und die Macht des Landadels nicht zu schwächen.

Auch im Civildienst fand gerade bei Besetzung der höchsten

und wichtigsten Aemter dieselbe Bevorzugung des Adels Statt. Friedrich hat während seiner ganzen Regierungszeit nur einen bürgerlichen Minister gehabt, den Finanz-Minister Michaelis, der sich durch vorzügliche Tüchtigkeit vom Regiments-Quartiermeister bis zum Geheimen Finanz-Rath und endlich zum Minister emporschwang.

Friedrich, der als Schriftsteller unendlich oft die Nichtigkeit des Adels beweist, der in der Epistel an seinen Bruder sagt: „Haben die Tugend und die Talente Vorfahren nöthig?“ und in demselben Gedicht weiter unten sich äußert: „Alle Menschen, von denen die Erde wimmelt, sind Kinder Eines Vaters und bilden Eine Familie, und trotz allen Hochmuths, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleich geboren, sie sind von Eurem Blut!“ — Friedrich, der nicht Worte genug finden kann, um gegen die Adelsvorurtheile zu kämpfen, unterstützte sie doch selbst durch kleinliche Maßregeln.

Heirathen zwischen Adligen und Bürgerlichen waren ihm im höchsten Grade zuwider, nur wenn ein armer Adliger durch eine bürgerliche Heirath sich ein großes Vermögen erwerben konnte, genehmigte der König eine solche Verbindung und die reichen Kaufmannstöchter in Berlin waren daher auch schon damals eine gesuchte Waare für junge Edelleute; arme adlige Fräulein aber unterstützte Friedrich lieber auf jede Art durch Geldgeschenke, durch Gewährung von Pensionen und durch Stiftstellen, als daß er ihre nicht standesgemäße Verbindung mit Bürgerlichen zugelassen hätte.

Der Adel sollte sich als bevorrechtigter Stand fühlen und Friedrich hielt deshalb streng darauf, daß die Bürgerlichen in keins der Vorrechte*) der Adligen eingriffen, Vorrechte, welche sich bis auf Kleinigkeiten erstreckten.

---

*) Auch die Leibeigenschaft hob Friedrich nicht auf, obwohl er selbst in seinem „Versuche über die Regierungsformen“ aussprach, daß unter allen Zuständen die Leibeigenschaft der unglücklichste und der, welcher die Menschheit am Meisten empöre, sei; gewiß sei kein Mensch geboren, um der Sklave von seines Gleichen zu sein. Im Jahre 1763 machte Friedrich allerdings den Versuch zur Aufhebung der Leibeigenschaft; er bestimmte, daß diese sowohl in königlichen, adligen als Staatseigenthums-Dörfern gänzlich abge-

So durfte kein Bürgerlicher eine weiße Feder auf dem Hut tragen, diese war lediglich dem Adel gestattet. Bei den Redouten, welche zu Anfang der Regierung Friedrichs im Opernhause stattfanden, wurde zwar ein bürgerliches Publikum zugelassen und durfte sich nach Belieben maskiren, der rosa Domino aber wurde als ausschließliches Recht dem Adel vorbehalten und auch im Tanzsaal des Opernhauses durften nur Adlige sich innerhalb der gezogenen Schranken bewegen, während die Bürgerlichen das Zusehen hatten.

Wie die Vorrechte des Adels, so ließ Friedrich auch die der Handwerker bestehen, indem er die Zünfte und Innungen nicht antastete und nur in der am 24. März 1783 erlassenen allgemeinen Handwerker-Ordnung bemüht war, einigen Handwerks-Mißbräuchen zu steuern, ohne indeß damit große Erfolge zu erzielen. Er eiferte z. B. vergeblich gegen den blauen Montag.

Noch immer herrschte auch in Berlin die schon seit Jahrhunderten bewahrte Sitte, daß sich die Handwerksgesellen am Sonntag in den Herbergen versammelten, um sich bis in die Nacht hinein allerlei Vergnügungen zu überlassen. Wenn sie am Montag früh nach der durchschwärmten Nacht erwachten, so hatten sie nicht viel Lust zu arbeiten. Es war daher zur Sitte geworden, daß sich diejenigen Arbeiter, welche auf die Wanderschaft gehen wollten, am Montag in der Herberge zusammenfanden. Von hier aus traten sie die Wanderung an, die Zurückbleibenden begleiteten sie eine Strecke Weges; im Freien wurde dann noch einmal zum Abschied getrunken und häufig war der ganze Montag dieser Abschiedsfeier gewidmet. Der blaue Montag war ein Tag des Müßiggangs.

Schon die Vorgänger Friedrichs in der Regierung hatten sich vielfach gegen das Halten des blauen Montags ausgesprochen, es war ihnen aber nicht gelungen, die Unsitte zu beseitigen; auch Friedrich schritt dagegen ein und brachte dadurch unter den Handwerksgesellen Berlins eine große Aufregung hervor.

---

schafft werden solle; als aber die pommerschen Landstände in einer langen Eingabe sich dagegen verwahrten, hielt Friedrich seinen Befehl nicht aufrecht und es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, den Bauern die Freiheit zu erkämpfen.

Nichts ist schwerer, als eine eingewurzelte Unsitte zu bekämpfen. Die Meister wären gern bereit gewesen, dem königlichen Befehl gemäß die blauen Montage abzuschaffen, aber kein guter Geselle wollte bei einem Meister arbeiten, der ihm am Montag nicht Freiheit ließ. So blieb denn der blaue Montag bestehen, wenn auch in etwas gemilderter Form, indem früher Feierabend gemacht wurde, als an andern Tagen.

Die Abgeschlossenheit der Zünfte war Friedrich in seinem Plan, Berlin zur großen Fabrikstadt auszubilden, sehr störend; trotzdem aber ließ er sie doch fortbestehen und milderte sie nur durch einige Bestimmungen der allgemeinen Handwerker-Ordnung. Nach § 5 derselben wurde den Meistern gestattet, so viele Gesellen und Lehrjungen zu nehmen, als sie wollten und hierdurch wurde indirekter Weise auch die Vergrößerung der Zahl der Meister in Berlin bewirkt, denn es konnte nicht füglich den Gesellen, die nach Handwerksgebrauch ihr Meisterstück vollendet, versagt werden, sich als Meister in der Stadt niederzulassen. § 6 der Handwerker-Ordnung war besonders für die Webereien wichtig, indem er bestimmte, daß auch Frauenzimmer in denselben beschäftigt werden könnten und daß den Gesellen, welche mit Frauenzimmern bei einem Meister arbeiteten, daraus kein Vorwurf gemacht werden dürfe. Diese Bestimmung war ein mächtiger Hebel für den Fabrikbetrieb, indem er eine billigere Arbeit ermöglichte.

Wenn auch die Handwerker-Ordnung in diesen Einzelheiten manchen Fortschritt in sich schloß, so blieb doch im Großen und Ganzen das Innungswesen vollkommen so bestehen, wie es sich seit dem 12. Jahrhundert ausgebildet hatte.

Die städtische Verfassung Berlins erhielt unter Friedrich dem Großen eine Umgestaltung, welche sich aber nicht auf das innere Wesen, nur auf die äußere Form derselben erstreckte. Die verlorene Selbstständigkeit erhielt der Magistrat nicht wieder und auch die Bürgerschaft wurde ebenso wenig als unter Friedrich Wilhelm zur Selbstverwaltung herangezogen.

Die Stadtverordneten blieben nach wie vor untergeordnete Beamte des Magistrats; welche Stellung dieselben einnahmen, mögen zwei Befehle des Magistrats kennzeichnen. Dieser dekretirte im Jahre 1764:

„Den Stadtverordneten wird hiermit aufgegeben, sich sofort an das Landsberger und Hallesche Thor zu verfügen, um bei dem jetzigen Viehsterben wegen des einpassirenden Rindviehs Wache zu halten und bei schwerer Verantwortung nichts dabei zu verabsäumen."

Und im Jahre 1769:

„Die Stadtverordneten können nunmehr von den Thoren abgehen, da das Viehsterben in den Königlichen Landen gänzlich aufgehört hat."

Von einer Wahl der Magistrats-Mitglieder durch die Stadtverordneten oder gar durch die Bürgerschaft war gar nicht mehr die Rede und Friedrich, der gar kein Vertrauen zur Intelligenz der Volksmassen hatte, hütete sich wohl, das alte Verhältniß wieder herzustellen.

Am 21. Februar 1747 erließ der König das neue rathhäusliche Reglement; in der Vorrede zu demselben sprach er den Zweck der Veränderung der städtischen Verwaltung dahin aus, daß fortan der Zustand der Stadt in einer der Wohlfahrt des Publikums und dem Interesse des Königs entsprechenden Weise geordnet werde; bisher sei besonders die Justiz-, Kämmerei- und Oekonomie-Verwaltung in bösem Zustande gewesen und mit Nachlässigkeit besorgt worden; eine bessere Ordnung sei nothwendig und solle durch das Reglement eingeführt werden.

Der Magistrat wurde fortan zusammengesetzt aus einem Stadtpräsidenten und vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oekonomie-Direktor, einem Kämmerer und zwölf Rathsmännern; diese hatten die rathhäuslichen Geschäfte sowohl im Plenum als in den 4 Departements, dem Justiz-, Polizei-, Oekonomie- und Kämmerei-Departement zu bearbeiten.

Der Präsident wurde vom König ernannt, die übrigen Mitglieder vom Magistrat selbst erwählt, die Hälfte derselben mußten studirte Personen sein. Der Magistrat hatte außerdem die Beamten der Stadt anzustellen, ihm waren die demselben früher reservirten Gerichtssachen, das Patronat über die ihm unterworfenen Kirchen, Schulen und Hospitäler, die Gewerks- und Gildesachen und die Aufsicht über die einzelnen Departements zuer-

theilt. Das Plenum des Magistrats erhielt außerdem noch die Verpflichtung, darauf hinzuwirken, daß die Einwohnerzahl besonders durch wohlhabende Leute vermehrt werde, es sollte auch für das Emporkommen der Stadt mit allem Fleiß Sorge tragen und darüber stets mit der Regierung verhandeln.

Von den Departements ist für uns von besonderm Interesse das der Polizei; an der Spitze derselben stand der Stadtpräsident, der zugleich auch Polizei-Direktor war. Drei Rathmänner standen ihm zur Seite, als Unterbeamte fungirten ein Polizei-Inspektor, zwei Polizeimeister, sowie eine Anzahl von Marktmeistern und Polizeidienern. Im Jahre 1782 ertheilte der König dem frühern Regiments-Quartiermeister Philippi, den er im Jahre 1771 zum Stadtpräsidenten und Polizeidirektor ernannt hatte, eine ausführliche Instruktion.

Philippi verdankte seine Ernennung dem Plan Friedrichs, in Berlin eine Polizei nach französischem Muster einzurichten. Man erzählte sich damals Wunderdinge von der ans Unglaubliche grenzenden Wachsamkeit, welche der Chef der Polizei in Paris, Sartines, entfaltete, von der Schlauheit, mit der er die verborgensten Verbrechen entdeckte oder sogar die beabsichtigten Verbrechen vor der Ausführung entschleierte und verhinderte.

Es waren gerade damals einige Verbrechen in Berlin unentdeckt geblieben. Friedrich sendete deshalb Philippi nach Paris, damit dieser die Mittel der französischen Polizei kennen lerne, um sie später in Berlin zur Durchführung zu bringen. Philippi blieb längere Zeit in Paris, nach seiner Zurückkunft wurde er zum Polizeidirektor ernannt.

Kurze Zeit nach seiner Ernennung wurden in der Residenz abermals mehrere bedeutende Verbrechen verübt, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Thäter zu entdecken. Die öffentliche Sicherheit schien gefährdet. Friedrich machte deshalb dem Polizeidirektor bittere Vorwürfe; er habe seinen Aufenthalt in Paris, so meinte der König, nicht genügend benutzt, um sich die erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen.

Philippi vertheidigte sich; er erklärte, daß er wohl im Stande sein werde, eine Polizei, wie die Pariser, auch in Berlin einzurichten, wenn man ihm gestatte, dieselben Mittel zu gebrauchen, welche Herr v. Sartines in Paris gebraucht habe. Berlin müsse

erfüllt werden mit Spionen der geheimen Polizei, aus allen Ständen müßten dieselben entnommen und mit großen Geldsummen bestochen werden, damit sie der Polizei Mittheilungen brächten über das Leben und Treiben jedes einzelnen Bürgers, sie müßten eindringen in das Innerste der Familien, die Geheimnisse derselben verrathen, in jeder Privatgesellschaft müßten die Spione thätig sein und auch die Briefe auf der Post dürften nicht länger ein Geheimniß bleiben! So verfahre man in Paris. Freilich würden durch diese Mittel manche Unschuldige in Verdacht gebracht, denn die geheimen Polizisten seien sämmtlich verächtliche, zu jeder Schändlichkeit fähige Menschen, aber deren gäbe es auch in Berlin und auch hier werde sich das französische System zur Anwendung bringen lassen.

Philippi machte bei dieser Mittheilung zugleich die geeigneten Vorschläge, Friedrich aber stand von seinem Plan ab, denn für einen solchen Preis wollte er die so vorzüglich eingerichtete französische Polizei nicht erkaufen.

Das französische System war nun zwar gefallen, aber ein Ueberrest desselben blieb doch, denn Philippi führte das Institut der geheimen Polizei in Berlin ein und dasselbe hat sich seit jener Zeit bei uns eingebürgert, wenn es auch niemals den Umfang, den es in Frankreich besaß, und die alle Sittlichkeit untergrabende Gehässigkeit des dortigen Denunziations-Wesens erhalten hat.

Die Einrichtung der geheimen Polizei trug wesentlich dazu bei, die Mißliebigkeit der Polizeibehörde bei den Bürgern Berlins zu erhöhen. Schon zu Friedrichs des Großen Zeit haßten die Berliner Alles, was zur Polizei gehörte, recht gründlich; einige seltsame Befehle der Polizei mögen wohl hierzu beigetragen haben.

So erließ z. B. der Präsident Kircheisen im Jahre 1765 eine Verordnung, daß alle in den Straßen frei umherlaufenden Hunde todtgeschossen werden sollten. Die Ausführung dieser Verordnung brachte die Berliner und besonders die Berlinerinnen, die ihre Lieblinge gefährdet sahen, zu großer Wuth und auch das Bekanntwerden der Veranlassung zu dieser Verordnung, daß nämlich das Pferd des Königs bei einem Spazierritt in Potsdam

durch einen Hund scheu gemacht worden sei, vermochte den Zorn der Damen nicht zu besänftigen.

Noch seltsamer erscheint eine Verordnung des Präsidenten vom Jahre 1767, nach der sämmtlichen Hunden in Berlin durch einen von der Polizei angestellten Wurmschneider der Tollwurm geschnitten werden mußte. Es hatte sich nämlich der Aberglaube verbreitet, daß eine Sehne unter der Zunge (der Tollwurm) das Tollwerden der Hunde veranlasse. Obgleich nun sehr bald das Unsinnige dieser Maßregel bekannt wurde, blieb dieselbe doch während der ganzen Regierungszeit Friedrichs in Ausführung.

Die Berliner Bürger waren in jener Zeit bezüglich der polizeilichen Fürsorge für ihr Leben, ihre Gesundheit und Wohlanständigkeit recht glücklich daran, denn nicht nur der Polizei-Direktor erließ polizeiliche Verordnungen, auch der Gouverneur von Berlin that es und sorgte mit militärischer Strenge für die pünktliche Befolgung derselben.

So hatte z. B. der Gouverneur, General v. Ramin, um Unglücksfällen, welche durch zu schnelles Fahren in den Straßen erzeugt werden konnten, vorzubeugen, die Verordnung erlassen, daß jeder Kutscher, der zu schnell fahre, ohne Rücksicht darauf, wer im Wagen säße, angehalten, zur Wache gebracht und mit 25 kräftigen Stockschlägen bestraft werden solle. Auch dieser Befehl wurde wirklich zur Ausführung gebracht. Als sich einst ein vornehmer Fremder darüber beim König beklagte, daß sein Kutscher auf solche Weise behandelt worden sei, zuckte der König nur die Achseln und bedauerte, daß die Strafe einen sonst braven Kutscher betroffen habe; er aber könne bei dieser Gelegenheit nichts thun, denn der General v. Ramin sei zwar grob, aber brav und in Dienstsachen lasse er nicht mit sich spaßen.

Seinen Generalen sagte Friedrich nicht gern etwas, wenn diese sich nicht etwa militärische Fehler beim Exercitium oder bei Manövern hatten zu Schulden kommen lassen, desto eifriger aber war er bemüht, die Civilbeamten in der Ausübung ihrer Aemter zu kontroliren.

Friedrich hielt im Großen und Ganzen die Civilbeamten sämmtlich für Schurken und Betrüger; er hegte gegen dieselben ein zum Theil gerechtes Mißtrauen, welches in seinen letzten Lebensjahren so sehr stieg, daß es ehrliebenden Beamten schwer

wurde, ihre Stellen zu behalten. Nicht nur prüfte die Ober-Rechenkammer, der die Oberaufsicht über alle unter öffentlicher Verwaltung stehende Kassensachen anvertraut war, mit gerechtfertigter Strenge, auch Friedrich selbst ordnete fortwährend unvermuthete Revisionen an, ohne indessen von der Rechtlichkeit der Beamten sich zu überzeugen, wenn auch die Revision die pünktlichste Pflichterfüllung derselben ergab.

Die Stellung der Civilbeamten war oft kaum erträglich. Friedrich kümmerte sich um die kleinlichsten Details jedes Verwaltungszweiges, auch um solche, von denen er nicht das Geringste verstand. Er hatte sich, verführt durch die Schmeichelei seiner Umgebungen, nach und nach daran gewöhnt, zu glauben, daß sein Urtheil in allen Zweigen der Verwaltung unumstößlich richtig sei, daß er Alles verstehe und besser wisse, als die Beamten, welche ohnehin nur darauf ausgingen, ihn und das Volk zu betrügen.

Von solchen Grundsätzen ausgehend dekretirte Friedrich und überschüttete häufig selbst die pflichttreuesten Beamten mit ganz ungerechtfertigten Vorwürfen. Das General-Direktorium in Berlin hatte sich ein besonderes Spinde angelegt, in welchem alle Verfügungen des Königs, die Tadel wegen der Amtsführung seiner Mitglieder enthielten, aufbewahrt wurden. Das Spinde, welches dicht mit Aktenstücken gefüllt war, hatte den bezeichnenden Namen „das Nasenspinde" erhalten.

Die Strenge, welche Friedrich gegen die Staatsbeamten aller Grade zeigte, entsproß seinem nicht genug anzuerkennenden Streben, das Volk gegen Willkür, Ungerechtigkeit und Betrug der Beamten zu schützen und es ist nur zu bedauern, daß dieses Streben so häufig selbst in Willkür und Ungerechtigkeit ausartete, weil Friedrich seinem eignen Urtheil zu viel zutraute. Einen Vorwurf aber dürfen wir dem großen König daraus nicht machen, denn es würde sicherlich ungerechtfertigt sein, von einem Menschen das Uebermenschliche, von einem absoluten Herrscher das strenge Festhalten an Gesetz und Recht zu verlangen.

Am Glänzendsten zeigt sich das Streben Friedrichs, dem Volk sein Recht zu verschaffen, in den Reformen der Justiz-Gesetzgebung und in dem Verhältniß, welches Friedrich zu den richterlichen Behörden des Landes einnahm; am Schroffsten und

Schneidendsten treten hier aber auch alle jene Uebelstände hervor, welche die von dem absoluten Königthum unzertrennbare Willkür zur Folge haben mußte.

Durch die Reformen der blutigen, dem Mittelalter entsprossenen Strafgesetzgebung, durch die Abschaffung der Tortur hat sich Friedrich der Große ein ehrendes Denkmal für alle Zeiten gesetzt, durch letztere besonders ist erst die Möglichkeit, im Kriminalprozeß gerechte Urtheile zu finden, erzeugt worden.

Schon am 3. Juni 1740 hatte Friedrich die Anwendung der Folter in Kriminal-Untersuchungen beschränkt; sie sollte künftig nur gestattet werden bei Majestätsbeleidigung und Landesverrath, sowie bei großen Mordthaten, bei denen viele Menschen ums Leben gebracht oder viele Verbrecher, deren Zusammengehörigkeit bewiesen werden müsse, betheiligt seien.

Durch die Kabinets-Ordres vom 27. Juni und 4. August 1754 beseitigte Friedrich endlich die Tortur gänzlich. Die Veranlassung zu der berühmten Kabinets-Ordre vom 4. August gab ein höchst merkwürdiger Berliner Kriminalfall.

Eine alte kinderlose Wittwe wohnte in Berlin in dem sogenannten Stelzenkrug am Alexanderplatz; ihr Miether und der einzige Mitbewohner des Hauses war ein armer Kandidat, dem es gar kümmerlich ging. Von Morgens früh bis Abends spät mußte er, um das liebe Brot zu erwerben, Unterricht geben, denn die Privatstunden wurden bei den Bürgern damals schlecht bezahlt.

Eines Morgens blieb das Haus länger geschlossen, als gewöhnlich. Die Nachbarn wunderten sich und als gegen Mittag die alte Frau noch nicht zum Vorschein gekommen war, besorgte man ein Unglück. Die Thür zur Wohnung der Wittwe wurde erbrochen und die Befürchtungen der Nachbarn fanden sich bestätigt, man fand die Alte todt im Bette; ein um ihren Hals liegender Strick machte es zweifellos, daß sie erdrosselt worden sei.

Der erste Verdacht der Polizei fiel sofort auf den einzigen Hausgenossen der Ermordeten. Der Kandidat sollte Auskunft geben über die Vorgänge der Nacht, aber als man ihn zur Vernehmung fordern wollte, fand man sein Zimmer verschlossen; er

war nicht anwesend und erst nach Verlauf von mehreren Stunden stellte er sich ein.

Er behauptete, nicht die geringste Auskunft geben zu können; er sei die Nacht nicht in seinem Quartier gewesen. Schon dies war auffallend; noch auffallender aber die seltsame Entschuldigung, welche er über sein Ausbleiben abgab. Er habe, so sagte er, am vergangenen Tage einen Freund besucht, der als Landgeistlicher einige Meilen von Berlin wohne; gegen Abend habe er denselben verlassen, sich in der Dunkelheit verirrt und die Nacht auf freiem Felde zugebracht. Sein etwas in Unordnung gerathener Anzug, die Erschlaffung, welche sich in seinen Gesichtszügen zeigte, ließen sich ebenso wohl durch eine im Freien zugebrachte Nacht als durch die Angst, die der Mörder nach vollbrachter That haben konnte, erklären; da aber die Sicherheit der Stadt durch manche Verbrechen, die in der letzten Zeit begangen worden waren, gefährdet schien, glaubte das Gericht mit Strenge vorgehen zu müssen und da der Kandidat fortwährend leugnete, so wurde ihm die Folter zuerkannt und auch zur Ausführung gebracht.

Schon beim ersten Grade der Folter brach der Gemarterte in einen wilden Schmerzensschrei aus; er flehte das Gericht an, inne zu halten, er wolle bekennen. Ein vollständiges Geständniß der That erfolgte jetzt, der Zweck der Folter war erreicht, der Mörder entdeckt!

Wenn das Gericht an die Schuld und an das Bekenntniß des Gefolterten glaubte, so erschien es doch allen Denjenigen, welche den Kandidaten gekannt hatten, ganz unmöglich, daß der sanfte liebenswürdige Mann, der sich stets durch ein freundliches stilles Wesen, durch den einfachsten Lebenswandel ausgezeichnet hatte, ein Mörder sein könne.

Die Bürger, bei denen der Kandidat Unterricht ertheilt hatte, sandten eine Deputation an den Großkanzler von Cocceji und baten diesen dringend um eine eingehendere Untersuchung, denn der Kandidat müsse unschuldig sein, nur der Schmerz der Folter habe ihm ein unwahres Geständniß erpreßt.

Cocceji war selbst ein zu tiefschauender Rechtsgelehrter, als daß nicht auch er von der Verwerflichkeit der Tortur überzeugt gewesen wäre. Er forderte sogleich die Untersuchungs-Akten ein

und bei der Durchsicht derselben fand er, daß noch gar keine Untersuchung darüber vorliege, ob nicht die Wittwe sich selbst erdrosselt habe. Er verfügte sofort eine Besichtigung der Leiche und bei derselben wurde der Scharfrichter von Berlin als Sachverständiger hinzugezogen, denn dieser konnte wohl ein kompetentes Urtheil darüber abgeben, ob Jemand erdrosselt worden sei oder ob ein Selbstmord vorliege.

Der Scharfrichter erklärte sofort, die Wittwe sei durch einen kunstgerechten Knoten erwürgt.

Als dem Großkanzler das sachverständige Gutachten vorgelegt wurde, fiel ihm das Wort „kunstgerechter" Knoten auf. Er ließ den Scharfrichter zu sich bescheiden und fragte ihn, was er unter dem Worte kunstgerecht verstehe.

„Ein kunstgerechter Knoten ist ein solcher, den wir zu machen pflegen, wenn wir einen Dieb aufhängen, um seinen Tod zu beschleunigen und zu erleichtern!" so antwortete der Scharfrichter und er stellte die bestimmte Behauptung auf, daß nur ein Scharfrichterknecht der Mörder sein könne, denn nur Diejenigen, die zum Metier gehörten, verständen den besondern Kunstgriff beim Hängen.

Sofort wurden Erkundigungen eingezogen, ob etwa fremde Scharfrichterknechte in der Nacht des Mordes in Berlin gewesen seien und die Bemühungen der Polizei ergaben ein überraschendes Resultat.

Zwei Brüder der Ermordeten lebten als Scharfrichterknechte in Spandau; diese hatte man am Abend vor dem Morde in Berlin gesehen. Sie wurden sofort verhaftet, ins Verhör genommen und nun bekannten sie, daß sie die Schwester erwürgt hätten, um als die nächsten Erben ihres Vermögens in den Besitz desselben zu gelangen.

Cocceji berichtete sofort an Friedrich den Großen und in Folge seines klaren, eingehenden Schreibens erließ der König die berühmte Kabinets-Ordre vom 4. August 1754.

Cocceji, der sich in diesem Fall ein so großes Verdienst erwarb, hatte auch schon früher für die Verbesserung des Justizwesens unendlich viel gethan. Eine nähere Darstellung der Veränderungen, welche unter Friedrich dem Großen in der preußischen Rechtsverfassung vorgenommen wurden, gehört der allge-

meinen Landesgeschichte an; wir wollen daher hier nur erwähnen, daß der König vom ersten Beginn seiner Regierung an bestrebt gewesen war, das Prozeßwesen zu ordnen, den Gang der Rechtshändel zu beschleunigen und eine gerechte Justizverwaltung, durch welche ohne Rücksicht auf Stand oder Vermögen der Parteien das Recht zur Geltung kommen sollte, ins Leben zu rufen. Der Geist, in welchem Cocceji im Einverständniß des Königs dies that, geht hervor aus folgenden Worten des „Codex Fridericianus“:

Theil I. Titel 1. § 14:

„Vorgedachtem Unserm Kammergerichte ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt und in Unserm Allerhöchsten Namen alle dahin gehörige Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Execution zu bringen. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt fallen mögen.“ — —

§ 15:

„Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinette herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandniß sofort berichten.“ — „Insbesondere aber soll Unser Kammergericht und andere Gerichte in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sei der Fiscus selbst Autor oder einem andern zur Assi-

stenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und vereidigt sein, zum Augenmerk haben und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig als etwa Unser vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll."

Lesen wir diese schönen Worte, hören wir, daß Friedrich bis an sein Lebensende unablässig bestrebt war, weitere Verbesserungen in der Justiz einzuführen, daß er durch die trefflichen Rechtsgelehrten Carmer, Suarez u. A. im Jahre 1779 eine zweite durchgreifende Reformation der preußischen Rechtspflege ins Leben rief, so scheint es uns kaum möglich, daß auch unter Friedrich dem Großen das Recht durch die Machtsprüche eines absoluten Königs habe gebeugt werden können und doch war dem so. Ein Machtspruch Friedrichs schickte den bekannten Trenck ohne Gerichtsverfahren für viele Jahre auf die Festung, nach einem Machtspruch Friedrichs wurde im Jahre 1757 der Pater Faulhaber*) aufgehängt, ein Machtspruch entschied auch den berühmten Arnold'schen Prozeß, auf welchen wir hier näher eingehen müssen, weil das Kammergericht zu Berlin durch denselben schwer betroffen wurde.

Der Müller Arnold und seine Frau besaßen die sogenannte Krebsmühle bei Pommerzig in der Neumark von dem Grafen v. Schmettau in Erbpacht.

---

*) Der Pater Faulhaber, ein Weltpriester in Glatz, hatte einem Soldaten, der ihn im Beichtstuhl fragte, ob es wohl eine große Sünde sei, wenn er desertire, da er doch katholisch und der König lutherisch sei, geantwortet, das sei wohl freilich eine große Sünde, aber doch nicht eine so große, daß sie nicht vergeben werden könne. Der Soldat desertirte; er wurde wieder ergriffen und gab zu seiner Entschuldigung an, daß er durch diese Worte Faulhabers zur Desertion verleitet worden sei. Der Pater wurde in Folge dessen verhaftet, General Fouquet theilte dem König die Sache mit und dieser schrieb sofort an den Befehlshaber von Glatz, Oberst-Lieutenant D'O: „Sie haben den Jesuiten Pater Faulhaber aufhängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtiger zu gewähren!" In Folge dieses einfachen Befehls wurde Faulhaber ohne ein weiteres Rechtsverfahren aufgehängt.

Vom Jahre 1773 an blieben die Pächter im Rückstande; zur Entschuldigung führten sie an, der Landrath v. Gersdorf habe oberhalb ihrer Mühle einen Karpfenteich angelegt, durch den das Wasser zur Mühle gehemmt sei, so daß sie jetzt unmöglich ihre Zahlungsverpflichtungen erfüllen könnten. Es kam zur Klage und in Folge derselben wurde die Mühle meistbietend versteigert.

Die Arnold'schen Eheleute wendeten sich vergeblich mit Beschwerden an die neumärkische Regierung. Diese fand das Verfahren des Gerichts in Pommerzig vollständig gerechtfertigt und wies die Klage ab.

Auch fernere Beschwerden in höhern Instanzen waren fruchtlos, bis es endlich den Arnold'schen Eheleuten gelang, sich mit einer Bittschrift direkt an den König zu wenden; sie erzählten in derselben, daß, nachdem sie alle Schritte gethan hätten, um zu ihrem Recht zu gelangen, aber überall aus Parteilichkeit für den reichen Gutsbesitzer zurückgewiesen worden seien, die Gnade und die Gerechtigkeit des Königs nun ihre einzige Zuflucht wären!

Friedrich, der zufällig den Landrath v. Gersdorf von früherer Zeit her, wo derselbe als Offizier gedient hatte und unrühmlich aus dem Dienst entlassen worden war, nicht von der besten Seite kannte, glaubte die Pflicht zu haben, sich des Müllers anzunehmen. Er befahl dem Obersten v. Heucking, gemeinschaftlich mit einem Abgeordneten der Küstrin'schen Regierung die Sache des Müllers zu untersuchen.

Der Regierungs-Kommissar blieb dabei, den Arnold'schen Eheleuten sei Recht geschehen, der Oberst hatte indessen eine andere Ansicht von der Sache; er behauptete, der Müller habe unmöglich die Pacht zahlen können, da ihm der Karpfenteich das Wasser von der Mühle abschneide.

In Folge dieses Berichts befahl Friedrich dem Justiz-Departement, dem Müller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Küstrin'schen Regierung machte er bittere Vorwürfe über ihr ungerechtes Urtheil und erklärte, daß sie nicht einen Schuß Pulver werth sei.

„Es ist ja wider alle gesunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen, — so heißt es in dem Schreiben des Königs an die Regierung — denn nimmt man dem Müller das Wasser weg zum Karpfenteich und er kann nicht mahlen, so kann er ja auch nicht seine Abgaben entrichten, sondern er muß vielmehr Vergütigung haben. Statt dessen ist mit dem Müller auf eine so harte und höchst ungerechte Weise verfahren und er und seine Frau nicht nur geprügelt und in harte Gefangenschaft geworfen, sondern überdem den Leuten alles Ihrige weggenommen worden; das ist ja nicht zu verantworten. Se. Königliche Majestät werden Sie Alle zum Teufel jagen und Andere dahin setzen, denn Sie sind nicht das Brot werth!"

Die neumärkische Regierung verordnete in Folge dessen abermals eine Kommission, um die Sache noch einmal zu untersuchen und wieder fiel die Untersuchung zu Ungunsten des Müllers aus. Trotz des Zorns, welchen der König gezeigt hatte, blieb die Regierung bei ihrem frühern Erkenntniß, weil das Mühlenfließ ein Privatwasser sei, mit welchem der Eigenthümer ohne Rücksicht auf den Nachtheil eines Andern machen dürfe, was er wolle; das Recht eines Dritten könne nicht durch ein landesherrliches Privilegium verletzt werden!

Neue Beschwerden, neue Untersuchungen erfolgten und endlich erhielt das Kammergericht zu Berlin vom König den Befehl, die Sache ohne alle Weitschweifigkeiten abzumachen.

Das Kammergericht untersuchte den Fall mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber das Recht war in der That gegen den Müller und demgemäß mußte das Kammergericht erkennen.

Friedrich war wüthend, als er das Erkenntniß hörte; er befahl, daß der Großkanzler v. Fürst mit denjenigen drei Räthen, welche das Urtheil in der Arnold'schen Sache gefällt hätten, um 2 Uhr auf das Schloß kommen sollten.

Einer von den Räthen, welche bei dieser denkwürdigen Audienz anwesend waren, der Herr v. Ranzleben, giebt uns über dieselbe eine ausführliche Beschreibung. Er erzählt:

„Um 1 Uhr fuhr ich zum Großkanzler, wo ich schon die Kammer-Gerichts-Räthe Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler instruirte uns, was wir, wenn wir vor den König

kommen würden, zu beobachten hätten und hierauf fuhr er gegen 2 Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß.

Wir gingen in das Zimmer, welches gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heyducken, durch welchen der Großkanzler dem König melden ließ, daß er mit uns da sei. Dieser kam bald zurück, erkundigte sich, ob der Geheime Kabinetsrath Stellter noch nicht da sei und sagte, der König habe gefragt, ob wir Geheime Räthe wären. Kurz nachher wurden wir vor den König geführt.

Wir gingen 3 Zimmer durch, wovon das mittelste das war, worin die Confidenztafel steht. In dem 4., einem kleinen Zimmer mit 1 Fenster war der König.

Zuerst ging der Großkanzler, diesem folgte ich auf den Fuß nach, hinter mir kam der Kammer-Gerichts-Rath Friedel und dann Graun. Vor der Thür im Zimmer stand ein Schirm, gegen welchen wir uns mit dem Rücken stellten.

Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns gradezu ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut auf, welcher nach Form der Predigerhüte geformt war, einen Ueberrock von Mordoré-Moll oder Sammet, welches ich nicht recht unterscheiden konnte, schwarze Beinkleider und Stiefeln, so ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisirt. Drei kleine Banken, mit grünem Tuch beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße zu liegen hatte. Er hatte eine Art von Muffe oder Rouleaux vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu haben schien. In der andern hatte er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garnirt, aus welchen er von Zeit zu Zeit Taback nahm.

Außer uns war noch im Zimmer der Geheime Kabinetsrath Stellter, der an einem Pult stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher!“ worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritt von ihm entfernt waren.

Er frug uns Drei: „Seid Ihr Diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?"

Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir „ja" sagten."

Ein strenges Verhör begann nun, aber die Räthe ließen sich durch dasselbe nicht einschüchtern. Sie verfochten muthig ihre Ueberzeugung, obgleich der König sie sehr hart anließ und ihnen sogar mit dem Stock drohte.

Das Endresultat des Verhörs war, daß die Kammergerichtsräthe nach dem Kalandshof in das gemeine Stadtgefängniß gebracht wurden, wo sie eine Wache von 2 Unteroffizieren und 2 Gemeinen erhielten.

Der König erließ sofort eine Kabinets-Ordre, in welcher er eine Kommission zur Untersuchung ernannte. Dieser aber wurde im Voraus befohlen, auf keine geringere Strafe gegen die Richter, denen Friedrich eine Ungerechtigkeit vorwarf, zu erkennen, als auf Festung, Kassation und die Ersetzung alles Schadens an die Arnold'schen Eheleute.

„Wenn dies nicht mit voller Strenge geschähe, dann würde — so heißt es in dem königlichen Schreiben an den Minister v. Zedlitz — dieser sowohl als auch das Criminal-Collegium es mit Sr. Majestät zu thun kriegen!"

Trotz dieser Drohung erstattete der Kriminal-Senat des Kammergerichts einen weitläufigen Bericht an den König, indem er nachwies, daß die beschuldigten Richter vollkommen ihre Pflicht gethan hätten.

Der König aber wurde davon nicht überzeugt; er änderte willkürlich den Urtheilsspruch der Gerichte ab und verfügte, daß die neumärkischen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann und die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, sowie der Pommerziger Justiziarius Schlecker sämmtlich kassirt und mit einjährigem Festungsarrest belegt werden sollten. Es wurde ihnen außerdem auferlegt, aus ihren eigenen Mitteln den Werth der Arnold'schen Mühle und allen Verlust und Schaden, den der Müller bei dieser Sache gehabt habe, zu ersetzen.

Die Strenge und Willkürlichkeit, welche Friedrich in dem Arnold'schen Prozeß bewies, hatte bedeutsame Folgen; einerseits

feuerte sie die Gerichte an, fortan mit ängstlicher Sorgfalt auch die Ansprüche der ärmsten und unbedeutendsten Unterthanen zu prüfen und sich niemals hinreißen zu lassen, einem Mächtigen zu Liebe das Recht zu brechen, andererseits aber erregte sie in ganz Deutschland eine außerordentliche Liebe zum König, den das Volk für den einzigen Schützer des Rechts hielt, denn fast in ganz Deutschland gab es damals für die Armen kein Gesetz, kein Recht; — für uns giebt sie aber einen abermaligen Beweis dafür, wie selbst ein so großherziger, vom reinsten Streben beseelter Fürst wie Friedrich der Große, wenn ihm das Gesetz keine Schranke auferlegt, durch seine absolute Macht hingerissen werden kann zur Ungerechtigkeit, zum Bruch des Gesetzes.

Friedrich hatte seinem Wahlspruch, daß die Gerichte unabhängig sein sollten von den Machtsprüchen des Königs, selbst ins Gesicht geschlagen, indem er ein rechtskräftiges Urtheil aus eigner Machtvollkommenheit umstieß, indem er die ihrer Pflicht treuen Richter ins Gefängniß setzte. Gerade die Geschichte des Müller Arnold'schen Prozesses ist ein schlagender Beweis für die Schädlichkeit eines absoluten Regiments und auch die wohlthätigen Folgen, welche der willkürliche Machtspruch Friedrichs hatte, vermögen denselben nicht umzustoßen.

* *

*

Wir können dies Kapitel nicht schließen, ohne auch einer Sage zu gedenken, welche seit dem Anfang unseres Jahrhunderts vielfach als historische Wahrheit aufgetischt worden ist, aber von Anfang bis Ende auf Erfindung beruht, der Sage, daß Berlin schon unter der Regierung Friedrichs des Großen der Schauplatz eines Geschwornengerichts gewesen sein solle, welches der König gewissermaßen zur Probe habe abhalten lassen.

Noch in neuester Zeit hat ein talentvoller Schriftsteller*) diese Sage zum Stoff einer vielgelesenen historischen Novelle gewählt; zu einer solchen mag sie sich wohl eignen, wenn sie auch der Glaubwürdigkeit vollständig entbehrt.

---

*) Adolph Mützelburg.

Die Sage erzählt:

Friedrich führte während des siebenjährigen Krieges eine Anzahl von Künstlern aus Meißen und Dresden gefangen fort, um die in Berlin angelegte Porzellan-Manufaktur zu heben.

Unter den Gefangenen befand sich eine ausgezeichnete Malerin, Namens Sophie Mansfeld, deren Talent sich auch in Berlin glänzend bewährte.

Ein Graf v. Laniska lernte die Künstlerin zufällig kennen; er interessirte sich für das talentvolle junge Mädchen und auf seine Verwendung genehmigte Friedrich, daß die Künstlerin aus ihrer Gefangenschaft befreit werden und die Erlaubniß erhalten solle, in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn sie eine schöne Vase malen würde.

Sophie Mansfeld vollendete die ihr übertragene Arbeit in unübertroffener Meisterschaft.

Graf Laniska war entzückt über das Kunstwerk und vor dem Brande noch schrieb er mit eigner Hand auf dasselbe die Inschrift: „Dem ewigen Ruhm Friedrichs des Großen!“

Die Vase wurde gebrannt, der König war mit derselben im höchsten Grade zufrieden, da aber wurde er beim Einpacken darauf aufmerksam gemacht, daß hinter dem Worte „des Großen“ sich noch das Wort „Tyrannen“ befände; die Inschrift lautete jetzt: „Dem ewigen Ruhm Friedrichs, des großen Tyrannen!“

Da der Graf Laniska die Inschrift geschrieben hatte, so wurde er in den Kerker geworfen, ihm drohte eine lange Gefangenschaft. Aber zu seinem Glück fand er einen Freund, der sich erbot, seine Unschuld zu beweisen.

Ein Engländer, der den deutschklingenden Namen Albrecht Altenberg trug, unterhielt sich in einer Gesellschaft, in der auch Friedrich der Große anwesend war, über den Werth der englischen Institutionen und er behauptete, indem er sich stellte, als wüßte er nicht, daß der König ihm zuhöre, nur in England sei die persönliche Freiheit und zwar durch die Geschwornengerichte garantirt; wenn er als Engländer seinen Freund vor einem Geschwornengericht vertheidigen könne, dann werde er sicher die Unschuld desselben beweisen.

Friedrich nahm den Engländer beim Wort; er gestattete ihm die Bildung eines Geschwornengerichts in Berlin, aber

unter der Bedingung, daß, wenn es ihm nicht gelinge, die Geschwornen von der Unschuld Laniska's zu überzeugen, er dann ebenso wie dieser auf sechs Jahre nach Spandau wandern müsse!

Altenberg willigte ein; ein Geschwornen-Gerichtshof wurde nach englischem Muster errichtet, 12 Geschworne nahmen ihre Plätze ein. Die Gerichtssitzung war öffentlich; auch der König und seine Minister wohnten derselben bei.

Altenberg trat als Vertheidiger Laniska's auf. Die Zeugen wurden vorgeführt, unter diesen ein Jude, Namens Salomon.

Salomon hatte den König beim Einpacken der Vase auf das Wort „Tyrann" aufmerksam gemacht, sein Zeugniß war daher von besonderer Wichtigkeit.

Mit glänzender Beredtsamkeit wußte Altenberg zu beweisen, daß Salomon der Todfeind des Grafen Laniska sei, daß es in seinem Interesse liege, Sophie Mansfeld nicht aus Berlin abreisen zu lassen, daß er selbst in dem Augenblick, wo die Vase in den Brennofen geschoben worden sei, in der Werkstatt anwesend gewesen wäre, daß er von der Farbe, welche die Schriftzüge trugen, von einem Materialhändler am Tage vorher gekauft habe, ja Altenberg hatte sich sogar ein Blatt Papier verschafft, auf welchem Salomon verschiedentlich das Wort Tyrann geschrieben hatte, offenbar in der Absicht, die Schriftzüge Laniska's nachzuahmen.

Aus allen diesen Umständen bewies Altenberg auf's Klarste, daß Salomon selbst das Wort Tyrann auf die Vase geschrieben habe, um den Grafen Laniska zu verderben.

Altenberg sprach so glänzend, so überzeugend, daß die Geschwornen nicht umhin konnten, durch ein „Nichtschuldig" den Grafen zu befreien und daß auch der König die Unschuld Laniska's erkannte.

Salomon wurde mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft, Laniska befreit und auch Sophie Mansfeld erhielt die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren. — —

Dies die Sage, von der aber leider nicht ein Wort historisch begründet ist.

Friedrich hat weder Porzellanmaler gefangen aus Meißen fortgeführt, noch findet sich in einem Verzeichniß der Manufaktur-Beamten und Porzellan-Arbeiter, welches noch existirt, einer der in der Erzählung angegebenen Namen.

Die Geschichte weiß von diesem ersten Geschwornengericht in Berlin nichts.

Neuntes Kapitel.

Friedrichs Religiosität. Ein heiliger Dieb. Der Gesangbuchstreit. Einige erbauliche Lieder aus dem alten Porst'schen Gesangbuch. Die katholische Kirche in Berlin. Das Sektenwesen in Berlin. Der Messias Rosenfeld. Aberglauben. Die Kalender. Der Wahrsager Pfannenstiel. Die Juden in Berlin.

Berlin war unter der Regierung der frühern Fürsten aus dem hohenzollern'schen Hause stets der Tummelplatz religiöser Kämpfe gewesen und wenn diese auch unter Friedrich Wilhelms I. eisernem Regiment nachgelassen hatten, so war an die Stelle derselben doch nichts Besseres getreten: der Hang zur Scheinfrömmigkeit, der ostensible Kirchenbesuch, eine zur Schau getragene Religiosität, welche tief entsittlichend auf das Volk wirkten.

Friedrich der Große hat sich das nicht genug anzuerkennende Verdienst erworben, daß er unsere Stadt aus dem Bann der Intoleranz und der Frömmelei erlöste und daß er dadurch die Entwicklung Berlins zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands möglich machte.

Die Freiheit, für welche der große König auf politischem und socialem Gebiet sein Volk noch nicht für reif hielt, auf dem Gebiet des Glaubens und Denkens gewährte er sie; sein großes Wort: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, hier muß

ein Jeder nach seiner Façon selig werden!" blieb für seine Regierungszeit maßgebend.

Friedrich stand in geistiger Freiheit hoch über seiner Zeit; mit kritischer Schärfe hatte er die überlieferten Glaubenssatzungen geprüft und sich von ihnen losgesagt. Ob er dadurch zum Atheisten geworden war, ob er den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit, an einen sittlichen Kern des Christenthums ganz verloren hatte?

Es ist müßig, darüber streiten zu wollen; fromme Verehrer des großen Königs haben Bände zusammengeschrieben, um aus einzelnen seiner Aeußerungen und daraus, daß er hier und da eine Kirche besuchte,*) mit vielem Scharfsinn zu beweisen, daß er eigentlich ein sehr guter Christ gewesen sei, während ihm von anderer Seite jedes Gefühl für Religion abgesprochen worden ist; uns kümmert weder das Eine, noch das Andere. Eins steht jedenfalls fest, daß Friedrich vollkommen frei war von jener, seinem Stamme so eigenthümlichen, frömmelnden Richtung, die früher und später wesentlich dazu beigetragen hat, den geistigen Fortschritt in Berlin zurückzuhalten.

Bei jeder Gelegenheit zeigte Friedrich, wie verhaßt ihm leeres religiöses Formenwesen sei, deshalb ließ er auch das Prädikat „von Gottes Gnaden" aus seinem Titel fort; noch verhaßter aber war ihm jene orthodoxe Intoleranz, mit welcher sich die Prediger aller Konfessionen so gern brüsteten. Wo er diese traf, da überschüttete er sie mit derbem, beißendem Spott; die frömmelnden Prediger nannte er kaum anders als Chekers, Mucker oder Pfaffen. Sein sprudelndee Witz traf oft rücksichtslos die in den Augen des Volkes noch heiligen Gebräuche und dadurch hat er vielfach verletzt.

Die Katholiken konnten es ihm nie vergeben, daß er ihre Wunder- und Heiligengläubigkeit häufig genug verspottete; besonders ärgerte sie ein Urtheil, welches Friedrich einst in einem Diebstahlsprozeß fällte.

---

*) Man hat nachgewiesen, daß Friedrich während seiner ganzen 46jähri- Regierungszeit nur neun Mal den öffentlichen Gottesdienst besucht hat und daß dies immer nur auf besondere äußere Veranlassung hin, wie bei Festlichkeiten ꝛc. geschehen ist.

In einem schlesischen Städtchen waren häufig in der katholischen Kirche Diebstähle an den Opfern der frommen Gläubigen verübt worden. Vergeblich hatte man sich bemüht, den Dieb zu erforschen, bis endlich der Küster durch einen Zufall entdeckte, daß einer der frömmsten und fleißigsten Beter, ein Soldat der Garnison, die der Kirche zugedachten Opfer in seine eigene Tasche steckte.

Der Soldat wurde, als er die Kirche verlassen wollte, ergriffen und durchsucht; in seiner Tasche fand man die gestohlenen Kostbarkeiten.

Das Kriegsgericht wurde über den Missethäter eröffnet. Er leugnete die Diebstähle keineswegs, aber er brachte für dieselben eine eigenthümliche Entschuldigung vor.

In seiner Noth und Armuth, so erzählte er, habe er zur Jungfrau Maria um Hülfe gefleht; da sei ihm diese erschienen, habe ihm die Opfer, welche die Gläubigen auf den Altar niedergelegt hätten, gezeigt und ihm gesagt: „Nimm sie Dir!" Nicht einen Diebstahl habe er begangen, sondern eine der heiligen Mutter Gottes wohlgefällige That, indem er nur dem Befehl derselben gefolgt sei.

Das Kriegsgericht mochte von dem frommen Wunderglauben der katholischen Kirche nicht vollkommen durchdrungen sein; es nahm auf die Entschuldigung des Diebes nicht die geringste Rücksicht, sondern verurtheilte ihn zu zwölfmaligem Gassenlaufen.

Jedes kriegsgerichtliche Urtheil wurde damals nebst einer genauen Relation des Thatbestandes dem König zur Bestätigung eingereicht.

Friedrich prüfte stets genau und als er nun die Entschuldigung des katholtschen Soldaten las, da lächelte er und ließ sofort einige katholische Geistliche zu sich kommen, um ihnen die Frage vorzulegen, ob es wohl möglich sei, daß die heilige Jungfrau noch jetzt einem Sterblichen erscheine und ihm ihren Willen kundgebe.

Die Geistlichen bejaheten unbedingt die Frage und als ihnen darauf der König den Thatbestand des Prozesses vorlegte und sie fragte, ob nicht auch in diesem Falle die heilige Jungfrau vielleicht dem Soldaten erschienen sei, da meinten sie zwar, die

Sache sei ganz unglaublich, aber für die Unmöglichkeit wollten sie nicht einstehen.

In Folge dessen dekretirte der König:

„Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgesprochen, zumal er den Diebstahl beharrlich geleugnet hat und nach der Erklärung der Geistlichen seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau, noch von irgend einem andern Heiltgen ein Geschenk anzunehmen."

Der königliche Rechtsspruch erregte durch den feinen in ihm enthaltenen Spott viel Aergerniß unter den Katholiken; nicht weniger aber wurden auch die gläubigen Protestanten durch manchen geistreichen Witz Friedrichs gekränkt.

Eines Tages stand der König am Schloßfenster zu Berlin und hörte zu, wie die Chorschüler des grauen Klosters in der Burgstraße Gellerts berühmtes Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" sangen. Er wendete sich lächelnd zu seiner Umgebung und sagte:

„Gottes Güte muß freilich groß und grenzenlos sein, sonst würde sie es nicht dulden, daß die Jungen so jammervoll singen!"

Mehr noch als dieser harmlose Scherz kränkte die frommen, gläubigen Berliner eine etwas derbe Verfügung, welche Friedrich in dem berühmt gewordenen Gesangbuchstreit traf.

Die Berliner hatten bisher zu ihren Andachtsübungen das alte Porst'sche Gesangbuch benutzt, ein Buch, welches neben manchen schönen Kernliedern doch auch eine ganze Anzahl von Stücken enthielt, über die der Zeitgeist längst fortgeschritten war. Den aufgeklärteren Geistlichen war es ärgerlich, wenn in der Kirche Lieder gesungen wurden, welche theils in der Ausdrucksweise plump und unwürdig, theils sogar im Inhalt mehr als zweideutig und geeignet waren, die Sinnlichkeit aufzuregen. — Einige Proben*) aus dem alten Porst'schen Gesangbuch mögen

---

*) Es ist noch in neuester Zeit mehrfach der Wunsch aufgetaucht, den alten Porst ganz unverfälscht und unverkürzt wieder eingeführt zu sehen.

unsern Lesern den Beweis geben, daß der Wunsch, solche Lieder aus dem Kirchengesang zu entfernen, gewiß gerechtfertigt war

Lied Nr. 417.

1. Wie schön leucht't uns der Morgenstern,
voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
die süße Wurtzel Jesse,
du Sohn Davids, aus Jacobs=Stamm,
mein König und mein Bräutigam,
hast mir mein Hertz besessen,
lieblich, freundlich, schön und herrlich,
groß und ehrlich,
reich von Gaben,
hoch und sehr prächtig erhaben.

2. Ei mein Perle, du werthe Kron,
wahr Gottes und Marien Sohn,
ein hochgebohrner König.
Mein Hertz heißt dich ein Lilium:
dein süßes Evangelium
ist lauter Milch und Honig.
Ey mein, Blümlein. Hosianna,
himmlisch Manna,
das wir essen,
deiner kann ich nicht vergessen.

3. Geuß sehr tief in mein Hertz hinein,
du heller Jaspis und Rubin,
die Flammen deiner Liebe;
Und erfreu mich, daß ich doch bleib
an deinem auserwählten Leib
ein lebendige Ribbe,
nach dir ist mir, Gratiosa
Coeli Rosa,
krank und glimmet,
mein Hertz durch Liebe verwundet.

Vielleicht tragen die nachfolgenden schönen Lieder dazu bei, diesen Wunsch allgemeiner zu machen.

Lied Nr. 559.

1. Komm mein Herze, komm mein Schatz,
komm mein grüner Freuden-Platz;
Komm mein Leitstern, komm mein Licht,
komm mein liebstes Angesicht;
Komm mein Leben, meine Seel,
komm mein wahres Balsam-Oel.

2. Komm mein Manna, komm mein Trank,
komm mein lieblichster Geklang,
komm mein Artzney vor dem Fluch,
komm mein edelster Geruch:
Komm mein Röslein, meine Blum,
komm mein Garten voller Ruhm.

3. Komm mein König, komm mein Held,
komm mein Himmel, meine Welt;
Komm mein Bräutigam, komm mein Kuß,
komm mein Heyl und güldner Fluß;
Komm mein Hirte, meine Weid,
komm mein Jesu, meine Freud.

Lied Nr. 681.

3. Alsbald der Mensch sein Leben hat,
seine Küche vor ihm steht,
in dem Leib der Mutter sein
ist er zugerichtet fein;
Ob es ist ein kleines Kind,
Mangel doch an nirgends findt,
bis es in die Welt hier kömmt.

4. Gott hat die Erde zugericht't,
läßt's an Nahrung mangeln nicht,
Berg und Thal, die macht Er naß,
daß dem Vieh auch wächst sein Graß,
aus der Erd wächst Wein und Brodt,
schaffets Gott und giebt uns satt,
daß der Mensch sein Leben hat.

5. Das Wasser das muß geben Fisch,
die läßt Gott tragen zu Tisch,
Ey'r von Vögeln eingelegt,
werden Junge draus geheckt,
müssen der Menschen Speise sein,
Hirsche, Schaafe, Rind'r und Schwein,
schaffet Gott und giebts allein.

Lied Nr. 731.

1. Herr, ich will gar gerne bleiben,
wie ich bin, dein armer Hund,
will auch anders nicht beschreiben
mich und meines Hertzens Grund,
denn ich fühle, was ich sey,
alles Böße wohnt mir bey:
Ich bin aller Schand ergeben,
unrein ist mein gantzes Leben.

2. Hündisch ist mein Zorn und Eyfer,
hündisch ist mein Neid und Haß,
hündisch ist mein Zorn und Geifer,
hündisch ist mein Raub und Fraß,
ja wenn ich mich recht genau,
als ich billig soll, beschau,
halt ich mich in vielen Sachen
ärger als die Hund es machen.

Lied Nr. 392.

1. Ach was mach ich in den Städten,
da nur List und Unruh ist?
Liebster Freund, komm laß uns treten
auf das Feld, da ohne Zwist,
ohne Sorgen, Müh und Pein
wir im Lieben können sein.

2. Findet sich gleich größer Prangen
in der Stadt, als auf dem Feld,

so hab ich doch kein Verlangen
nach der Schönheit dieser Welt;
Draußen hab ich deinen Kuß,
ohne Müh und ohn Verdruß.

3. Soll ich deinen Kuß empfangen
in der Stadt vor jedermann
und an deinen Lippen hangen,
daß mein Feind es sehe an,
würde meine Liebes-Pein
nur genandt ein Heuchler-Schein.

4. Fleisch und Blut hat nie erfahren,
wie der Herr so freundlich ist;
Sehen denn die Läster-Schaaren,
daß man geistlich trunken ist,
aus den Wollust-Strom gemacht,
so wird alles nur veracht.

5. Wie ein Bräutgam pflegt zu küssen
im Verborgnen seine Braut,
läßt es niemand gerne wissen,
wenn er ihr sein Hertz vertraut:
so giebst du, wenn wir allein,
deiner Brüste süßen Wein.

6. Wenn mich deine Liebes-Flammen,
süßer Jesus! zünden an,
wenn du Leib und Seel zusammen
führest auf den Wollust-Plan,
so bricht alles, was in mir,
wie ein voller Strohm herfür.

---

11. Drum mein Freund, komm laß uns reisen
auf das Feld, da wir allein
in versüßten Liebes-Weisen
wollen vest verknüpfet sein,
tausendmal will ich da dich
küssen und du wieder mich.

12. Da, da wollen wir die Hertzen
blößen und vor Augen sehn,

deinen ich, du meinen Schmerzen!
Da, da solls für Lieb geschehn,
daß wir uns mit süßen Weisen
tröstlich um die Wette preisen.

13. Du wirst singen, Meine Taube,
komm zu meiner Wunden-Gruft,
daß dich kein Feind mir beraube,
hier ist meine sichre Kluft,
lege dich an meine Brust
und genieße süße Lust.

14. Dann werd ich mit Freuden springen
in die offne Wunden-Thür
und o Jesu, Jesu singen,
o wie süße bist du mir;
ich bin dein und du bist mein,
ewig soll die Liebe sein.

15. Hört ihr Blumen auf den Auen,
hört ihr Vöglein in der Luft,
ich will mich in Lieb vertrauen
meinem Jesu, der mich ruft.
Ich bin sein und er ist mein,
ewig soll die Liebe sein.

Lied Nr. 396.

1. Jesu, wie süß ist deine Liebe!
Wie Honig fließend ist dein Kuß!
Wer nur in deiner Liebe bliebe,
der hätte gnug und Ueberfluß:
Wie süß ist es bei dir zu sein
Und kosten deiner Brüste Wein.

2. Wie süß ist es in deinen Armen
empfinden deines Geistes Gunst!
Bei dir, du heilige Glut, erwarmen,
und deiner heißen Liebes-Brunst;
wie süß ist es bei dir allein,
du süßer Bräutgam Jesu, sein!

3. Wie süß ist es, in deinen Flammen
entzündet werden und durchglüht!
und gantz und gar mit dir zusammen
geflossen seyn im ewgen Fried!
Wie süß ists in ein eintziges Ein
mit dir, mein Schatz, geschmoltzen seyn.

4. Wohl denen, die schon gantz versunken
im Meere deiner Süßigkeit!
Sie sind von deiner Liebe trunken
und jauchtzen dir in Ewigkeit!
Wie süße mußt du ihnen sein,
du Himmel=süßer Liebes=Wein.

5. Wie süße, Jesu, o wie süße
wirst du mir seyn, wenn ich in dir
genießen werde Zucker=Küsse
der ewgen Liebe für und für,
wenn ich mit Gott ein einges Ein
in dir, mein Schatz, werd ewig seyn.

Solche und manche andere nicht weniger anstößige Lieder veranlaßten im Jahre 1765 die drei Prediger an der Marien=kirche, Diterich, Bruhn und Kirchhof, unter dem Titel „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst" ein neues Gesangbuch herauszugeben. Sie hatten in demselben manche ältere, anstößige Lieder geändert, andere ganz fortgelassen. Die Sammlung enthielt 236 Lieder, welche sowohl die Glaubens= als Sittenlehre umfaßten.

Das Konsistorium hatte am 5. April 1765 die Genehmigung ertheilt, daß diese Liedersammlung neben dem Porst'schen Gesangbuch beim öffentlichen Gottesdienst in der Marienkirche eingeführt und gebraucht werden sollte. Die Marien=Gemeinde war damit ganz wohl zufrieden, aber als andere Geistliche, z. B. der Probst Spalding, sie auch in ihren Kirchen einführen wollten, da fanden sie sowohl bei den Predigern als bei der Gemeinde einen lebhaften Widerstand. Viele Prediger erklärten,

daß sie sich niemals dazu herbeilassen würden, ein anderes als das alte Porst'sche Gesangbuch zu gebrauchen.

War so der Versuch der Einführung eines neuen, bessern Gesangbuchs gescheitert, so gab man denselben doch nicht auf. Der Probst Teller und der Prediger Diterich vereinigten sich, das Porst'sche Gesangbuch zu revidiren, einige besonders anstößige Lieder zu entfernen, andere zu verbessern und eine Anzahl neuer guter Lieder aufzunehmen.

Im Jahre 1780 erschien das neue Gesangbuch, welches vom Ober-Konsistorium eingeführt wurde. Die Herausgeber waren bei demselben nicht besonders glücklich verfahren, sie hatten manche undichterische und unschöne Lieder aufgenommen, an guten alten Liedern ohne Geschmack gefeilt und geändert. So war denn ihr Gesangbuch keineswegs vorzüglich, jedenfalls aber dem alten weit vorzuziehen.

Trotzdem aber erhob sich gegen die Neuerung eine Schaar von Eiferern, unter denen sich besonders ein schwärmerischer Berliner Kleinhändler, Namens Apitzsch, auszeichnete. Dieser ergriff das Panier der alten rechtgläubigen Kirche; er hielt Versammlungen der Gemeindegenossen ab und so bildeten sich denn bald unter den Gemeindemitgliedern zwei Parteien, deren eine das bessere neue Gesangbuch haben wollte, während die andere mit allen Kräften gegen dasselbe stritt.

Die vier Berlinischen Gemeinden von der Dreifaltigkeits-, Sankt Gertraud-, Cöllnischen Vorstadt- (Louisen-) und der neuen und Jerusalemer-Kirche baten in einer von Apitzsch veranlaßten Petition den König um die Beibehaltung des alten Porst'schen Gesangbuchs.

Die Petition charakterisirt den orthodoxen Glaubenseifer eines Theils der Berliner Bevölkerung zu sehr, als daß wir sie nicht wortgetreu unsern Lesern überliefern sollten. Sie lautet:

„Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Während Ew. Königlichen Majestät glorreichen Regierung wissen Allerhöchst Dero Unterthanen nicht die geringste Kränkung in unserer allerheiligsten reformirten und lutherischen Glaubensübung. Seit einigen Jahren nur, da der Probst Teller hieher

gekommen, haben einige Consistorialräthe und viele Pfarrer (der Hofprediger Ramm, Silberschlag, Waltersdorf, Hecker und Servus allhier ausgenommen) schriftwidrige Reformationes nach ihrem Belieben in Kirchen und Schulen vorgenommen. Biblische Grundwahrheiten werden öffentlich auf Kanzeln und in Schriften verdreht, weil diese Neuerer sich klüger dünken, als die Apostel und Luther, und daß sie es nicht sind, erhellt daraus, weil sie als Vorgesetzte der Religion stillschweigend dulden, daß der ehemalige Kriegsrath Cranz und Andere die abscheulichsten Lästerschriften wider das heilige Wort Gottes verfassen, woraus dann offenbar ist, daß wenn die Bibel in einem Lande gemißhandelt wird, unsere Nachkommen in wenig Jahren Unchristen sein werden.

Der Heidelbergische und Lutherische Katechismus werden in vielen Schulen gar nicht mehr gelehrt, auf dem platten Lande sieht es um die wahre Religion noch kläglicher aus, und nun will man uns zum öffentlichen Gottesdienst ein mit sozinianischen Grundsätzen passendes Gesangbuch aufdringen und in Allerhöchst Dero Landen allgemein machen, das schriftmäßige Porstensche Gesangbuch hingegen, angeblich auf Allerhöchst Dero hohen Befehl verdrängen; da man doch aus dem neuen Gesangbuch die kräftigsten und alle Lieder vom seligen Luther ausgelassen und das Lied, worin Luther das schriftmäßige Glaubensbekenntniß hat, ganz verdreht ist.

Wir müssen befürchten, daß die entsetzlichsten unchristlichen Eingriffe in unser Glaubenssystem geschehen, dafern Ew. Königliche Majestät Allerhöchst Dero geistlichem Ministerio nicht Einhalt thun. Unsere Kinder würden in Kurzem, wie schon der Anfang gemacht ist, zu lasterhaften und ungetreuen Unterthanen gebildet werden. Ew. Königliche Majestät dahero Endesunterschriebene alleruntertänigst bitten, Allerhöchst Dieselben wollen geruhen:

> Uns in unserm öffentlichem Gottesdienst das dem heiligen Worte Gottes gemäße Porstensche Gesangbuch gnädigst zu lassen und wider die neuen Reformatores der Bibel und des Katechismi huldreichst zu schützen, hingegen zu verordnen geruhen, daß alle bisher von einem jeden Prediger eigenmächtig gewählten Lehrbücher abge-

schafft und zuvorgemeldete Katechismi wieder eingeführt werden mögen.

Wir hoffen in dieser auf die Augsburgische Konfession sich gründenden Allerunterthänigsten Bitte Allerhöchst Dero landesväterlichen Beistand, da wir unserm Gewissen zuwider, für uns und unsere Kinder, diese Bedrückung länger nicht mehr tragen können, um so mehr, da wir wissen, daß Allerhöchst Dieselben freie Religionsübung ohne die geringste gewaltsame Vorschrift verstatten."

Eine solche Eingabe war ganz geeignet, eine scharfe Entgegnung des Königs herauszufordern und eine solche erfolgte auch sofort folgenden Inhalts:

„Se. Königliche Majestät, unser Allergnädigster Herr, kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von vier hiesigen Gemeinden unter dem 14. c. eingegebenen Veränderungen und Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen.

Höchstdieselben haben es Sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jeden Dero Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen.

Höchstdieselben wollen dahero auch, daß in der Kirche kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuchs herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll.

Vermuthlich ist der neue Katechismus sowie das neue Gesangbuch verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienst angemessener, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so im allgemeinen Ruf stehende Männer sich befinden, denenselben den Vorzug eingeräumt haben.

Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl als jedem ihrer

Mitunterthanen ganz frei steht, zu glauben und zu singen, was er will.“

Dazu hatte der König eigenhändig geschrieben:

„Ein Jeder kann bei Mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei, zu singen: „Nun ruhen alle Wälder“ oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.“

Die Freiheit, welche den Berlinern gelassen wurde, dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr zu singen, veranlaßte den berühmten Gleim zu dem Gedicht: „Der Monarch“, in welchem es heißt:

„Er ließ uns alle Freiheit, selbst
die Freiheit — dumm zu sein.“

Die frommen Berliner brachte die beißende Antwort des Königs auf ihre Petition in nicht geringe Aufregung und die Zahl der Frommen war immer noch ziemlich groß, obgleich das Volk, Dank dem Beispiel des Königs und seinem Bestreben, freisinnige Theologen nach Berlin zu ziehen, sich in seiner Mehrheit schon einer freiern Richtung zugewandt hatte.

Es fand unter der Regierung Friedrichs in Berlin ein wunderbarer Geisteskampf statt; die Aufklärung kämpfte gegen die Orthodoxie und den Aberglauben. Friedrich ließ alle Parteien gewähren, sobald sie sich innerhalb der gesetzlichen Schranken bewegten und keinen Gewissenszwang auf andere ausüben wollten. Auch die Katholiken hatten in Preußen volle Freiheit der Religion, obgleich in den katholischen Ländern den Protestanten nicht die gleiche Duldung gewährt wurde. Durch eine Kabinetsordre vom 22. Nov. 1746 gestattete Friedrich den Katholiken den Bau einer Kirche in Berlin und in Folge dieser Genehmigung wurde bald darauf die St. Hedwigskirche aufgeführt.

Mit der vollen Glaubensfreiheit der Katholiken war aber nicht zugleich die volle bürgerliche Gleichberechtigung derselben verbunden. Friedrich stellte ungern Katholiken im Staatsdienst

an, weil er den Einfluß der Geistlichkeit auf sie fürchtete. In Berlin waren die Katholiken von den königlichen Kollegien ausgeschlossen und selbst sehr begünstigte Anhänger der katholischen Religion, welche in Folge der Eroberung Schlesiens in hohe Staatsämter aufgenommen werden mußten, hatten doch fortwährend mit Schwierigkeiten ihres Glaubens wegen zu kämpfen. So wurde der Ober-Stallmeister Graf Schaffgotsch zwar zum Minister befördert, aber in den Staatsrath durfte er als Katholik nicht eingeführt werden.

Innerhalb der protestantischen Kirche war die religiöse Entwicklung vollkommen unbehindert. Die verschiedensten Sekten durften sich frei entfalten.

Ein Zimmermann Namens Bürgel hielt alle Sonntage Nachmittags in seinem Hause vor dem Spandauer Thore öffentliche Zusammenkünfte und Betstunden. Irgend einer der gläubigen Zuhörer vertrat dabei das Amt eines Küsters; gewöhnlich waren es Handwerker, mitunter traf aber auch wohl die Wahl einen gemeinen Soldaten, denn in dieser Betstunde war Jeder gleich. Trotz aller Ermahnungen Seitens der Behörden ließ sich der Zimmermann in seinen religiösen Uebungen nicht stören. Der Minister v. Happe fragte deshalb beim König an, ob es nicht besser sei, diesen unbefugten Priester zu verhaften und ihm ferner religiöse Versammlungen streng zu verbieten.

Der König aber antwortete darauf: „Wofern er nichts thut wider die Gesetze des Handels und die Guten Sitten, so sollen ihn machen lassen!"

Merkwürdig mit dieser gnädigen Verfügung kontrastirt das Verbot häuslicher Versammlungen, welche der mystisch-orthodoxe Prediger Fuhrmann an der Jerusalemer Kirche im Jahre 1742 abhielt.

Fuhrmann kam gegen das Verbot ein, erhielt aber folgenden abschläglichen Bescheid:

„Daß er die häusliche Versammlung eingestellet, ist gut. Der König hat seine Raisons, solche zu verbieten und ist schon bei dem gottseligen König scharf verboten worden. Soll also seinen Gottesdienst in der Kirche halten und von aller affectirten Singularität gänzlich abstehen."

Das Sektenwesen entwickelte sich in Folge der vom König gewährten Duldung ziemlich stark in Berlin und führte mitunter zu gefährlichen Auswüchsen. Gewissenlose Abenteurer verstanden es, die Leichtgläubigkeit der Bürger zu benutzen; sie begründeten neue religiöse Gesellschaften, an deren Spitze sie sich stellten, um eigennützige Zwecke zu verfolgen.

Der merkwürdigste dieser Abenteurer war ein wegen vielfacher Betrügereien abgesetzter Förster Johann Paul Philipp Rosenfeld, der sich für einen neuen Messias ausgab, den Gebrauch des Abendmahls und den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verbot und eine ganz neue Gotteslehre predigte.

Rosenfeld war ein tief verderbter, sittlich verwahrloster Mensch, der seine Macht über die abergläubische Menge benutzte, um seinen sinnlichen Lüsten Befriedigung zu verschaffen. Sieben junge Mädchen mußten stets um ihn sein, die Eltern führten sie ihm selbst zu; er versicherte, daß er mit ihnen die sieben Siegel der Erlösung erbrechen wolle, um das Heil der Menschheit hervorzubringen. Er trieb es endlich so toll, daß er als Religionsschwärmer in ein Irrenhaus gesperrt wurde. Aber auch dorthin verfolgten ihn die Gläubigen, auch dorthin brachte ihm ein halb wahnsinniger Bürger seine fünfzehnjährige Tochter.

Nachdem Rosenfeld eine Zeitlang gesessen hatte, gelobte er Besserung und wurde entlassen. Kaum aber auf freien Füßen fuhr er in der alten Weise fort. Eins der Mädchen, die bei ihm lebten, beging einen Kindesmord; der Verdacht, denselben angestiftet zu haben, fiel auf Rosenfeld und da noch vielfache Betrügereien von ihm offenbar wurden, so machte man ihm auf's Neue den Prozeß. Er wurde zu Staupenschlägen und zu lebenswieriger Festungsarbeit verurtheilt. Während er ausgestäupt wurde, schrie er fortwährend, daß die Ruthenschläge, die er empfange, ihm seiner Bestimmung als Messias gemäß ertheilt würden. Er blieb bei seiner Behauptung, daß von ihm das Heil der Welt ausgehen würde. Auch nach seiner Bestrafung hielten seine Anhänger fest an ihm, bis endlich erst nach mehreren Jahren sein Name nach und nach vergessen wurde.

Solche Ausschweifungen des religiösen Ueberglaubens fanden indessen in dem Volke Berlins mit jedem folgenden Jahre der Regierung Friedrichs einen weniger günstigen Boden. Die

Aufklärung nahm zu, sie steigerte sich sogar im Gebiet des Glaubens bis zum ausgebildeten Skepticismus. Dieselben Höflinge und vom Hofe abhängigen Beamten und Bürger, welche unter den frühern Herrschern ihre Frömmigkeit zur Schau getragen hatten, um sich die Gunst der Gewalthaber zu erwerben, zeigten sich jetzt als gewaltige Freigeister. Beides aber war Schein; denn noch immer steckte den Berlinern der Aberglauben tief im Herzen.

Kometen wurden noch immer als die Verkünder großen Unglücks betrachtet, man glaubte an die Lehnin'schen Prophezeiungen, an Wetter-Verkündigungen rc. Auch die sogenannten Planeten, die noch heut zu Tage von der abergläubischen Menge gekauft werden, waren damals ein gesuchter Buchhandlungs-Artikel. Die Kalender mußten die Tage anzeigen, an welchen man sich am Besten zur Ader lassen oder schröpfen durfte, an denen es gut sei, Kinder zu entwöhnen oder Reisen zu beginnen; sie mußten das Wetter für das nächste Jahr ansagen rc.

Vergeblich bemühte sich die Akademie der Wissenschaften, hier einen Fortschritt zu begründen.

Im Jahre 1779 erschienen die preußischen Kalender zum ersten Male ohne alle die bisher roth gedruckten, auf den Aberglauben der Masse berechneten Wahrsagungen, sie erhielten an deren Stelle aufklärende Aufsätze.

Die Kalender waren hierdurch wesentlich verbessert, aber sie wurden nicht gekauft, schon im nächsten Jahre mußte der alte Unsinn wieder hergestellt werden; auch ein neuer Kalender ohne Aberglauben, welchen die Akademie für das Jahr 1780 herausgab, konnte sich wegen Absatzmangels nicht lange halten.

Die Aufklärung war bei den Berlinern *) noch nicht in Fleisch

*) Man erzählt, auch Friedrich der Große sei nicht frei von Aberglauben gewesen. Der englische Gesandte James Harris schreibt hierüber im Jahre 1775: „Zu verschiedenen anderen unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes wie Friedrich gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeiung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er Jemandem, der bei seinem Lever in Trauerklei-

und Blut übergegangen, sie war mehr eine äußerliche. Das Volk wollte betrogen sein und betrog sich selbst. Die Wahrsager auf den Märkten hatten nach wie vor großen Zulauf und ein Berliner Leinweber, Namens Pfannenstiel, der sich durch seine Wahrsagungen berühmt gemacht hatte, wurde besucht von Vornehm und Gering.

Pfannenstiel behauptete, daß er seine Weissagungen direkt von Gott bekomme; entweder im Traum oder im Gesichte spreche der Herr mit ihm. Der Berliner Leinweber erhielt sich Jahre lang im Rufe der Untrüglichkeit, weil er seine prophetischen Sprüche in ein sehr dunkles Gewand kleidete. Seine Prophezeiungen waren meistens Räthsel, welche in der verschiedensten Weise gelöst werden konnten.

Man glaubte dem würdigen Mann um so mehr, da er scheinbar ohne allen Eigennutz handelte. Er machte aus dem Weissagen, wie man erzählte, kein Geschäft, sondern nährte sich redlich von seinem Handwerk. Die Besuche Derer, welche die Zukunft erforschen wollten, empfing er bei der Arbeit, die Besucher mußten sich durch das offenstehende Fenster mit ihm unterhalten. Von Keinem forderte er irgend eine Belohnung für seine Prophezeiungen, wenn aber die Rathbedürftigen beim Fortgehen ein Geldstück zurückließen, so fand der gute Pfannenstiel keine Veranlassung, dies abzuweisen.

Im grellen Widerspruch zu dem Bestreben des Königs, die Aufklärung und religiöse Toleranz in Preußen zur Herrschaft zu bringen, steht die große Abneigung, welche er bei allen Gelegenheiten gegen die Juden zur Schau trug.

Die Juden blieben auch unter der Regierung Friedrichs des Großen die Parias der Gesellschaft, ausgeschlossen von den meisten bürgerlichen Rechten und belastet mit schweren, ungerechtfertigten Abgaben. Friedrich stand in seiner Abneigung gegen die Juden ganz auf dem Standpunkt des gewöhnlichen Volks;

---

dern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dies deutet so klar auf einen Hang zum Aberglauben, daß, obschon ich für die Wahrheit der Geschichte mit dem sächsischen Wahrsager nicht einstehen mag, sie doch hinreichend wahrscheinlich ist, um wenigstens der Gegenstand der Kuriosität zu werden."

wie dieses hätte er am Liebsten die verhaßten Wucherer, Betrüger 2c. aus dem Lande gejagt und wenn er es nicht that, so hat eine solche Schonung nur darin ihren Grund, daß die reichen Juden eine einträgliche Geldquelle für ihn waren.

Friedrichs Widerwille gegen die Juden war so groß, daß er nur höchst ungern eine Vermehrung derselben sah und jede Gelegenheit benutzte, um die ausgegebenen Schutzbriefe wieder einzuziehen.

So erschien im Jahre 1747 eine Verordnung, welche anbefahl, daß jeder Jude, welcher sich der Hehlerei schuldig mache, des Schutzbriefs verlustig gehen und mit seiner Familie das Land verlassen solle, ohne daß an seiner Stelle ein anderer Jude aufgenommen werden dürfe. Charakteristisch für die Verordnung ist auch, daß die Judenschaft eines Ortes für jeden Diebstahl, den Einer ihrer Gemeinde begangen hatte, solidarisch verpflichtet wurde, den Betrag des gestohlenen Guts zu ersetzen, wenn der Dieb dies nicht konnte.

Trotz aller Erschwerungen, welche der Ausbreitung der Judenschaft in Preußen durch die Beschränkung der Schutzbriefe in den Weg gelegt wurden, bürgerte sich doch die Judenschaft mehr und mehr ein und besonders in Berlin wuchs die Zahl der Juden von Jahr zu Jahr.

Von vielen Seiten her kamen Klagen, daß die Juden sich erlaubten, in bürgerliche Gewerbe hineinzupfuschen, daß sie, wenn auch verdeckt durch Scheingeschäfte, Ländereien ankauften, daß sie eine zu große Anzahl von Häusern in der Stadt besäßen 2c. Friedrich sah sich daher veranlaßt, die Verhältnisse der Juden im preußischen Staate einer gesetzlichen Ordnung zu unterziehen, es geschah dies durch das revidirte General-Privilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preußen vom 17. April 1750.

Zwei Jahre lang war tüchtig an diesem Reglement gearbeitet worden und Friedrich hatte selbst sorgsam daran gefeilt. Das Gesetz ist um so wichtiger, als es bis zum Jahre 1812 im Großen und Ganzen für die Juden in Preußen maßgebend gewesen ist.

Die bisherige Juden-Kommission wurde aufgehoben, die Rechtsangelegenheiten der Juden wurden den Magistraten und

Gerichten, die Schutzsachen dem General-Direktorium überwiesen. Friedrich hielt den Grundsatz fest, daß die Zahl der Juden sich nicht vermehren dürfe, deshalb sollten fremde Juden nur, wenn sie 10,000 Thaler besäßen, durch besondere Gnade Aufnahme im Lande finden.

Um die Vermehrung der Juden in sich selbst zu verhindern, sollten alle Juden, welche nicht Kaufleute waren und nicht zu den jüdischen Gemeinde-Beamten gehörten, durchaus keine Erlaubniß zum Heirathen bekommen. Die angesehenern Juden, welche besondere Schutzbriefe erhielten, durften diese doch nur auf ein Kind vererben und erst später wurde es ihnen gegen Erlegung von 70,000 Thalern gestattet, daß sich ein zweites Kind im Lande verheirathen durfte, jedoch nur unter der Bedingung, daß bei jeder Heirath für 1500 Thaler inländische Manufakturwaaren in das Ausland geführt werden mußten.

In ihrem Erwerbe wurden die Juden außerordentlich beschränkt. Alle zünftigen Gewerbe, der Landbau, der Handel mit Wolle und Wollwaaren 2c. wurden ihnen streng untersagt, Landgüter durften sie gar nicht erwerben, von Häusern wurde ihnen nur eine bestimmte Zahl, in Berlin 40, gestattet; diese Zahl wurde später auf 70 erhöht.

Außer diesen Beschränkungen des Gewerbebetriebs wurden den Juden noch alle möglichen Lasten auferlegt. Da hatten sie bei allen Gelegenheiten Abgaben an Kirchen und Schulen zu bezahlen, Schutzgelder, Leibzölle, Rekrutengelder und dergleichen mehr. Eine der lästigsten und unangenehmsten Beschränkungen, welche die Juden erleiden mußten, war die, daß sie, sie mochten wollen oder nicht, gezwungen wurden, Fabriken, welche sich nicht recht gut rentirten, anzukaufen und fortzuführen oder auch neue Fabriken, wenn Friedrich glaubte, daß sie das Vermögen dazu hätten, anzulegen. Mit großer Rücksichtslosigkeit wurde auch der schon erwähnte Befehl, daß die Juden Waaren aus der königlichen Porzellanfabrik kaufen sollten, aufrecht erhalten.

Trotz der schweren Lasten, welche die Judenschaft Berlins tragen mußte, wuchs sie dennoch, wenn auch nicht an der Zahl, so doch an Reichthum mit jedem Jahre. Die Münz- und Lieferungsgeschäfte während des siebenjährigen Kriegs hatten wesentlich dazu beigetragen, die jüdischen Kaufleute Berlins zu

heben; aber wie reich dieselben auch wurden und wie sehr sie mit ihrem Reichthum prunkten durch köstliche Häuser, schöne Gärten, Kunstsammlungen und glänzende Gesellschaften, in denen sich die geistreichen Männer der Residenz versammelten, sie blieben dennoch die vom Volk verachteten Juden! Zu den jüdischen Festen kamen wohl die Christen und Manche setzten sich darüber hinweg, daß der Gastgeber ein Jude sei und behandelten ihn wie Ihresgleichen; die große Menge des Volks aber blieb bei dem Haß und der Verachtung, welche sie seit Jahrhunderten gegen die Juden hegte.

Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sich einzelne tiefer Denker fortsetzten über Vorurtheile, welche so allgemein herrschten, in denen selbst so geistreiche Männer, wie König Friedrich der Große, befangen waren. Vor Allen verdient eine rühmliche Anerkennung der Geheime Archivar Dohm, der im Jahre 1781 ein Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden schrieb, welches eine allgemeine Aufmerksamkeit erregte, denn Dohm hatte die unerhörte Kühnheit, in Berlin die bürgerliche Freiheit der verachteten Juden zu fordern, die Juden sollten vollständig mit den Christen gleichgestellt, zu allen Gewerben, selbst zum Ackerbau, zugelassen werden.

Noch ein anderer Schriftsteller trat ein für die Rechte der Juden, ein Mann, der selbst ein Jude, doch seiner tiefen Gelehrsamkeit, seines scharfen Geistes wegen sich die Achtung der Christen derart zu erwerben wußte, daß sogar die Akademie der Wissenschaften ihn unter ihre eigenen Mitglieder aufnehmen wollte, und daß eine solche Ehre ihm nur deshalb nicht widerfuhr, weil der König in seinen Vorurtheilen gegen die Juden den Namen Moses Mendelssohn von der Liste der aufzunehmenden Akademie-Mitglieder strich.

Moses Mendelssohn kämpfte mit klarem und scharfem Geist für seinen Stand, indem er gegen die Vorurtheile desselben den Kampf eröffnete und seine Glaubensgenossen zu manchen Reformen des alten zerrütteten Judenthums zwang.

Wie trefflich aber auch Dohm und Moses Mendelssohn für die Menschenrechte der Juden stritten, sie vermochten in jener Zeit

gegen das allgemeine Vorurtheil*) nicht vorzudringen. Der Volkshaß blieb bestehen und er wurde noch vermehrt durch manche Schriftsteller, die sich einen wohlfeilen Ruhm durch beißende Schmähschriften gegen die Juden erwarben.

*) Zu dem allgemeinen Vorurtheil trug auch viel die Mißgunst bei, mit welcher sich die Juden gegenseitig verdächtigten. Sobald einer von ihnen sich durch Reichthum oder größere Bildung auszeichnete, wurde er sicher vom Haß der Uebrigen verfolgt. Als einst ein kluger Spekulant, der reiche Poser, sich unterstand, sich den Bart rasiren zu lassen (die übrigen Juden trugen noch sämmtlich volle Bärte), erregte dies unter der Judenschaft großes Mißfallen. Der alte Ephraim verklagte ihn bei dem Ober-Landesrabbiner und dieser verbot dem abtrünnigen Sohn Israels bei strenger Strafe, sich in Zukunft zu rasiren. Poser war nicht geneigt, sich ein so willkürliches Verbot gefallen zu lassen, er wendete sich direkt an den König; aber auch hier fand er keinen Schutz, denn Friedrich schrieb an den Rand der Bittschrift: „Der Jude Poser soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen!"

Zehntes Kapitel.

Die Wissenschaft in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen. Das Schulwesen Berlins. Leben der Gymnasiasten. Begründung der Realschule in Berlin. Die Armenschulen. Die Akademie der Wissenschaften. Französische Einrichtung derselben. Eine politische Preisfrage.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. war den Berlinern der Sinn für die Wissenschaften fast ganz verloren gegangen, unter der Regierung Friedrichs des Großen entwickelte er sich von Neuem und gelangte zu einer ungeahnten Blüthe. Berlin wuchs in einem Zeitraum von 46 Jahren heran zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Deutschlands; nach unserer Stadt zogen die deutschen Gelehrten, hier fanden sie ein Feld des Schaffens, welcher Wissenschaft sie auch dienen mochten.

Berlin verdankt die wissenschaftliche Bedeutung, auf welche wir heut noch stolz sind, vorzugsweise Friedrich dem Großen; nicht seiner Begünstigung wissenschaftlicher Bestrebungen, nicht direkt die Wissenschaft fördernden Maßregeln, sondern dem Beispiel, welches der König selbst gab, sowie den Gelehrten und Schriftstellern, welche er an seinen Hof und in seinen täglichen Umgangskreis zog und vor Allem der Freiheit, welche er der geistigen Entwicklung des Volks gewährte.

Direkt fördernd ist Friedrich selten aufgetreten; er verachtete, wie wir noch weiter sehen werden, die deutsche Wissenschaft und hielt sein Volk noch für zu unreif, um mit den Franzosen auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschungen konkurriren zu können. Er hatte selbst nach vielen Richtungen hin eine sehr beschränkte Auffassung, welche ihn verhinderte, den Nutzen zu erkennen, den die Fortbildung jedes Wissenszweiges haben mußte. Er ließ deshalb die Gelehrten zwar frei gewähren, kümmerte sich aber nicht, wie er dies auf dem Gebiet des Handels und der Gewerbe so gern that, persönlich um ihre Bestrebungen. Oft genug wies er sogar Aufforderungen, welche deshalb an ihn ergingen, fast mit Hohn zurück.

Als der Dr. Bloch in Berlin, der über die Fischkunde umfassende Studien gemacht hatte, ein großes Werk über die deutschen Fische herausgeben wollte, bat er den König um eine Unterstützung, um Postfreiheit für das Papier aus Frankreich oder der Schweiz, besonders aber um einen Befehl an die königlichen Kammern in Preußen, daß diese ihm mittheilen sollten, welche Fische sich in ihren Bezirken vorfänden, sowie um Uebersendung eines Exemplars von seltenen Arten.

Friedrich gab darauf unter dem 27. März 1781 folgenden merkwürdigen, für die Auffassung des Königs ganz charakteristischen Bescheid:

„Se. Kgl. Maj. von Preußen, Unser Allergnäd. Herr, lassen dem Dr. Bloch auf seine Allerunterthänigste Anzeige vom 25. d. M. und in Ansehung des darin gethanen Antrages hierdurch zu erkennen geben, daß es nicht nöthig ist, von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern; denn das wissen sie schon allerwegs, was es hier im Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen, ausgenommen im Glatzischen, da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen, die hat man weiter nicht, sonsten aber sind hier durchgehens einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Und darum ein Buch davon zu machen, würde unnöthig sein; denn kein Mensch wird solches kaufen. Die zugleich mit eingereichten Kupferabdrücke von einigen Fischen erfolgen hierbei wieder zurück.“

Dem Professor Myller in Berlin, der ihm im Jahre 1782 eine Sammlung altdeutscher Gedichte widmete, antwortete der König darauf:

„Hochgelehrter, lieber Getreuer!

Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Säculo, deren Druck ihr befördert habt und zur Berichtigung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elende Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht

Euer sonst gnädiger König."

Wir haben zwei Beispiele herausgegriffen aus vielen, welche beweisen, daß Friedrich wissenschaftliche Bestrebungen von Bedeutung nicht immer zu würdigen verstand; die Gelehrten aber ließen sich dadurch nicht abschrecken. Dr. Bloch gab trotzdem sein treffliches Fischwerk heraus und er hat der Wissenschaft dadurch eine neue Bahn angewiesen, ebenso hat auch der Professor Myller mit seiner Sammlung altdeutscher Gedichte sich eine verdiente Anerkennung erworben.

Die Wissenschaft bedarf zu ihrem Emporblühen ebenso wenig des Staatsschutzes, wie ihn Handel und Gewerbe bedürfen, nur die Freiheit ist zu ihrer Entwicklung nothwendig und diese gewährte ihr Friedrich, wenn er auch sonst wenig that.

Nicht einmal die Schulen und Universitäten fanden unter Friedrichs Regierung eine besondere Förderung und wenn sich jene trotzdem in Berlin wesentlich gehoben haben, so ist dies nicht des Königs direktes Verdienst, sondern eine Folge des im Volk immer mehr Boden findenden Wissensdrangs.

Friedrich hat für das Schulwesen in Berlin wenig oder nichts gethan, den Volksschulen war sogar sein Befehl, daß die entlassenen Invaliden vorzugsweise bei Besetzung von Schul-

meisterstellen berücksichtigt werden sollten, wenn derselbe auch hauptsächlich für Landschulen berechnet war, nachtheilig. Nur eine einzige Schule ist in Berlin während Friedrichs 46 jähriger Regierung auf seine unmittelbare Veranlassung und seine Kosten entstanden und diese hatte für das Volk keine Bedeutung; es war die Militär-Akademie für Adlige, welche Friedrich im Jahre 1765 gründete, um in derselben sich Offiziere für die Armee vorzubilden. Er baute für diese Schule in der Burgstraße ein ansehnliches Haus und bekümmerte sich speziell um den Unterrichtsplan und die Disziplin des neuen Instituts.

Ursprünglich war die Akademie nur für die befähigten Kadetten eingerichtet worden, später, im Jahre 1779, wurde der Plan aber erweitert, Söhne adliger Familien erhielten die Genehmigung zur Aufnahme, wenn sie im 12. Jahre angemeldet wurden, sich verpflichteten, 6 Jahre zu bleiben und eine Pension von 400 Thalern für Unterricht und Kost zahlten.

Die Zöglinge erhielten eine Uniform, blaue Röcke mit silbernen Knöpfen, blaßgelbe Westen und Beinkleider. Wenn sie den sechsjährigen Kursus durchgemacht hatten, wurden sie nach ihrem Austritt aus dem Institut sofort als Offiziere in die Armee eingereiht.

Das Schulwesen Berlins befand sich beim Regierungs-Antritt Friedrichs in einem traurigen Zustande und blieb es auch während der nächsten zwanzig Jahre; erst nach und nach traten, ohne Zuthun des Königs, Verbesserungen ein.

Auf den Gymnasien, sowohl den städtischen als dem königlichen Joachimsthal'schen, herrschte eine pedantische Unterrichts-Methode,*) welche den frischen Geist der Knaben ertödtete. Der

---

*) Die gelehrten Schulmänner konnten sich nur schwer entschließen, Neuerungen im Unterricht eintreten zu lassen. Sie hingen so sehr am Althergebrachten, daß sie selbst die Schulkomödien noch lange Zeit beibehielten, obwohl sie längst zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß dieselben für die Disziplin und den Unterricht durch die Zerstreuung der Schüler nachtheilig seien. Endlich wurde dem Unfug doch ein Ende gemacht, die letzte Aufführung von Schulkomödien fand am 4. und 5. August 1762 auf dem Kölnischen Gymnasium statt. Es wurden aufgeführt: „Alzire" von Voltaire nach einer Uebersetzung von Frau Gottsched, und ein Originalstück in Versen: „Die Pariser Bluthochzeit des Königs Heinrich von Navarra".

einzige Lehrgegenstand, auf den ein Gewicht gelegt wurde, war das Lateinische, alle übrigen wurden vernachläſſigt, am Wenigſten gab man auf die deutſche Sprache und auf Mathematik, dieſe gehörten ja nicht zur ſogenannten klaſſiſchen Bildung.

Die Lehrmittel waren jämmerlich, die Klaſſenzimmer wahre Schmutzlöcher, von Schul-Disziplin war kaum die Rede; die Schüler ſuchten ſchon auf den Gymnaſien ſich einen rohen, ſtudentiſchen Ton anzueignen.

Profeſſor Brunn ſchildert uns die Sitten, welche damals unter den Schülern des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums herrſchten, aus eigner Anſchauung mit folgenden Worten:

„Es herſchen ein ſehr roher und wilder Renommiſtenton; die Neuankommenden auf das Gröbſte mißhandeln, die Inſpectoren zu verhöhnen und öffentlich zu beſchimpfen, ja ſelbſt manche Lehrer in den Klaſſen und im Speiſeſaale auszuziſchen und auszutrommeln, Körper- und Arreſtſtrafe für eine Ehre zu halten, war ſo ziemlich in der Regel. Im Aeußern zeichneten ſich die Alumnen aus durch lange, bis weit über die Knie gehende, gewichste Stutzſtiefeln, durch gelbe lederne Beinkleider und durch große Hüte, deren Seitenſpitzen faſt die Schultern berührten. Die Schüler der untern Klaſſen mußten ſich von den Primanern und Secundanern Alles gefallen laſſen und die geringſte Widerſetzlichkeit zog ihnen körperliche Mißhandlungen zu. Fremde und vornehmlich die Vorbeigehenden, wurden häufig beleidigt und gedrückt. Des Abends in großen Geſellſchaften Taback zu rauchen (welches nach den Geſetzen durchaus verboten iſt), dabei Bier im Uebermaß zu trinken und rohe Studentenlieder zu ſingen, oft ganze Nächte beiſammen zu bleiben und Karten zu ſpielen, war nichts Ungewöhnliches, ja es kam ſelbſt mehrmals zu Ausbrüchen der wilden Rohheit. Die Gymnaſiaſten ſtanden in der Stadt in dem übelſten Rufe und die Aeltern und Vormünder fingen an, dem Inſtitute ihr Zutraun zu entzieher, wodurch eine merkliche Abnahme der Zahl der Schüler die unmittelbare Folge war."

Nicht weniger erbaulich iſt die Schilderung, welche uns Dr. Büſching von dem Zuſtand des Berliniſchen und Kölniſchen Gymnaſiums giebt:

„Der Gehalt der Lehrer verschaffte ihnen, wenn sie auch unverheirathet waren, geschweige denn, wenn sie Familie hatten, die wahre Nothdurft nicht. Daß es ihnen an derselben fehlte, sah man an ihrer Kleidung, ihrem Hausgeräth und ihrem Büchervorrath. Ihre Wohnungen waren so schlecht, daß sie in einer mittelmäßigen Provinzialstadt nicht schlechter gefunden werden konnten. Das Kölnische Gymnasium hatte zu den Klassen einige gute Zimmer, aber das Berlinische hatte nicht eine einzige gute Klasse. Als der Kriegsrath und erste Bürgermeister Riediger eine derselben zeigte, sagte er, sie wären gut zu Weinkellern, was sehr gut getroffen war. Sie waren alle kellermäßig dunkel, unangenehm und ungesund, weil sie einige Ellen tiefer als die Straßen und Höfe in der Erde lagen. Zwei dieser elenden Klassen waren nur durch Bretter, einige Ellen hoch, von einander abgesondert, so daß man in keiner laut reden durfte, um einander nicht zu stören. Man glaubte, daß die Zugänge zu den Klassen und diese selbst seit Jahrhunderten nicht geweißt wären. Katheder und Bänke waren im elendesten Zustande. In der Schreibeklasse waren nicht einmal ein Paar Tische, sondern die Schüler mußten ihre Schreibebücher auf die niedrigsten Bänke legen und bei denselben zum Schreiben niederknieen. Weil die Klassen gewöhnlich um halb 8 Uhr angefangen wurden, so hatten sie im Winter Licht nöthig. Wenn dies aber auch nothdürftig vorhanden war, so fehlte es an Leuchtern, die die Hände der Schüler vertreten mußten. Zu Reparaturen der Klassen-Wohnungen war kein Geld vorhanden; daß kleine Stücke vermoderten, verfaulten, zerbrachen, wurde nicht geachtet; wenn aber große Reparaturen vorgenommen werden mußten, geschahen sie mit geliehenem Gelde. Oeffentliche Prüfungen der Schüler waren seit vielen Jahren nicht vorgenommen worden, weil keine Magistrats-Personen noch sonst Jemand von einigem Ansehen bei denselben erschien."

In einem ähnlichen Zustande befanden sich auch die übrigen Gymnasien. Ihre Schülerzahl nahm in Folge dessen immer mehr und mehr ab, obgleich beim Fortschreiten der Bildung das Bedürfniß, sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, unter den wohlhabenden Bürgern Berlins ein allgemeines geworden war.

Gegenüber diesem verfallenden Gymnasial-Unterricht blühte

in Berlin das Realschulwesen empor; es verdankte seine Blüthe dem Prediger an der Dreifaltigkeits-Kirche, Konsistorialrath Hecker.

Hecker war 1738 in seine Stellung nach Berlin gekommen; er glaubte seine Amtspflichten nicht mit dem Predigen in der Kirche allein erfüllt zu haben. Mit unermüdlichem Eifer widmete er sich der Verbesserung des Schulwesens in seiner Parochie; dazu verwendete er die Einkünfte des Klingelbeutels und die Erträge aus dem Verkauf verschiedener von ihm herausgegebener religiöser Schriften.

Als er sein Amt antrat, fand er in seiner Parochie nur drei jämmerliche Schulen, deren eine durch einen Unteroffizier, die zweite von einer alten Frau, die dritte von einem unwissenden alten Manne geleitet wurde. Hier that Hilfe noth, und Hecker ging nun mit wahrhaft unermüdlicher Thätigkeit ans Werk, um neue Schulen zu schaffen. Im Verlauf weniger Jahre, im November 1744, hatte er es schon dahin gebracht, daß drei Kandidaten der Theologie und vier Schulhalter in der Parochie angestellt waren und mit Erfolg unterrichteten. Hecker besuchte die sämmtlichen Schulen Tag für Tag; er ertheilte den Lehrern Instruktionen und war fortwährend bemüht, neue Geldmittel herbeizuschaffen, um noch weiter für die Verbesserung dieser Schulen zu wirken. Es gelang ihm dies auch und er brachte es dahin, daß er ein eigenes Haus kaufen konnte. Im Jahre 1747 wurde ihm das in der Kochstraße gelegene Friedrichstädtische Gymnasium eingeräumt und käuflich überlassen.

Jetzt zogen die meisten Schulhalter der Parochie in das neue Haus ein. Hier wurden 5 Klassen errichtet und ein geregelter Unterricht, der sich allerdings nur auf die Religion, die deutsche Sprache, die Anfangsgründe des Lateinischen, der Geographie, Geschichte, Naturlehre und des Rechnens erstreckte, eingeführt.

Auch mit diesem Erfolg war der unermüdliche Mann noch nicht zufrieden. Er hatte einen weit reichenden Plan für eine Neugestaltung des Unterrichts lange erwogen und brachte denselben jetzt zur Ausführung. Seine Absicht war, dem höchst mangelhaften Gymnasial-Unterricht entgegen, eine Schule zu begründen, welche nicht einseitig für den Gelehrtenstand, sondern für

das Leben vorbilden sollte. Er entschloß sich deshalb, seine Schule mit einer sogenannten Realklasse zu vermehren, und diese eröffnete er im Mai 1747, indem er dem Berliner Publikum die Absichten, welche er dabei habe, in einer Ansprache erklärte. Er sagte:

„Unser Hauptverfahren in unserer ökonomischen und mathematischen Realschule zielt dahin, solche junge Leute, welche dem Studiren nicht eigentlich gewidmet sind und die wir dennoch zur Feder, zur Handlung, Oekonomie, Künsten und Manufakturen fähig finden, in ihren natürlichen Trieben zu stärken und ihnen die erforderliche erste Anleitung zu geben."

Der Unterricht in der neuen Realschule sollte umfassen die Grundlehren der Mechanik, der Arithmetik, der Naturwissenschaft, besonders der Chemie und der Physik. Wir wollen, so äußerte sich Hecker in Bezug hierauf, unser Augenmerk nicht etwa auf die Schuhe des Chinesen, auf die Tracht der Japaner, auf die afrikanischen Schlangen oder auf die Tarantulen Italiens richten, sondern das Nöthige aus den drei Naturreichen, sowie auch dasjenige, was für den menschlichen Körper und für die Beschaffenheit und Erhaltung der Gesundheit nothwendig ist, bekannt machen. Außerdem sollen Gewerbe- und Handlungswesen, Land-, Stadt- und Hauswirthschaft gelehrt werden.

Dies war ein umfassender Unterrichtsplan, der freilich in seiner Allgemeinheit kaum zur Ausführung kommen konnte. Hecker ging indessen rüstig an's Werk und sein Streben fand bald allgemeine Anerkennung in Berlin. Viele Aeltern nahmen ihre Söhne aus den schlechten Gymnasien fort und übergaben sie der neuen Schule, welche Hecker in drei Abtheilungen getheilt hatte, in eine deutsche Schule, in der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen gegeben wurde, in eine lateinische, in der die klassischen Studien getrieben wurden, und in die Realschule, in der Arithmetik und Geometrie, Mechanik, Architektur, Zeichnen, Naturlehre, Oekonomie u. s. w. getrieben werden sollten. Auch der Seidenbau war dabei nicht vergessen, ebenso auch die Lehre vom Pflanzen der Obstbäume.

Noch war kein Jahr vergangen, da zählten die drei verschiedenen Anstalten schon 600 Schüler, und sie geboten über so

große Mittel, daß an 200 Schüler freier Unterricht ertheilt werden konnte.

Die Realschule bildete die Spitze des Ganzen, die deutsche und lateinische Schule waren ihre Vorklassen; diejenigen Schüler, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, konnten aus der lateinischen Schule zu andern höhern Anstalten übergehen. Im folgenden Jahre wurde auch noch eine Mädchenklasse eingerichtet, um auch das bisher so vernachlässigte weibliche Geschlecht eines gediegenen Schulunterrichts theilhaftig zu machen.

Das Interesse, welches der Bürgerstand Berlins an der neuen Realschule nahm, zeigte sich nicht nur darin, daß er seine Kinder derselben zuwies, sondern auch in vielen reichen Schenkungen, welche der Anstalt zugewiesen wurden.

Auch König Friedrich glaubte jetzt nicht zurückstehen zu dürfen; er ließ Hecker zu sich bescheiden und nahm mit ihm Rücksprache über den ganzen Plan des Instituts, der seine volle Billigung fand. Um das Unternehmen auch seinerseits zu fördern, errichtete er für die Schulanstalten an der Dreifaltigkeitskirche ein besonderes Kuratorium und schenkte ihnen die Materialien an Holz und Steinen zum Ausbau des Schulhauses, gewährte auch sämmtlichen Schullehrern freies Brennholz und Accisefreiheit; außerdem ertheilte er der Schule das Privilegium zu einem eigenen Buchladen, dem ersten, der auf der Friedrichsstraße errichtet wurde, und genehmigte auch eine Lotterie zum Besten der Realschule.

Mit jedem Jahre wuchs die Bedeutung der Anstalt. Im Jahre 1749 mußte schon ein neues Haus für die Mädchenklasse und die unterste deutsche Klasse gekauft werden und im Jahre 1750 zählte die Schule bereits über 1000 Kinder, zu deren Unterricht mehr als 30 Lehrer nothwendig waren. Ein drittes Haus, welches neben dem alten Schulhause lag, mußte für 35,000 Thaler gekauft werden und auch hierbei blieb es nicht. Weitere Bauten, deren Beschreibung uns nicht weiter beschäftigen kann, wurden erforderlich und ausgeführt; auch eine Bibliothek, eine Sammlung aller Art Naturalien und ein Versuchsgarten wurden mit der Schule verbunden.

Um tüchtige Lehrer für die Anstalt heranzubilden, hatte

Hecker schon 1748 ein Lehrer-Seminar eingerichtet, welches im Jahre 1753 zu einem Staats-Institut gemacht wurde.

Die Errichtung der Realschule *) und das Emporblühen derselben hatte für Berlin eine doppelte Bedeutung. Das alte Lehrsystem war durchbrochen, ein neuer Weg für den Unterricht gezeigt; außerdem traten aber auch alle die Gebrechen, an denen die Gymnasien der Stadt litten, jetzt um so greller an's Tageslicht und erforderten gebieterisch eine Abhilfe.

Das Berlinische und Kölnische Gymnasium wurden infolge dessen in den obern Klassen vereinigt, ein tüchtiger Rektor, Dr. Büsching, der sich den Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes erworben hatte, wurde an die Spitze der vereinigten Anstalt gesetzt (1766).

Büsching brachte bald ein neues Leben durch eine Verbesserung des Unterrichtsplanes und eine schärfere Schulzucht in das vereinigte Gymnasium und die als Stadtschulen mit demselben verbundenen andern Abtheilungen. Dasselbe that Meierotto, der im Jahre 1775 Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums wurde. — Das vereinigte Friedrichs-Werdersche und Friedrichsstädtische Gymnasium verdankte seine Reform im Jahre 1777 dem Direktor Gedicke.

Nach dem Zusammenschmelzen der verschiedenen Gymnasien zählte Berlin folgende höhere Lehranstalten:

1) Das Joachimsthalsche Gymnasium.
2) Das vereinigte Berlinische und Kölnische Gymnasium im grauen Kloster mit den beiden unter demselben stehenden Stadtschulen.

---

*) Nach Heckers Tode wurde der Magdeburger Prediger Silberschlag als Direktor an die Schulanstalten bei der Dreifaltigkeits-Kirche berufen. Er führte dieselben im Sinne des Stifters weiter, wenn er auch einige wohlthätige Aenderungen traf, indem er die verschiedenen Anstalten schärfer von einander sonderte. Aus der lateinischen Schule wurde ein sogenanntes Pädagogium für die eigentliche studirende Jugend gemacht, in dem auf die alten Sprachen ein Hauptgewicht gelegt werden mußte. Die Realschule wurde als eine sogenannte Kunstschule für Künstler, Oekonomen, Kaufleute und Baumeister eingerichtet, während die deutsche Schule hauptsächlich Dasjenige lehrte, was für die Handwerker zu wissen nothwendig war.

3) Das vereinigte Friedrichswerdersche und Friedrichsstädtische Gymnasium.
4) Das französische Gymnasium.
5) Die Realschule, bestehend aus dem Pädagogium, der Kunstschule, der deutschen Schule und der Mädchenschule, und
6) Die öffentliche Schule auf der Dorotheenstadt.

Außer diesen öffentlichen Anstalten bestand eine Anzahl von Privatschulen, welche sich meist die Aufgabe stellten, die Knaben jüngern Alters für die höheren Lehranstalten vorzubereiten, von denen aber auch einige einen weiter greifenden Unterrichtsplan hatten.

Die erwähnten Schulen waren für die wohlhabende Klasse der Berliner Bevölkerung berechnet, die niedere Volksklasse fand ihren Unterricht in den sogenannten Nebenschulen und Freischulen. Die Freischulen ertheilten den Kindern der Armen vollständig freien Unterricht, da sie aber für die große Bevölkerung nicht ausreichten, so bezahlte der Magistrat für viele arme Kinder in den Nebenschulen, die von Privatleuten gehalten wurden, wie dies auch heut zu Tage noch der Fall ist, ein Schulgeld für die Armen-Kinder. Zu den Freischulen gehörten auch die Garnison- und Regimentsschulen, in denen Soldatenkinder unentgeltlich unterrichtet wurden, sowie die von der französischen Kolonie gegründete école de charité und die jüdische Freischule.

Zeigte Friedrich der Große nur ein geringes Interesse für das Schulwesen Berlins und überließ er dasselbe seiner eigenen Entwickelung, so glaubte er doch für die Pflege höherer wissenschaftlicher Bestrebungen fördernd eintreten zu müssen. Er that es, indem er die unter der Regierung seines Vaters ganz in Verfall gerathene Akademie der Wissenschaften neu belebte. Die deutsche Wissenschaft wurde aber dadurch nur indirekt gefördert, denn seinem durchaus französischen Bildungsgange gemäß schuf Friedrich auf deutschem Boden ein französisches Institut.

Er zog bald nach seinem Regierungs-Antritt eine Anzahl berühmter Männer nach Berlin, um mit ihnen die Akademie neu zu begründen. Friedrich kannte die deutsche Wissenschaft nicht, da war es denn auch natürlich, daß er hauptsächlich Franzosen einlud, daß er seine wissenschaftlichen Freunde, von denen wir

noch weiter sprechen werden, vor allen deutschen Gelehrten bevorzugte. Er schloß die Deutschen von der neu zu begründenden Akademie nicht aus, weder im Anfange noch in der Folge; manche berühmte deutsche Gelehrte, wie gleich Anfangs der Mathematiker Euler, und später der Chemiker Markgraf u. A. sind Mitglieder der Akademie geworden; aber da er die deutschen Gelehrten kaum den Namen nach kannte, so mußte sein Augenmerk hauptsächlich auf Ausländer fallen, auf Männer wie Maupertius, Vaucanson, Algarotti u. s. w.

Die alte Akademie war so vollständig zerrüttet, daß sie kaum eine Grundlage der neu zu errichtenden sein konnte; es kam hinzu, daß ein im Marstall ausgebrochenes Feuer im Jahre 1742 die Lokalitäten der Akademie nebst den kostbaren Sammlungen derselben in Asche gelegt hatte. Die nach Berlin gerufenen Gelehrten bildeten daher vorläufig unter dem Namen société litteraire eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich bei dem Feldmarschall von Schmettau oder dem Minister von Borcke versammelte und mit Abfassung und Vorlesung von kleinen Denkschriften beschäftigte.

Im Jahre 1744 waren endlich alle Schwierigkeiten überwunden. Am 23. Januar konnte die neue Akademie ihre erste Sitzung im Königlichen Schlosse halten. Sie führte den Namen Académie des sciences et belles lettres. Erst später baute ihr Friedrich ein neues Haus unter den Linden, in welchem vom 1. Juni 1752 an die Sitzungen abgehalten wurden.

Die Akademie war ganz nach dem Muster der Pariser eingerichtet. Der König hatte sich selbst das Protektorat vorbehalten und einige der höchsten Staatsbeamten zu Kuratoren ernannt. An der Spitze standen ein Präsident und Vicepräsident. Die Mitglieder, 24 an der Zahl, unter denen sich auch manche gute deutsche Namen befanden, hatten die Verpflichtung, jährlich einige wissenschaftliche Abhandlungen auszuarbeiten und vorzutragen. Außer den 24 Akademikern wurden noch 16 Ehrenmitglieder, vornehme Hof- und Staats-Beamte, ernannte.

Bei der ersten Sitzung im königlichen Schloß wurden die Statuten des neuen Instituts vorgetragen. Nach denselben war die Akademie in 4 Klassen eingetheilt, jede aus 6 Mitgliedern bestehend, die eine hatte sich mit Physik, die zweite mit Mathe-

matik, die dritte mit Philosophie und die vierte mit Philologie zu beschäftigen. An der Spitze jeder Abtheilung stand ein Direktor, der in Verbindung mit dem Sekretär und Bibliothekar die Herausgabe der akademischen Schriften zu besorgen hatte.

Jährlich am Stiftungstage sollten Preisschriften mit einem Preis von 50 Dukaten gekrönt werden, zu diesem Behuf sollten bestimmte wissenschaftliche Fragen öffentlich für die Preisbewerbung verkündet werden.

Alle Donnerstage fanden die Sitzungen der Akademie statt, diese waren zweimal im Jahre öffentlich. Alle Mitglieder waren zu reger Betheiligung verpflichtet; der König selbst blieb einer der thätigsten Mitarbeiter. Eine Reihe von Abhandlungen, theils philosophischen, theils historischen Inhalts, wurde von ihm der Akademie überliefert und in den Sitzungen derselben durch seine Sekretäre öffentlich verlesen.

Friedrich bethätigte sein Interesse an der Akademie auch noch anderweitig.

Als Maupertuis, der im Jahre 1746 mit 3000 Thaler jährlichem Gehalt Präsident der Akademie geworden war, starb und d'Alembert die ihm angebotene Präsidentenstelle nicht annahm, verwaltete der König dieselbe persönlich; er berief die neuen Mitglieder der Akademie selbst und übertrug nur die ökonomischen Angelegenheiten dem Hofmarschall Grafen Redern.

Friedrich schrieb seine Abhandlungen, wie wir kaum zu erwähnen brauchen, sämmtlich in französischer Sprache; überhaupt war die ganze Einrichtung der Akademie eine so durchaus französische, daß selbst die Abhandlungen der deutschen Mitglieder erst in das Französische übersetzt werden mußten, wenn sie der Akademie vorgetragen oder in die Denkschriften derselben aufgenommen werden sollten.

Die Mitglieder der Akademie entfalteten eine rege wissenschaftliche Thätigkeit. Besonderes Interesse erregte jährlich die Krönung der Preisfragen. Diese waren meist dem Gebiete der Philosophie und Geschichte entnommen. Eine derselben machte im Jahre 1780 ein besonderes Aufsehen, und brachte die Akademiker, da sie vom König direkt gestellt war, in eine nicht geringe Verlegenheit. Sie lautete: „Kann irgend eine Art von Täuschung für das Volk zuträglich sein, sie bestehe darin, daß man

das Volk zu neuen Irrthümern verleitet oder daß man die alten eingewurzelten fortdauern läßt."

Die Frage, welche das herrschende Regierungs-System in Deutschland scharf berührte und von Friedrich vielleicht mit besonderer Berücksichtigung der noch in vielen Ländern Deutschlands herrschenden religiösen Verdummung gestellt war, wurde in allen wissenschaftlichen Kreisen besprochen. 42 Preisschriften liefen ein; alle Männer der Wissenschaft, alle Politiker in Berlin waren auf's Höchste gespannt, welchen Ausspruch die oberste wissenschaftliche Behörde des Landes thun würde. Sie wurden nicht wenig enttäuscht, als die Akademie gar keinen Ausspruch that, sondern den Preis zwischen zwei Abhandlungen, von denen die eine die Frage bejaht, die andere dieselbe verneint hatte, theilte. Eine praktische Thätigkeit entfaltete die Akademie durch den Verkauf der Kalender, der ihr zu gleicher Zeit eine nicht unbedeutende Geldeinnahme schaffte. Wir haben bereits erzählt, wie sie vergeblich bestrebt war, die Wetterprophezeiungen ꝛc. aus dem Kalender zu verdrängen; auch das Landkartenwesen stand unter ihrer direkten Aufsicht. Der Verkauf aller von ihr nicht genehmigten Karten wurde verboten; ein See-Atlas von 13 Blättern wurde schon im Jahre 1749 von der Akademie herausgegeben, dann folgte ein Atlas von allen Ländern der Erde in 44 Blättern. Im Jahre 1751 wurde der Akademie das Privilegium für die berühmte, von Mylius angefangene Edikten-Sammlung gegeben.

Eilftes Kapitel.

Die gelehrten Freunde Friedrichs des Großen. Jordan. Bielfeld. Algarotti. Der Marquis d'Argens. Die Gebrüder Keith. Maupertuis. Voltaire in Berlin. Friedrich der Große als Schriftsteller und Zeitungsschreiber. Berliner Geschichtsschreiber. Die Berliner Zeitungen. Die Censur. Berliner Literatur. Berliner Gelehrte. Geistiges Leben in Berlin.

Ein wissenschaftliches Institut, welches in der Hauptstadt eines deutschen Landes seine Abhandlungen nur in französischer Sprache veröffentlichte, konnte auf die Förderung deutscher Wissenschaft in Berlin nur einen indirekten Einfluß üben, indem die deutschen Gelehrten angeregt wurden, ihre Kräfte zu gebrauchen, um sich mit den bevorzugten Franzosen zu messen. Einen gleichen Einfluß übte auch jene Gesellschaft von Freunden, welche Friedrich der Große zu seinem täglichen Umgangskreis herangezogen hatte.

Der geistreiche König hatte sich eine wissenschaftliche Tafelrunde gebildet; bei den Männern, die er an seinen Hof, in seinen Freundeskreis zog, fragte er nicht nach Rang und Ansehen, bei ihnen galt ihm nur der Geist etwas. In diesem Kreis war Friedrich ein wahrer Philosoph, er zeigte sich den Männern der Wissenschaft gegenüber als der liebenswürdigste Freund, als der geistreichste Gesellschafter.

Friedrich konnte nicht leben ohne seine gelehrten Freunde, der Kreis derselben mußte ihn in seinen Mußestunden umgeben und selbst bei seinen Reisen und im Feldlager hatte er fast immer einige von ihnen in seiner Nähe.

Die Gelehrten, welche den täglichen Umgang Friedrichs bildeten, haben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die wissenschaftliche Entwicklung Berlins ausgeübt, die Namen der Bedeutendsten müssen daher in einer Geschichte der Hauptstadt ihre Stelle finden. Wir nennen zuerst Jordan, den zärtlich geliebten Freund des großen Königs.

Jordan war im Jahre 1700 in Berlin geboren und stammte aus einer bürgerlichen französischen Familie, die ihrer Religion wegen sich in der preußischen Residenz niedergelassen hatte. Nach Vollendung seiner Studien war er Prediger in einem Dorf der Uckermark geworden, aber sein reger, wissenschaftlicher Sinn ließ ihn in dem entlegenen Dorf nicht lange bleiben. Im Jahre 1732 kam er nach Berlin und widmete sich hier gänzlich den Studien. Er arbeitete hier so eifrig, daß seine Familie ernste Besorgnisse für seine Gesundheit fühlte und ihn veranlaßte, sich auf Reisen zu zerstreuen.

Er besuchte Frankreich, England und Holland und benutzte diese Reise, um Studien für eine allgemeine Literaturgeschichte zu machen. Im Jahre 1735 wurde er von dem Kronprinzen Friedrich nach Rheinsberg berufen und von dieser Zeit an war er hier der treuste Freund und Begleiter Friedrichs. Sein glänzender Geist, der sich noch weit mehr im Gespräch, als in seinen wissenschaftlichen Arbeiten entfaltete, zog den Kronprinzen unwiderstehlich an.

Jordan war und blieb einer der liebsten Gesellschafter Friedrichs; trotzdem aber brachte ihn der König nach seiner Thronbesteigung nicht in hohe Staatsämter; er ertheilte ihm nur den Titel eines Geheimen Raths, machte ihn zum Kurator der preußischen Universitäten und übertrug ihm die Direktion des im Jahre 1742 in Berlin angelegten Arbeitshauses. Außerdem wurde Jordan im Jahre 1744 Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften.

Friedrich hatte sich an Jordan so sehr gewöhnt, daß er seine Gesellschaft kaum entbehren konnte; auch im Kriege mußte ihn

der Freund begleiten und es war für den König ein tief schmerzliches Ereigniß, als des Freundes geschwächter Gesundheitszustand seine frühe Auflösung voraussehen ließ.

Die Briefe, welche Friedrich mit dem Freunde wechselte, sind ein Zeugniß für das feine Zartgefühl des jungen Königs, der ganz untröstlich darüber war, daß sein Freund mit jedem Monat kränker wurde, immer sichtlicher seiner Auflösung entgegen ging.

Wenn Friedrich in Berlin war, so verging kaum ein Tag, wo er Jordan nicht ohne alles Gefolge besuchte und einige Stunden bei ihm zubrachte. Als er das erste Mal zu dem Freunde kam, bat er die Verwandten desselben, ihn allein mit dem Kranken zu lassen.

„Haben Sie keine Sorge, — sagte er zu ihnen — ich will ihn warten und mit Allem bedienen, was er irgend nöthig haben kann, er soll verpflegt werden, als ob er bei Ihnen wäre!"

Mit der gleichen Zärtlichkeit behandelte Friedrich seinen treuen Freund, bis das Leben desselben sich endete. Jordan starb schon am 24. Mai 1745.

Zu den Gesellschaftern Friedrichs, welche schon am kronprinzlichen Hofe in Rheinsberg sich bekannt gemacht hatten, gehörte auch der Baron v. Bielfeld, dessen geistreiche Briefe wir schon mehrfach erwähnt haben. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie und wurde erst später geadelt. Friedrich hatte ein großes Vertrauen zu seinen Kenntnissen; nachdem er ihn im Jahre 1741 zum Legationsrath ernannt hatte, übertrug er ihm im April 1745 die Erziehung seines Bruders, des Prinzen Ferdinand und machte ihn im Jahre 1747 an Jordans Stelle zum Kurator der Universitäten. Bielfeld starb im Jahre 1771.

Von hervorragender Bedeutung unter den wissenschaftlichen Freunden des Königs war der Venetianer Franzesko Algarotti, der sich durch verschiedene astronomische Abhandlungen einen bedeutenden Ruf erworben hatte.

Algarotti wurde unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrichs nach Berlin berufen, er blieb von dieser Zeit an ein bevorzugter Gesellschafter des Königs; auf den Huldigungsreisen mußte er Friedrich begleiten, um ihn im Reisewagen durch sein geistreiches Gespräch zu erfreuen. Er wurde in den Grafenstand erhoben, erhielt den Kammerherrnschlüssel und den Orden „pour

le mérite". Trotz aller dieser Bevorzugungen war Algarotti dennoch nicht zu bewegen, seinen dauernden Aufenthalt in Berlin zu nehmen.

Von nicht geringerer Bedeutung als Algarotti ist der Marquis d'Argens, ein Franzose, der nach einer wild bewegten Jugend in Friedrichs Dienst einen Ruhepunkt fand. Er hatte sich durch einige Bücher, unter denen wir seine berühmten jüdischen Briefe nennen, einen Namen gemacht und war aus diesem Grunde von Friedrich an den Hof gezogen und zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

D'Argens war eine in ganz Berlin durch mancherlei Seltsamkeiten bekannte Persönlichkeit. Er stand täglich erst Mittags auf und legte sich in der Nacht um 3 Uhr zu Bette. Seine Furcht vor Erkältung war höchst possierlich, er trug im Hause stets mehrere Schlafmützen und zwei übereinander gezogene Schlafröcke; dabei war er außerordentlich abergläubig und machte dadurch viel über sich lachen. Der König verspottete ihn oft über seine eigenthümlichen Angewohnheiten, aber er hielt ihn trotzdem in hohen Ehren und blieb besonders während des siebenjährigen Krieges mit ihm im regsten Briefwechsel.

Auch die Gebrüder Keith, zwei Schotten, können wir zu den wissenschaftlichen Freunden Friedrichs rechnen, da sie sich durch eine tief wissenschaftliche Bildung auszeichneten, obgleich sie von größerer Bedeutung durch ihre militärische und diplomatische Karriere für Preußen geworden sind. Sie gehörten zu den bevorzugten Freunden des großen Königs.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle die zahlreichen wissenschaftlichen Freunde und Gesellschafter, welche der König während seiner 46jährigen Regierung um sich versammelte und in seinen nähern Umgangskreis zog, nennen. Wir erwähnen daher hier nur noch zwei derselben, deren Namen für Berlin eine besondere Bedeutung haben, Maupertuis und Voltaire.

Maupertuis stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Bretagne. Er war Militär gewesen, hatte sich später den Wissenschaften gewidmet und sich einen Namen durch seine Thätigkeit bei der Expedition französischer Akademiker, welche

Ludwig XV. nach Schweden schickte, um die Gestalt der Erde am Nordpol zu bestimmen, gemacht.

Friedrich, der beim Beginn seiner Regierung bestrebt war, Männer von wissenschaftlicher Bedeutung nach Berlin zu berufen, schrieb im Juli 1740 an Maupertuis:

„Mein Herz und meine Neigung haben von dem ersten Augenblick an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also und pfropfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, daß er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt, kommen Sie und zeigen Sie auch einem König das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen."

Einer so schmeichelhaften Einladung kam Maupertuis gern nach, er siedelte nach Berlin über und wurde hier als ein ausgezeichneter Gelehrter mit einer seine Verdienste noch weit übersteigenden Achtung behandelt. Im Jahre 1746 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalt von 3000 Thalern erwählt. Friedrich fand so viel Vergnügen in seiner Gesellschaft, daß er ihn veranlaßte, ihn im ersten schlesischen Kriege zu begleiten. Maupertuis hatte dabei das Unglück, in der Schlacht bei Mollwitz gefangen zu werden; Maria Theresia gab ihm aber bald die Freiheit wieder und so kehrte er denn nach Berlin zurück.

Im Besitz eines ansehnlichen Gehalts, in hochgeachteter und einflußreicher Stellung als der geehrte Gesellschafter des Königs, in glücklichen Familienverhältnissen — er hatte eine Staatsdame der Königin, ein Fräulein v. Borcke, geheirathet — lebte Maupertuis in Berlin sehr zufrieden und überließ sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen.

Seine Wohnung glich einer Menagerie, so sehr hatte er dieselbe mit allen möglichen seltenen auswärtigen Thieren versehen. In seinen Zimmern liefen Hunde, Katzen, Affen und die verschiedensten andern Thiere frei umher, was zur Reinlichkeit derselben nicht gerade beitrug; sein Hof und seine Treppen waren von ausländischen Hühnern und andern Vögeln bevölkert.

Das Haus des Gelehrten stand in Berlin bei allen Denen, die mit ihm in persönlichen Verkehr kamen, in bösem Ruf, denn es war für jeden Fremden gefährlich, einen Besuch bei Maupertuis zu machen. Oft genug kam es vor, daß ein Puterhahn sich dem Gast auf die Perrücke setzte und dieselbe arg zerzauste; selbst die Gesellschaften, welche der Präsident gab, waren für die Damen nicht ohne Gefahr; die lieben Vöglein hielten die hohen Haar-Garnituren für einen geeigneten Ruheplatz und pickten gern den Puder auf.

Maupertuis hatte sich durch seine seltsame Haushaltung in Berlin den Ruf eines Sonderlings erworben und er rechtfertigte denselben auch in wissenschaftlicher Beziehung. Durch die seine Verdienste weit übersteigende Anerkennung war er zu einer Selbstüberhebung gekommen, welche ihn oft lächerlich machte. So behauptete er, ein neues Naturgesetz „von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper" erfunden zu haben, während ihm durch ein Ehrenmitglied der Akademie, Professor König, nachgewiesen wurde, daß dieser Satz schon von Leibnitz aufgestellt worden sei.

Maupertuis war hierüber so aufgebracht, daß er den gelehrten Streit vor das Forum der Gerichte zog und die Ausschließung des holländischen Professors aus der Akademie zu bewirken wußte.

Schon hierdurch hatte er sich lächerlich gemacht, noch lächerlicher aber wurde er durch seine „philosophischen Briefe", in denen er die seltsamsten Ansichten offenbarte. Er schlug zur Förderung der Wissenschaft vor, daß man eine Stadt erbauen möge, in der nur lateinisch gesprochen werden dürfe; man sollte ein Loch bis in die Mitte der Erde hineingraben, um die Beschaffenheit des Mittelpunkts derselben kennen zu lernen; von Wichtigkeit sei es, nach der Meerenge Magelhaen zu gehen und das Gehirn der Patagonier zu seciren, damit man die Natur der Seele kennen lerne. Besonders lächerlich erschien sein Vorschlag, künftighin alle Kranken mit Harz zu überziehen, dadurch werde die Gefahr der Ausdünstung oder Ansteckung verhindert; das Mittel sei außerdem billig, da man keine Aerzte zu bezahlen brauche.

Solchem Unsinn trat Voltaire, der berühmte Freund Friedrichs des Großen, mit scharfer Feder entgegen. Er hatte sich

schon des Professors König angenommen, jetzt erließ er eine Broschüre unter dem Titel: „Diatribe des Dr. Akakia" gegen Maupertuis, in welcher er den Präsidenten der Akademie vor aller Welt durch eine geistreiche Verspottung verhöhnte.

König Friedrich nahm sich zwar, wie wir noch weiter sehen werden, seines alten Gesellschafters an, die Diatribe des Dr. Akakia wurde verbrannt. Aber sie hatte doch gewirkt. Maupertuis war der Lächerlichkeit anheimgefallen, seine wissenschaftlichen Bestrebungen wurden verspottet und auch Friedrich zeigte sich fortan kalt gegen ihn.

Der Ehrgeiz des Präsidenten war hierdurch auf's Tiefste gekränkt; er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn Monate lang an das Bett fesselte. Noch einige Jahre hielt er es in Berlin aus, dann aber bat er um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Am 7. Juni 1756 verließ er Berlin, um nicht wieder zurückzukehren. Im Jahre 1759 starb er in Basel.

Der Bedeutendste von den wissenschaftlichen Freunden Friedrichs des Großen, Derjenige, welcher unstreitig den größten Einfluß auf die geistige Ausbildung des großen Königs gehabt hat, ist Voltaire. Sein Aufenthalt in unserer Stadt ist für dieselbe von geschichtlicher Bedeutung geworden, denn Voltaires Ansichten waren lange Zeit für Friedrich maßgebend; er war gewissermaßen der wissenschaftliche Regent Preußens während einiger Jahre, bis er durch seine persönliche Unliebenswürdigkeit, seinen Geiz und die Bösartigkeit seines Charakters endlich selbst die Fesseln brach, welche Friedrich den Großen an ihn ketteten.

Friedrich betrachtete Voltaire als den größten lebenden Schriftsteller; er fühlte für ihn als Kronprinz eine wahre Verehrung, er kannte keinen größern Wunsch als den, persönlich mit dem Mann bekannt zu werden, mit dem er schon lange im regsten schriftlichen Verkehr stand.

Die erste Zusammenkunft, welche Friedrich mit Voltaire, wie wir bereits erzählten, bald nach seiner Thronbesteigung auf einer Reise nach Westphalen hatte, war zu kurz, als daß sich bei derselben der Charakter des berühmten Franzosen hätte entschleiern können. Friedrich fand allerdings sein Ideal nicht ganz so, wie er es erwartet hatte, aber er verlor doch nichts von der

Schwärmerei für dasselbe und der Wunsch, Voltaire ganz nach Berlin zu ziehen, um hier täglich mit dem geistreichen Mann verkehren zu können, blieb in ihm rege.*)

Bald darauf kam Voltaire zu einem kurzen Besuch; schon hier zeigte er seinen Geiz und seine Habsucht, schon hier verrieth er manche gehässige Seite seines Charakters und verlor in der Achtung des Königs.

Friedrich schrieb über diesen Besuch am 28. November 1740 an Jordan:

„Dein Geizhals — Voltaire — soll die Hefen seiner unersättlichen Habgier trinken und noch 1300 Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Lustigmacher (Fou) theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Bezahlung gehabt."

Auch ein zweiter Besuch im Jahre 1743 fiel nicht ganz zur Zufriedenheit Friedrichs aus, weil Voltaire den französischen Kundschafter spielte, trotzdem aber blieb seine Bewunderung für den glänzenden Geist des berühmten Franzosen dieselbe und auch seinen Wunsch, Voltaire für immer an Berlin zu fesseln, gab er nicht auf.

Dieser Wunsch war nicht ganz uneigennützig; Friedrich wollte als Schriftsteller von Voltaire lernen, er wollte sich vervollkommnen im französischen Styl, er gebrauchte, da seine Sprachkenntniß, wie wir uns erinnern, eine sehr oberflächliche war, einen

---

*) Friedrich schrieb über diese Zusammenkunft mit Voltaire an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; aber ich hatte gerade ein viertägiges Fieber und mein Geist war ebenso ohne Spannung, als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, muß man nicht krank sein, sondern sich vielmehr, wo möglich besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius und so weise als Agrippa, mit einem Worte, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitei unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden, aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen liegen, Voltaire und die französischen Truppen."

Korrektor für seine Schriften. Die Achtung vor dem Menschen Voltaire hatte er schon verloren, nicht aber die Verehrung für den glänzenden Geist des Dichters, den er für seine eignen Zwecke ausbeuten wollte. Es geht dies klar aus einem Brief hervor, den Friedrich an Algarotti schrieb (12. Sept. 1749):

„Voltaire hat einen Streich begangen, welcher unwürdig ist. Er verdiente auf dem Parnasse gebrandmarkt zu werden; es ist recht schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden ist. Indeß werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig; man kann schöne Sachen von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch wissen, was geht mich seine Moral an?"

Voltaire hatte Anfangs keine besondere Lust, seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen; erst als Friedrichs Einladungen immer dringender, als ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht wurden, gab er im Jahre 1750 den Wünschen Friedrichs nach.

Theuer erkauft war freilich diese Nachgiebigkeit, Voltaire erhielt außer einem Reisegeld von 4000 Thalern, welches er beanspruchte, eine Pension von nicht weniger als 20,000 Franks, die Kammerherrnwürde, den Orden pour le mérite und freie Wohnung, freie Tafel, Dienerschaft und Equipage.

Voltaire war, als er am 10. Juli 1750 in Sanssouci eintraf, ein Mann von 56 Jahren, aber kränklich und über sein Alter hinaus hinfällig, nur sein Geist entsprach nicht dem krankhaften Körper, dieser stand in der frischesten Blüthe der Kraft, seine Unterhaltung war sprudelnd witzig. Voltaire stand damals im Zenith seines Dichterruhms.

Friedrich war hoch entzückt, daß nun endlich sein Wunsch erfüllt sei, er zeigte dem berühmten Dichter eine Freundschaft, ja eine Verehrung, die diesen entzückte. Dafür aber beanspruchte er die Hülfe desselben bei seinen gelehrten Studien. Voltaire mußte seine schriftstellerischen Arbeiten im Styl feilen, ja man sagt, er habe mehr gethan, er habe häufig auch die Gedanken verbessert.

Der Franzose wurde an Friedrichs Hofe von allen Seiten

mit einer wahrhaft ausschweifenden Bewunderung empfangen; sein Wort war maßgebend in allen Fragen der Wissenschaft und Kunst. Leider erwuchs aus der ungemessenen Bewunderung, welche dem Gefeierten zu Theil wurde, ein ebenso ungemessener Hochmuth desselben; er wollte allein herrschen im Reich der Geister, jeder andere Einfluß war ihm verhaßt und reizte ihn zum Kampf, den er mit den gehässigsten Mitteln führte.

Aus diesem Grunde trat Voltaire auch gegen Maupertuis auf, dem er seinen Einfluß auf den König, seine bevorzugte Stellung als Präsident der Akademie beneidete.

Die geistreiche, schon erwähnte „Diatribe des Dr. Akakia" hatte Friedrich mit Vergnügen in der Handschrift gelesen, den Verfasser aber gebeten, sie nicht drucken zu lassen.

Voltaire versprach es, aber er hielt nicht Wort, der Dr. Akakia wurde gedruckt und erregte eine außerordentliche Sensation.

Das war zuviel!

Friedrich fühlte sich verpflichtet, Maupertuis in Schutz zu nehmen. Die „Diatribe des Dr. Akakia" wurde am 24. December 1752 auf allen öffentlichen Plätzen Berlins durch Henkershand verbrannt und Voltaire mußte ein Zeuge von dem Schicksal seines Buches sein, denn er wohnte in der Nähe des Gensd'armen-Markts in der Taubenstraße 20.

Tief gekränkt zog er sich vom Hofe zurück und übersendete dem König sein Pensions-Patent, seine Orden und den goldenen Kammerherrnschlüssel, indem er in einem wehmüthigen Verse aussprach, er habe dieselben mit Liebe empfangen, er gebe sie mit Schmerz zurück wie der Liebhaber, der das Bildniß seiner Geliebten zurückgeben müsse; ein ebenso trauriger und unterwürfiger Brief begleitete die Sendung.

Friedrich war vielleicht gerührt, vielleicht bedurfte er auch noch der Hülfe Voltaires bei seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er war zu einer Versöhnung geneigt und zu einer solchen kam es. Am 19. Januar 1753 brachte die Spenersche Zeitung folgenden Artikel:

„Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hiermit anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit Kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der niedern

Handlung als über andere Dinge herausgekommen und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beimessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat und es würde ihm noch mehr sein, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im Geringsten die Sitten oder die Ehre eines Andern, wer es auch sei, beleidigen könnten. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil und beschäftigt sich mit einer Arbeit ganz anderer Art, die alle seine Zeit erfordert, indem er an weiter nichts denkt, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden."

In diesem Artikel war nun freilich eine Lüge ausgesprochen, jetzt aber konnte der König mit Ehren dem gekränkten Dichter eine Genugthuung geben; Voltaire erhielt seine Pension fort, auch den Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel brachte ihm der Kämmerer Fredersdorf im Auftrag Friedrichs zurück.

So war denn die Aussöhnung erfolgt, aber sie konnte keinen langen Bestand haben, denn Voltaire hatte nicht nur durch seine literarische Fehde mit Maupertuis, sondern auch durch seine Herrschsucht, seinen bis zur Betrügerei gehenden Geiz die Achtung des Königs vollkommen verscherzt.

Ein sehr schmutziger Prozeß, den er mit einem Juden Namens Hirsch geführt hatte, brachte trotz eines für Voltaire siegreichen Ausgangs doch so viele Skandalosa zu Tage, daß der Name des großen Dichters in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war; es wurde bekannt, daß er mit sächsischen Steuerscheinen, den gesetzlichen Bestimmungen entgegen, wucherische Geschäfte gemacht hatte und außerdem erzählte man sich eine Reihe kleiner Anekdoten, deren jede geeignet war, den schamlosen Geiz Voltaires zu kennzeichnen.

Wenn er bei Hofe spielte, mußten seine Mitspieler sich in Acht nehmen, daß ihre Goldstücke nicht früher, als das Spiel gebot, in seine Taschen wanderten. Wo er Geschäfte machte, waren diese gewinnbringend für ihn durch Mittel, deren sich Ehrenmänner nicht zu bedienen pflegen. Besondern Skandal

machte eine lächerliche Scene, welche er mit dem Kaufmann Frommery in Berlin hatte.

Voltaire sollte bei Hofe in Trauer erscheinen; er hatte keinen geeigneten Anzug und borgte sich einen solchen von dem ihm befreundeten Kaufmann, weil er zu geizig war, sich für einen solchen Fall ein besonderes Kleid machen zu lassen. Beim Anprobiren fand er, daß der Anzug ihm zu weit sei, er schickte deshalb zum Schneider, ließ ihn nach seinem Wuchs ändern, erschien bei Hofe in dem geborgten Anzug und schickte ihn dann dem Kaufmann zurück, ohne ein Wort von der Aenderung zu erwähnen.

Als Frommery kurze Zeit darauf zum Abendmahl gehen und denselben Anzug anlegen wollte, bemerkte er zu seinem Staunen, daß ihm derselbe viel zu eng sei; erst als er zum Schneider schickte, erhielt er von diesem Aufklärung über Voltaires Kunststück.

Eine nicht besonders erquickliche Scene mit dem berühmten Schriftsteller war die Folge der Eigenmächtigkeit, die sich Voltaire, durch knickerigen Geiz bewegt, erlaubt hatte.

Friedrich verhehlte die tiefe Verachtung nicht, welche er für den Charakter Voltaires fühlte, wenn er auch den Geist desselben noch immer in gleicher Weise verehrte, als früher. Er schrieb an ihn:

„Ihr Herz ist hundert Mal schlechter, als Ihr Geist schön ist!"

Die Stellung Voltaires am Hofe war endlich ganz unhaltbar geworden.

Voltaire fühlte dies selbst; er konnte sich schwer entschließen, einen Hof zu verlassen, an dem er so große Erfolge gefeiert hatte, erst im März 1753 bat er um Urlaub, damit er die Bäder von Plombières besuchen könne. Nachdem er noch einmal 6 Tage bei dem König, wie es schien, im besten Einverständniß mit demselben, zugebracht hatte, verließ er Berlin, um nicht wieder zurückzukehren.

Er reiste voll Aerger über seinen verlornen Einfluß ab und kaum in Leipzig angekommen, machte er seinem Grimm Luft, indem er Maupertuis mit neuen Pasquillen bedrohte und selbst

gegen Friedrich beleidigende Blätter drucken ließ. Dies zog ihm eine neue empfindliche Kränkung zu.

Als er am 1. Juni in Frankfurt am Main eintraf, wurde er auf das Gesuch des preußischen Residenten Freytag im Gasthof zur Rose auf der Zeil von Stadtsoldaten verhaftet. Man forderte sein Gepäck von ihm; Friedrich der Große hatte ihm seine Schriften anvertraut, er fürchtete, daß der beleidigte Franzose Mißbrauch mit denselben treiben würde und forderte dieselben deshalb zurück.

Da das Gepäck Voltaires noch unterwegs war, mußte er bis zum 17. Juni unter Aufsicht in Frankfurt bleiben. Sobald seine Koffer ankamen, wurden dieselben eröffnet und Voltaire mußte nun die Werke Friedrichs sammt dem Orden pour le mérite und dem Kammerherrnschlüssel herausgeben.

Der Bruch zwischen dem König und dem Dichter schien jetzt unheilbar, Beide bekämpften sich in einem erbitterten Federkriege, trotzdem aber konnten sie nicht von einander lassen. Es war für Friedrich ein Bedürfniß, mit dem geistreichen Franzosen seine Ansichten auszutauschen und auch Voltaire wäre gar zu gern wieder nach Berlin zurückgekehrt.

Dazu kam es nun freilich nicht. Der König äußerte sich darüber in einem Brief an Darget, Voltaire habe wohl Versuche gemacht, zu ihm zurückkehren zu dürfen, der Himmel möge ihn aber vor solchem Besuch bewahren; Voltaire sei wohl gut zum Lesen, aber gefährlich zum Umgang.

Der persönliche Verkehr zwischen Friedrich und Voltaire war für immer beendet, der briefliche aber dauerte bis zum Tode Voltaires fort und nahm nach und nach wieder die freundschaftlichste Form an.

Als Voltaire im Jahre 1778 starb, zeigte Friedrich, daß er den frühern Zwist vollkommen vergessen habe. Er schrieb seine „éloge de Monsieur de Voltaire“, in welcher er dem Geiste des außerordentlichen Mannes mit ausschweifender Bewunderung huldigte.

Als die Pariser Geistlichen dem größten Schriftsteller der Nation ein Grab an kirchlich geweihter Stelle verweigerten, befahl Friedrich, daß in der katholischen Kirche zu Berlin ein feier-

liches Seelenamt für seinen alten Freund gehalten werde. Er schrieb hierüber an d'Alembert:

„Wenn Ich auch keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele habe, so soll man doch für die seinige eine Messe lesen."

Zum Andenken an den berühmten Dichter wurde im Versammlungssaale der Akademie Voltaires Büste in Marmor aufgestellt, auch die Berliner Bibliothek erhielt einen Gypsabguß derselben.

Wir haben versucht, mit flüchtigen Zügen das Bild einiger Gelehrten, mit denen Friedrich im engsten persönlichen Verkehr stand, zu skizziren. Im Kreise dieser geistreichen Männer fand der König seine Erholung nach den Regierungsgeschäften, sowie Anregung zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten, denen er sich mit dem angestrengtesten Fleiß widmete. Von 4—6 Uhr Nachmittags war seine Zeit schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, welche theils dem Gebiet der Geschichte, theils dem der Philosophie, der Staats- und Kriegs-Wissenschaften und auch der Dichtkunst angehörten.

Es giebt wenige Schriftsteller, die eine solche Fülle von Werken hinterlassen haben, als Friedrich der Große. Wir schreiben keine Geschichte des großen Königs und können daher hier auf die einzelne Schrift desselben um so weniger näher eingehen, als diese sämmtlich in französischer Sprache verfaßt waren, und daher nicht als ein Eigenthum der deutschen Literatur zu betrachten sind; trotzdem aber waren die Schriften Friedrichs von Bedeutung für die wissenschaftliche Entwickelung Berlins.

Ein König trat öffentlich als Schriftsteller auf, er gab seine geistigen Produkte der allgemeinen Kritik preis, er nannte sich mit Recht einen Dichter und Philosophen; er schrieb die Geschichte seines Hauses und fällte in derselben scharfe Urtheile über seine Vorfahren.

Ein solches Beispiel mußte mächtig in der Residenzstadt wirken. War bisher die Geschichtsschreibung stets nur eine Lobhudelei der erlauchten Hohenzollern gewesen, so konnte sie sich jetzt zur Kritik fürstlicher Thaten emporschwingen; die Gelehrten mußten sich angefeuert fühlen, aus ihrer Rednerstube heraus in die Welt zu treten, that es doch der König selbst.

War bisher die Tagesschriftstellerei von den Gelehrten als

eine ziemlich unwürdige Beschäftigung betrachtet worden, jetzt wurde sie geadelt, denn Friedrich verschmähte es nicht, auch die Zeitungen zu benutzen, um durch sie seine Gedanken der Oeffentlichkeit Preis zu geben, um auf das Volk zu wirken, mitunter sogar in ziemlich seltsamer Weise, denn er benutzte die Zeitungen nicht nur, um das Volk aufzuklären, sondern oft genug auch, um es zu täuschen.

So war es dem König im Jahre 1767 unbequem, daß man allgemein in Berlin davon sprach, es werde wieder Krieg werden. Um dem Publikum einen andern Gesprächsgegenstand zu bieten, ließ er am 5. März eine Nachricht in die Zeitung rücken, daß am 27. Februar in Potsdam ein furchtbarer Orkan die ganze Gegend verwüstet habe; ein grauenhaftes Hagelwetter mit Schlossen wie eine Hand groß, sollte getobt haben. Der Aufsatz war mit den merkwürdigsten Details ausgeschmückt und erschien in beiden Berliner Zeitungen zum höchsten Erstaunen sämmtlicher Leser, denn noch Niemand hatte etwas von dem Potsdamer Schlossenwetter gehört.

Ganz Berlin sprach mehrere Tage von nichts Anderem, als dem seltsamen Aufsatze, und das Erstaunen wurde noch größer, als aus Potsdam die Nachricht kam, daß dort Niemand etwas weder vom Hagel noch von dem Orkan bemerkt habe. Man kam nun zwar dahinter, daß irgend Jemand das Publikum zum Besten gehabt habe, man ahnte auch wohl, daß es der König gewesen sei, Bestimmtes wurde indessen darüber nicht laut, denn die Zeitungsredakteure mußten wohl schweigen. Es machte den Berlinern einen besondern Spaß, als kurze Zeit darauf der Professor der Naturlehre Titius in Leipzig in einem naturwissenschaftlichen Aufsatze das merkwürdige Februar-Schlossenwetter zu Potsdam wissenschaftlich behandelte und es zu erklären versuchte.

Schon früher, im Jahre 1753, hatte Friedrich in der Vossischen Zeitung eine genaue Beschreibung eines Manövers bei Spandau veröffentlicht, in der auch nicht ein wahres Wort enthalten war. Die Beschreibung war lediglich darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Publikums von den preußischen Kriegsübungen abzulenken und zugleich sollte sie die Parodie eines sächsischen Lagers sein.

Andre Aufsätze des Königs hatten ernstere Zwecke; bald betrafen sie irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand, bald eine Maßregel, die er ins Leben zu führen wünschte. So sandte er einst der Redaktion der Haude'schen Zeitung einen Aufsatz ein, in welchem er behauptete, die vornehmen Leute tränken gegenwärtig mit besonderer Vorliebe Roggenkaffee; er belobte sie deshalb und schimpfte tüchtig auf das Volk, welches sich noch immer nicht bewegen lassen wollte, ein so gesundes Getränk anzunehmen. Der Zweck des Königs war, den Roggenkaffee allgemein einzuführen und dadurch das Geld, welches für Kaffee ins Ausland floß, im Lande zu behalten.

Wenn ein König Mitarbeiter der Zeitung war — daß er es war, wußte Jedermann in Berlin, obgleich sein Name bei Zeitungsartikeln natürlich nicht genannt wurde, — mußte die Mitarbeiterschaft an den Organen der öffentlichen Meinung für eine Ehre angesehen werden. Treffliche Kräfte widmeten sich der Journalistik. Wir nennen hier Mylius und Lessing bei der Vossischen, Lamprecht bei der Haude'schen Zeitung, als Journalisten von Fach; außerdem verschmähten es auch die bedeutendsten Gelehrten und Staatsmänner nicht, hier und da den Journalen Artikel zu übersenden.

Die Berliner Blätter erhielten hierdurch eine Bedeutung in ganz Deutschland, welche um so größer wurde, als sie mit einer Freiheit, wie sie nirgends anderswo herrschte, schreiben durften. Wir dürfen dabei freilich nicht an eine Preßfreiheit denken, wie sie die heutige Zeit erfordert, denn von einer solchen war im Staate Friedrichs des Großen noch keine Rede.

Der König war längst zurückgekommen von dem im Anfange seiner Regierung ausgesprochenen Grundsatze, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, nicht genirt werden dürfen. Es war ihm doch nicht recht, daß die Zeitungsschreiber die öffentlichen Angelegenheiten mit scharfer Feder kritisirten, und schon im Dezember 1740 büßte die Presse ihre ungezügelte Freiheit wieder ein. Es durfte fortan in Preußen nichts über die innern Verhältnisse ohne höhere Erlaubniß gedruckt werden und die Spener'sche Zeitung änderte deshalb ihren stolzen Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit" mit der ersten Nummer des Jahres 1743;

auf dieser führte sie einen Adler mit der Beischrift: „Mit Königlicher Freiheit".

Jede unberufene Einmischung in die Königliche Verwaltung, jede Erörterung öffentlicher Verhältnisse war fortan nicht mehr erlaubt. Die Zeitungen brachten wenig oder gar nichts über die innere Politik und sie sind daher keine Quelle für den Geschichtsforscher. Auch fremde Zeitungen wurden in Preußen verboten, wenn sie gegen den König Partei nahmen. So erfolgte während des bairischen Erbfolgekrieges ein Verbot gegen die in Brüssel und Köln herauskommenden französischen Zeitungen, weil dieselben sich einer unerlaubten Parteilichkeit gegen den Königlich preußischen Staat schuldig gemacht hätten. Wenn Jemand diese Zeitungen sich halten, kommen lassen oder debitiren würde, so drohte ihm eine Strafe von 50 Dukaten für jeden Kontraventionsfall, wovon die eine Hälfte dem Fiskus, die andere dem Angeber zukommen sollte. Je älter Friedrich und je mehr ihm die süße Gewohnheit des absoluten Herrschens zur andern Natur wurde, je weiter wich er auch von seiner frühern Ansicht über die Preßfreiheit ab. So schrieb er im Jahre 1772 an d'Alembert:

„Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, so viel ich die Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fest überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt."

Daß bei einer solchen Ansicht des Königs von einer Preßfreiheit für die Zeitungen nach unserem heutigen Begriff nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand; trotzdem aber durften die Berliner Blätter sich doch immer noch weit freier bewegen, als die in allen andern deutschen Ländern.

Weit größer war die Freiheit der wissenschaftlichen Presse, es gab auch hier eine Censur, welche eine Zeit lang von der Akademie der Wissenschaft, später von eigens dazu angestellten Cen-

soren ausgeübt wurde; manche Schriften, wie Dr. Akakia, wurden verbrannt; auch kam der junge Buchdrucker Rüdiger auf 6 Monate nach Spandau, weil er eine Schrift des Dr. Pott gedruckt hatte, in welcher die christliche Religion angegriffen worden war. Solche Strafurtheile aber waren selten und wurden nur in einzelnen Fällen zur Ausführung gebracht.

Die preußischen Preßverhältnisse wurden geordnet durch das Allgemeine Censur-Edikt vom 11. Mai 1749. Der § 10 dieses Edikts, der den Geist desselben bezeichnet, lautet:

„Bei dieser vorgeschriebenen Censur ist Unsere Allergnädigste Absicht jedoch keineswegs dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist."

Nach diesen Grundsätzen wurde bei der Censur verfahren, und zwar mit einer Milde, welche im Publikum selbst Mißbilligung erregte.

Das Volk war noch nicht an eine vollkommene Freiheit der Presse gewöhnt, es hielt diese für gefährlich. Als ein früherer Kriegsrath Cranz in Berlin von der Duldsamkeit der Behörden den ausgedehntesten Gebrauch machte und Flugschriften herausgab, in denen er die Grenze einer anständigen Kritik weit überschritt, wurde dadurch eine große Aufregung im Publikum erzeugt. Man hielt es für unverantwortlich, daß Derartiges gedruckt werden dürfe, und der Censor Kriegsrath Dohm sah sich daher veranlaßt, gewissermaßen zu seiner Entschuldigung, folgende charakteristische Erklärung im Berliner Wochenblatte abzugeben:

„Da durch Höchsten Befehl die Censur dieses Wochenblattes und sämmtlicher in Berlin gedruckter Schriften des Herrn Kriegsraths Cranz mir übertragen ist, so finde ich nöthig, dem Publikum hier ein Wort über die Befugniß eines Censors zu sagen. Nach den Gesetzen und unmittelbaren Vorschriften unseres auch hierin so großen und erhabenen Monarchen soll die Censur der Freiheit, zu denken und das, was man denkt, öffentlich zu sagen, — diesem großen Rechte der Menschheit, dieser wesentlichen Be-

dingung der Aufklärung und Glückseligkeit, — nur den mindestmöglichen Eintrag thun.

Nur was auf eine oder andere Weise den Staat angreift, was andern Mächten zu gegründeten Beschwerden Anlaß geben kann, was wahre Tugend beleidigt und das Laster geradezu vertheidigt oder die Einbildung zu Begehuug desselben reizt, was die allgemeine und vernünftige Religion angreift und die dem größeren Theile der Staatsbürger heiligsten Wahrheiten dem Spott und Gelächter der Unwissenden überliefert, was gute Sitten und den allgemein angeführten Wohlstand verletzt, was die Ehre und den guten Namen eines Dritten überliefert, — nur dies darf ein Censor in Friedrichs Staaten ausstreichen; alles Uebrige muß er unberührt lassen, es mag ihm übrigens wahr oder falsch, klug oder ungereimt, witzig oder abgeschmackt erscheinen.

Zu den natürlichen Rechten, die die bürgerliche Gesellschaft nicht beschränken, gehört auch dies, daß jeder befugt ist, seine Mitbürger auf seine Weise zu unterhalten oder ihnen Langeweile zu machen. Kein Censor kann in dieses kostbare Recht einen Eingriff thun."

Lesen wir solche Worte, sehen wir zugleich, wie in andern deutschen Staaten die Regierungen mit kleinlicher Aengstlichkeit über die Presse wachen und jedes freie Wort gewaltsam unterdrücken, so werden wir von Bewunderung für den Fürsten erfüllt, der, seiner Zeit und seinem Volke weit voraus, in Preußen eine geistige Freiheit schuf, welche für die wissenschaftliche Entwickelung Berlins von der höchsten Bedeutung war.

Die freigesinnten Gelehrten aus ganz Deutschland strömten in Berlin zusammen; hier war der Mittelpunkt, von dem aus sich die Aufklärung über das deutsche Vaterland verbreitete. In Berlin durften die Schriftsteller drucken lassen, was überall im übrigen Deutschland verboten worden wäre. Eine Fluth von Schriften aller Art erschien in der preußischen Hauptstadt, gute und schlechte *) bunt durcheinander, und alle wurden gelesen, denn

---

*) Folgende zwei Titel von Schriften, welche einen großen Leserkreis fanden, mögen als Zeugniß für den Geschmack eines bedeutenden Theils des Berliner Publikums in der damaligen Zeit gelten:

der Geschmack der Berliner war noch nicht besonders geläutert, aber Dank der Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller läuterte er sich mehr und mehr. Wesentlich trugen dazu bei die im Jahre 1759 in der Nicolaischen Buchhandlung erscheinenden Briefe über die neueste Literatur, an denen Lessing, Mylius, Mendelsohn und verschiedene andere Berliner Gelehrte arbeiteten. Sie machten den Beginn einer einsichtsvollen Kritik in Deutschland. Ihr Verdienst war es, wenn das Volk aufmerksam wurde auf manche gediegene Erscheinung in der deutschen Literatur. Lessing war die Seele des Unternehmens, aus dem später, im Jahre

---

I.

„Wahrhaftige und zuverläßige Nachrichten, erstlich von einer glaubwürdigen Begebenheit, welche sich im abgewichenen Monat Julius dieses Jahres in der Schweiz und der darin liegenden Stadt Schafhausen, mit einer reichen Jungfrau, welche sich mit einem, von Angesicht zwar schönen, aber am Vermögen sehr armen Junggesellen ehelich versprochen, zugetragen; wie ihm selbige die Treue zugesaget und sich dabey sehr vermessen, daß, so sie einem andern, als ihn heyrathen würde, ihr der Teufel am selbigen Hochzeittage hohlen sollte. Wie sie aber diese ihm zugesagte Treue und den dabey gethanen Schwur leyder! mit Verlust ihrer Seeligkeit gar bald gebrochen und meyneidig geworden; und wie ihr der Satan an dem bey Vermessung sich selbst gesezten Tage durch die Luft hinweg geführet hat.

Ferner von einem Himmels- und Wunderzeichen, welches sich zu Anfang des jezt laufenden Monats zu Semlin, eine im Königreich Ungarn am Donau-Fluß ohnweit Belgrad gelegenen Städtchen zugetragen; wie sich nehmlich daselbst eine große Menge wilder Gänse und Enten versammelt und mit einander gestritten, und wie ein Mann mit einem Schwerdte in der Hand, welcher aus dem Donau-Fluß entstanden, dieselbe aus einander geschlagen, worauf man die folgende Nacht am Himmel einen Sarg mit dreyen Todten-Köpfen gesehen hat.

Zulezt wie sich die Stadt und Citadelle Charleroy den 2ten dieses mit Bedingungen an die Franzosen ergeben, wie auch von einem sehr hitzigen Scharmützel, welches man in der Beschreibung ausführlich lesen wird."

II.

„Zwei wunderseltsame, wie auch erschreckliche und erbärmliche Begebenheiten, welche sich alle beyde vor kurzem zugetragen. Die erste

1765, die allgemeine deutsche Bibliothek hervorging, welche von Nicolai herausgegeben wurde.

Diese allgemeine deutsche Bibliothek war ein Centralblatt der gesammten europäischen Literatur; alle in Europa erscheinenden irgend wichtigen Bücher wurden in derselben angezeigt und beurtheilt; die besten deutschen Schriftsteller arbeiteten an dem 21 Jahre lang erscheinenden, bedeutenden Unternehmen mit und gewährten durch dasselbe den gebildeten Ständen die Möglichkeit einer gediegenen Auswahl im Lesen.

In allen Zweigen der Literatur entfaltete sich in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen ein merkwürdiges Leben. Glänzende Namen traten aus dem Dunkel hervor; wissenschaftliche Werke, welchen wir noch heute unsere Bewunderung zollen, erschienen.

---

von einem großen und erschrecklichen Meer-Wunder, welches durch ein groß holländisches Kaufmanns-Schiff im Gebürge auf der Ost-Indischen See bey stillen Wetter durch den Schiff-Anker mit einem Stück Schweinefleisch gefangen worden, allwo es sich auf dem Schiff-Bord, als sie es herausgezogen, sehr gekrümmet und beweget, aber kein Auge aufgeschlagen. Seine Gestalt ist am Haupt und Hals wie ein Löwe; die Arme als ein Mensch, doch aber ganz rauh mit Haaren bewachsen, der übrige Leib aber wie ein Fisch, mit Schuppen und Floßfedern geschaffen und gebildet, welches man aus dem Kupferstich (ein elender Holzschnitt) mit mehreren ersehen kann. Was es nun mit diesem großen Wunder-Thier weiter vor eine Bedeutung habe, und was es mit den Schiff-Leuten vor erstaunende und erschreckliche Worte geredet; solches werden sie in dieser Beschreibung mit mehreren und ausführlicher zu lesen befinden.

Zweitens noch eine erschreckliche und erbärmliche Nachricht von einer Bauers-Magd, Namens Gertraud Bährens, von einem Bauern, von dem sie zwey Kinder gezeuget, als sie aber mit diesen zweyen Kindern entbunden ward, so rathet ihr der Bauer, von dem sie die Kinder gezeuget, sie sollte dieselbe im Feuer-Ofen werfen und verbrennen, welches sie auch gethan, das andere aber hat sie den Schweinen in ihrem Futter vorgeworfen. Wie wunderbar aber die That durch des Bauern seine Frau am Tag gekommen; auch was der Bauer mit seiner Magd vor einen verdienten Lohn empfangen und was sich bei der Execution mit dem Bauer und der Magd noch weiter zugetragen, solches ist in dieser Beschreibung mit mehrerem und viel ausführlicher zu lesen."

In der Philosophie errang Moses Mendelsohn, der arme Jude, die Palme. Als ein Trödeljunge kam er nach Berlin; jahrelang hatte er mit der äußersten Armuth zu kämpfen, öfter mußte er viele Tage von trockenem Brot leben und auch von diesem hatte er so wenig, daß er das Brot mit Einschnitten bezeichnen mußte, die ihm zeigten, wie viel er davon täglich essen dürfe. Trotz dieser Noth aber zog ein glühender Hang zur Wissenschaft ihn zu den ernstesten Studien. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit einiger seiner Glaubensgenossen; ein reicher Seidenfabrikant in Berlin, Namens Bernhardt, nahm ihn als Lehrer für seine Kinder in das Haus und übertrug ihm zu gleicher Zeit eine Buchhalter= nnd später sogar eine Disponentenstelle in seiner Handlung. Im Jahre 1754 lernte Moses Mendelsohn Lessing kennen und übergab ihm seine philosophischen Gespräche zur Durchsicht. Lessing suchte einen Verleger und gab das Werk an Mendelsohn zu dessen höchstem Erstaunen gedruckt zurück.

Von dieser Zeit an war Mendelsohn für die deutsche Literatur gewonnen, er blieb Schriftsteller und veröffentlichte eine Reihe der trefflichsten Arbeiten, ohne dabei indessen sein Geschäft zu vernachlässigen. So wurde er zu gleicher Zeit ein reicher und ein berühmter Mann. Sein gastfreies Haus bildete den Mittelpunkt des gelehrten Berlins und der Jude überwand alle seinen Stamm entgegentretenden Vorurtheile; seine Name glänzte als ein Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel Berlins. Die Akademie wollte ihn, ein unerhörtes Beispiel, als Mitglied aufnehmen; wir erzählten indessen schon, daß dies Vorhaben an dem Widerwillen Friedrichs gegen die Juden scheiterte.

Von den Aesthetikern, welche sich damals in Berlin einen Namen machten, nennen wir Sulzer, einen der wenigen deutschen Gelehrten, welche sich der persönlichen Freundschaft und Hochachtung Friedrichs des Großen erfreuten; von den Statistikern den Probst Süßmilch; von Geographen den Konsistorialrath Büsching.

Das Gebiet der Geschichte wurde mit besonderer Vorliebe in Berlin bearbeitet. Da schrieb Küster sein altes und neues Berlin, Beckmann seine historische Beschreibung der Mark Brandenburg, der Hofrath Lenz gab eine werthvolle Sammlung

von Urkunden heraus. In Berlin erschien auch vom Oberpfarrer Buchholz zu Lychen sein 6 bändiger Versuch einer Geschichte der Kurmark Brandenburg; Gerken veröffentlichte eine Sammlung werthvoller Urkunden, Möhsen schrieb seine geistreiche Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg; der Ordensrath König forschte mit unermüdlichem Fleiße in den Archiven und lieferte eine Reihe werthvoller Arbeit, deren eine, der Versuch einer historischen Schilderung von Berlin bis zum Jahre 1786 allerdings erst im Jahre 1798 erschien, aber in der Zeit Friedrichs des Großen vorbereitet wurde.

Nicolai, der strebsame Buchhändler, der in Verbindung mit allen Gelehrten und Schriftstellern der Stadt stand, der selbst ein Gelehrter und Schriftsteller war, gab im Jahre 1786 seine Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam in drei Bänden heraus, in der er die wichtigsten Materialien der Berlinischen Geschichte mit unermüdlichem Fleiß zusammengetragen hat.

Die Werke dieser Männer haben einen bleibenden Werth behalten und sind noch heut unentbehrlich zum Studium der vaterländischen Geschichte.

Unter den Chemikern zeichneten sich aus Marggraf, Achard*), Gerhardt und Klapproth; in der Botanik Gleditsch, als Mathematiker Euler, Lagrange, Lambert, als Astronom Bode.

Wir könnten den genannten Namen noch viele andere ehrend hinzufügen, müßten wir nicht befürchten, unsere Leser zu ermüden. Wo so viel treffliche Gelehrten gemeinsam wirkten, da mußte sich auch im Volk der Sinn für die Wissenschaft und die Literatur mehr und mehr ausbilden.

Während unter Friedrich Wilhelm Jedermann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigte, fast mit Verachtung angeschaut worden war, wurde es jetzt Mode, den Geist zu kultiviren. Wer sich zu den gebildeten Ständen rechnen wollte, mußte nach einer

*) Achard ließ im Jahre 1784 die erste Montgolfiere (ein durch erwärmte Luft gefüllter Ballon) in Berlin steigen; er fuhr aber nicht persönlich in die Höhe. Unter der Regierung Friedrichs des Großen kamen Luftfahrten noch nicht vor.

wissenschaftlichen Bildung streben und die neuesten Erscheinungen der Literatur gelesen haben.

Das Lesen wurde nicht nur in allen Volksklassen zur Gewohnheit, es wurde zur Nothwendigkeit und artete sogar zur Lesesucht aus.

In allen Gesellschaften wurde über die neuesten Preßprodukte gesprochen; nur wer von Allem mitreden konnte, stand in Achtung und dies geschah nicht nur in den sogenannten gebildeten Ständen, sogar unter den niedrigsten Volksklassen, unter Knechten und Mägden, unter Gesellen und Arbeitern wurde das Lesen ganz allgemein.

Der Buchhandel bekam in Folge dessen einen ungeheuren Aufschwung in Berlin, da aber die weniger Bemittelten nicht das Geld besaßen, um sich Bücher anzuschaffen, so entstanden Leihbibliotheken und Journalzirkel, in denen man für ein geringes Geld alle neu erscheinenden Bücher und Journale mitlesen konnte.

Diese Lesesucht hatte, wenn sie einerseits auf die Bildung des Volks vortheilhaft wirkte, doch auch ihre Nachtheile. Das zu viele Lesen mußte ein oberflächliches, unverdautes Wissen schaffen; es kam besonders in den niedern Ständen nicht mehr darauf an, ein gutes Werk gründlich zu studiren, sondern Alles zu lesen, was ihnen nur irgend zugänglich war.

Jene glänzende Oberflächlichkeit, welche noch heut so vielfach und mit Recht den Berlinern vorgeworfen wird, hat ihren Ursprung in der Zeit Friedrichs des Großen. Zur Erzeugung derselben trug auch die wieder erwachende Sucht, den Franzosen nachzuahmen, welche durch die Vorliebe des Königs für alles Französische sehr befördert wurde, wesentlich bei.

Da bei Hofe nur französisch gesprochen wurde, so glaubten die Berliner nicht zurückstehen zu dürfen. Es gehörte in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, geläufig französisch parliren zu können, wobei es freilich auf einige Schnitzer in der Grammatik nicht gerade ankam. Mit der französischen Literatur mußte der gebildete Mann so genau bekannt sein, als mit der deutschen, wenn er etwas gelten wollte und da nun Jeder Alles wissen wollte, so war ein oberflächliches Lesen die natürliche Folge.

Man gewöhnte sich daran, das Wenige, was man wußte, an den Mann zu bringen, gelehrt zu scheinen, ohne gelehrt zu sein. Mit der französischen Sprache nahmen die Berliner naturgemäß auch die französische Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit an.

Es erscheint dies ein hartes Urtheil, es wird aber bestätigt von allen Denen, welche vorurtheilsfrei Berlin in der Zeit Friedrichs des Großen besuchten.

Der berühmte Johann Georg Forster*), der sich im Jahre 1779 fünf Wochen in Berlin aufhielt, schreibt über den Eindruck, welchen die preußische Residenz auf ihn gemacht hat, Folgendes:

„Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner!

Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. — Frei aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion und Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstand ganz begreiflich machen wollen!

Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, rei-

---

*) Forster hatte sich durch seine Reisen und als Naturforscher einen berühmten Namen gemacht. Als er nach Berlin kam, war Friedrich der Große neugierig, den Weltumsegler kennen zu lernen. Er ließ sich denselben durch den Staatsminister Freiherrn v. Heinitz vorstellen, war aber nicht besonders entzückt von der neuen Bekanntschaft, da ihm Forster keine große Höflichkeit erwies.

Der berühmte Reisende sagte zum König: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesprochen, drei wilde und zwei zahme, aber so einer wie Ew. Majestät ist mir noch nicht vorgekommen."

Friedrich, der sonst eine derbe Aeußerung gut vertragen konnte, wurde durch diese doch von einer weitern Unterhaltung abgeschreckt; er brach bald das Gespräch ab und nach der Audienz sagte er zum Minister Heinitz: „Der Forster mag ein grundgelehrter Mann sein, aber er ist ein erzgrober Kerl!"

ner, edler, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andere; und, was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen und mit offenen Ohren nicht hören?

Spalding hat mir noch am Besten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen; Engel, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochondriker; Rammler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Person; Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn — heiter und theilnehmend noch bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit — weiter brauche ich nichts zu sagen.

Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen.

Die Frauen allgemein verderbt.

Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheutesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß."

Einen ähnlichen Eindruck wie auf Forster, machte die Berliner Gesellschaft jener Zeit auch auf andere Fremde, Alle aber mußten die geistige Regsamkeit, welche in der preußischen Hauptstadt herrschte, anerkennen.

Zwölftes Kapitel.

Die Kunst in Berlin. Berliner Dichter. Lessing. Rammler. Die Karsch. Das französische und das deutsche Schauspiel in Berlin. Die Musik. Die Oper. Malerei und Bildhauerkunst. Die Kupferstecherkunst.

Wie die Wissenschaft, so entfaltete sich auch die Kunst unter der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin zu einer ungeahnten Blüthe und zwar ebenso wenig, wie die Wissenschaft, durch eine materielle Unterstützung, welche ihr Seitens des Königs gewährt wurde, vielmehr lediglich durch die geistige Freiheit, welche in Berlin ein neues frisches Leben in Kunst und Wissenschaft schuf.

Die deutsche Kunst, mit Ausnahme der Musik, war dem König so fremd als die deutsche Wissenschaft. Von unserer Poesie wußte er, wie seine Abhandlung „über die deutsche Literatur und ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung" zeigt, so viel als nichts und es entging ihm vollständig, daß gerade zu seiner Zeit die deutsche Dichtkunst einen neuen Aufschwung nahm.

Friedrich vermochte es nicht, die großen deutschen Geister zu würdigen, sie blieben ihm fremd und das Wenige, was er von ihnen las, widerstand seinem Geschmack. Urtheilt er doch über Göthe's Götz von Berlichingen:

„Noch jetzt erscheint auf der Bühne ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke des Shakespeare und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Enthusiasmus diese ekelhaften Plattheiten."

Daß Friedrich bei solcher Verachtung des deutschen poetischen Strebens für die deutsche Muse *) in Berlin nicht fördernd wirken konnte, liegt wohl auf der Hand und dennoch that er es, ohne es zu wollen. Göthe**) spricht sich treffend darüber aus, indem er sagt:

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beyde für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopoe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Rammler singt auf eine andere, höchst würdige Weise, die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, be-

---

*) Schiller singt in dem Gedicht „die deutsche Muse":

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt."

**) Göthe's „Dichtung und Wahrheit" 2. Theil, Buch 7.

schäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerspänstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geschick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartey fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst recht heran, und um desto eifriger, als Derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte.

Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Litterarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich dem König bemerkbar zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für recht erkannte und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volk, statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht Alles geschwinder zur

Vollkommenheit und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen."

Göthe läßt in diesen Worten dem Verdienst Friedrichs um die deutsche Poesie Gerechtigkeit widerfahren. Der geistige Umschwung, den seine Regierung in Deutschland erzeugte, gab den großen Dichtern seiner Zeit die Möglichkeit, ihre Kräfte zu entfalten. In der preußischen Hauptstadt aber fanden sie keinen rechten Boden für ihren Genius.

Der Kampf materieller Interessen in der sich entwickelnden Großstadt, die gespreizte Oberflächlichkeit der Beurtheilung in der gebildeten Gesellschaft derselben, die Sucht nach dem Franzosenthum konnte die Dichter nicht zum poetischen Schaffen anfeuern. So haben wir denn aus Friedrichs des Großen Zeit nur wenige Dichter von Bedeutung zu nennen, welche in Berlin ihren Wohnsitz hatten, Lessing und Rammler, von denen Lessing nur für wenige Jahre Berlin angehörte, Rammler aber hier ein ehrenvolles Amt bekleidete und sogar Mitglied der Akademie war.

Rammler gehört zu den literarischen Notabilitäten Berlins in jener Zeit; er hatte sowohl durch seine begeisterten Oden auf Friedrichs des Großen Thaten, als durch seine kritischen Arbeiten eine Bedeutung gewonnen; heut zu Tage sind seine Werke fast vergessen, während die Rammlerschen Oden ihrer Zeit mit Begeisterung in Berlin gelesen wurden.

Ebenfalls der Vergessenheit anheimgefallen sind die Gedichte der Louise Karsch, welche zur Zeit Friedrichs des Großen in Berlin ein außerordentliches Aufsehen machten.

Die Karschin, so nannte man die Dichterin in Berlin, hat ein merkwürdiges, für den Charakter der Berliner bezeichnendes Schicksal gehabt. Aus tiefem Elend wurde sie plötzlich herausgerissen, man bewunderte ihre Gedichte und überschüttete die Dichterin mit reichen Geschenken. Sie war der gesuchte hochverehrte Gast in den vornehmsten Kreisen, bis die Berliner andere Gegenstände ihrer Bewunderung gefunden hatten, dann wurde die Karschin ebenso schnell vergessen, als sie früher in Mode gekommen war.

Die Karsch war eine Naturdichterin, sie hatte nicht die geringste wissenschaftliche Bildung empfangen. In den ärmlichsten

Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie doch trotz schwerer Lebensprüfungen (sie war zwei Mal unglücklich verheirathet) ihr dichterisches Talent ausgebildet. Ihre reizenden und natürlichen Gedichte wurden in Berlin bekannt, sie erregten Aufsehen und als nun die Dichterin selbst nach der Hauptstadt kam, wurde sie gefeiert als die deutsche Sappho, wie Gleim sie nannte. Man trug sie auf den Händen, keine literarische Gesellschaft hatte einen Werth, bei der die Karschin fehlte, die höchsten Kreise fühlten sich geehrt, wenn die Dichterin in ihnen erschien; überall vergötterte man sie, es war ja Mode, für die Improvisationen der himmlischen Karschin die ausschweifendste Bewunderung zur Schau zu tragen.

Reiche Geschenke flossen der Dichterin von allen Seiten zu, sie lebte in Ueppigkeit und Ueberfluß und ihr Ruf drang sogar bis zum König, der sonst von deutschen Dichtern wenig erfuhr. Friedrich war neugierig, die geniale Frau kennen zu lernen. Er ließ sie sich im Oktober 1763 in Sanssouci vorstellen.

In Berlin pflegt der Personen-Kultus nicht von langer Dauer zu sein, dies sollte auch die Karschin zu ihrem Kummer erfahren. Waren Anfangs die Gedichte der Karsch göttlich, entzückend gewesen, so fanden doch bald die Kritiker, daß sie nicht korrekt seien, daß ihnen die Gediegenheit fehle und dies war nur zu wahr.

Lessing sprach sich in seinen literarischen Briefen offen über die Mängel ihrer Gedichte aus; er machte es ihr zum Vorwurf, daß sie zu schnell produzire, sie müsse gründlicher sein, müsse feilen, um etwas Vollkommenes zu schaffen.

Die Karsch hätte solche Lehren vielleicht gern befolgt, wenn sie es nur gekonnt hätte; aber ihrer Natur widerstrebte ein langsames, gründliches Arbeiten, ihr Talent gebot ihr einen eigenen Weg, den der Improvisation. Wenn sie an einem schnell hingeworfenen, niedlichen und natürlichen Gedicht feilen wollte, verdarb sie es jedes Mal.

Der Dichterruhm der Karsch war erschüttert, man riß sich nicht mehr um sie in Gesellschaften, man überschüttete sie nicht mehr mit Geschenken und da die sorglose Frau in der Zeit des Ueberflusses nicht gespart hatte, so kam sie bald in Noth und Sorgen. Sie wendete sich jetzt an ihre frühern Gönner und bat

um Unterstützungen. Diese fielen karg genug aus; auch der König, an den sie mehrmals Bittgesuche richtete, gab zwar, aber mit jedem Mal spärlicher.

Als er ihr einst auf eine Bitte 2 Thaler schenkte, reichte sie diese dem Ueberbringer mit folgendem Stegreifreim zurück:

„Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König!
Zwei Thaler sind kein Glück,
Drum schick ich sie zurück."

Friedrich lachte über den Vers, er nahm ihn der erzürnten Dichterin nicht übel, aber zu einer größern Freigebigkeit ließ er sich durch denselben nicht bewegen.

Auf eine spätere Bitte der Karsch, er möge ihr ein kleines Haus schenken, schickte er ihr 3 Thaler. Dies Mal nahm sie das Geld an und quittirte darüber mit folgendem Vers:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, statt eines Hauses Bau,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Befehl ward ganz genau
Prompt und willig ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Morgen mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Von des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König — darben läßt."

Die Karschin hat ihrer eignen Aussage nach vom König Alles in Allem 97 Thaler an Unterstützungen bekommen. Der Nachfolger Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm II., unterstützte sie reichlicher, indem er ihren Wunsch erfüllte und ihr am Haackschen Markt ein Haus bauen ließ. In diesem starb sie im Jahre 1791, 69 Jahre alt.

Ein noch traurigeres Schicksal als die Karsch hatte der Im=

provisator Burmann, der ebenfalls zur Zeit Friedrichs des Großen als Gelegenheits- und Stegreifdichter vom Publikum sehr geschätzt wurde, bald aber ganz in Vergessenheit kam und neunzehn Jahre nach Friedrichs Tode im tiefsten Elend starb.

Ebenso wenig als die deutsche Dichtkunst fand auch das deutsche Schauspiel vor den Augen des Königs Gnade und wenn dasselbe sich in Berlin während der Regierung Friedrichs des Großen in wahrhaft erstaunenswerther Weise vervollkommnete, so hat Friedrich daran doch keinen Theil. Der Oper und dem französischen Theater wendete er seine Unterstützungen zu, das deutsche Schauspiel überließ er seiner eignen Entwicklung.

Unmittelbar nach seinem Regierungs-Antritt ließ Friedrich im königlichen Schloß in dem sogenannten Kurfürstensaal eine Bühne für das französische Schauspiel herstellen, ein kleines Theater, welches nur ein Parterre, 2 Reihen Logen und eine Gallerie enthielt; die letztere war für die Bürgerlichen bestimmt, denn nach den Anschauungen des Königs konnten diese unmöglich der Ehrenplätze des Adels theilhaftig werden.

Eine französische Schauspielergesellschaft wurde gewonnen und diese spielte auf der königlichen Bühne bis zum Jahre 1756 an jedem Mittwoch.

Die Zeit bis zum Beginn des siebenjährigen Kriegs war die Blüthezeit für das französische Theater in Berlin. Der Kö- war noch jung und lebensfrisch, er interessirte sich für die Darstellungen und die Darsteller. Die vielen berühmten in Berlin anwesenden Franzosen, unter ihnen auch Voltaire, brachten das Unternehmen zu einer bedeutenden Höhe; klassische Stücke wurden von den Direktoren, Anfangs dem Baron Pöllnitz, dann dem Baron Schwerts, gewählt und zur Aufführung gebracht.

Während des Krieges schlief nach und nach das französische Schauspiel ein. Friedrich war an dasselbe indessen so gewöhnt, daß er nach dem Feldzug die Errichtung des Theaters auf's Neue in Aussicht nahm; eine neue Truppe wurde gewonnen. Es hatte sich inzwischen schon der Geschmack des Berliner Publikums so sehr der französischen Literatur zugewendet, daß ein großer Theil desselben lieber ein französisches als ein deutsches Schauspiel sah und deshalb dringend wünschte, es möge ein französi-

sches Theater in Berlin begründet werden, welches dem gesammten Publikum zugänglich wäre.

In Folge dieses vielfach ausgesprochenen Wunsches baute Berger bei Monbijou ein Schauspielhaus und ließ in demselben französische Singspiele und Pantomimen aufführen. Aber er konnte sich nicht halten, es kam zu mancherlei Unannehmlichkeiten und in Folge deren hörte das Theater nach wenigen Jahren zum großen Bedauern des Königs auf.

Um das französische Theater zu erhalten, entschloß sich Friedrich, einem frühern Mitglied der Hofschauspieler-Gesellschaft, Fierville, jährlich 10,000 Thaler zu bewilligen, damit dieser eine neue Gesellschaft begründe.

Fierville hatte dafür nur die Pflicht, Mittwochs für den Hof ohne Entree zu spielen, sonst aber durfte er an 3 Tagen wöchentlich Vorstellungen für das Publikum gegen Entree geben. Er eröffnete seine Bühne am 24. März 1769 im Schauspielhaus in der Behrenstraße, aber auch er fand seine Rechnung nicht dabei; drei Jahre lang setzte er das Unternehmen fort, dann überließ er dasselbe an Chavanne und als auch dieser dabei Geld zusetzte, wurde die Leitung des französischen Schauspiels dem königlichen Schauspiel-Direktor Herrn v. Arnim übertragen.

Im Jahre 1776 wurde das von Boumann erbaute neue königliche Komödienhaus auf dem großen Friedrichs- (Gensd'armen-) Markt mit einem Stück von Corneille eröffnet. Das Haus war für ein großes Publikum berechnet, es konnte im Ganzen ungefähr 1200 Personen umfassen. Es wurde in demselben drei Mal wöchentlich französische Komödie gespielt, aber nur für wenige Jahre.

Schon 1778 beim Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs ließ der König das französische Schauspiel ganz eingehen und Privatunternehmer, welche dasselbe fortgesetzt hätten, fanden sich nicht, denn wenn auch ein großer Theil des Berliner Publikums mit seinem Geschmack an der französischen Literatur und Theater kokettirte, so blieb das letztere in der preußischen Hauptstadt doch immer nur eine Treibhauspflanze, die sich nicht selbst erhalten konnte, sondern der königlichen Pflege zu ihrer Existenz bedurfte.

Ein von dem Schicksal der französischen Schaubühnen durch-

aus verschiedenes Loos hatte das deutsche Theater in Berlin. Ohne Staatsunterstützungen, die Theater-Direktoren mußten sogar nicht unbedeutende Abgaben an die Chargenkasse und bei den jedesmaligen Vorstellungen an das Armen-Direktorium geben, hob sich dasselbe aus eigner Kraft und wirkte sittlichend, den Volksgeschmack veredelnd.

Um den Fortschritt, welchen das deutsche Theater in Berlin während der Regierung Friedrichs des Großen machte, recht würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf den Zustand werfen, in welchem sich dasselbe beim Regierungsantritt des Königs befand.

Eckenberg, der starke Mann, ergötzte noch immer die Berliner theils mit Kraftkunststücken, theils mit Komödien; sein Schauspielhaus hatte er auf dem Neuen Markt, seine Künstlerbude auf dem Spittelmarkt aufgeschlagen; ihm zur Seite stand als würdiger Genosse und Konkurrent Peter Hilferding, genannt „der Armen-Pantalon" (pantalone di bisognosi), dessen Bude auf dem Dönhofsplatz dicht am Meilenstein aufgeschlagen war.

Im Winter von 1741 zu 1742 spielten die Truppen dieser beiden Direktoren neben einander und suchten sich in der Gunst des Publikums Konkurrenz zu machen, um ihre Kassen zu füllen. Da wurden bald die zotigsten, auf den rohen Geschmack der Masse berechneten Stücke herausgesucht und mit platter Gemeinheit gespielt, bald suchte Hilferding die Menge durch Stücke mit religiösem Hintergrund zu födern.

Hilferding spielte z. B. „Richters weltberühmtes Trauer- und Lustspiel von der artigen Grundsuppe der Welt", in welchem das Schicksal der streitenden Kirchen dramatisch dargestellt war; ferner die „Duell-Tragödie oder was vom Ausfordern und Balgen zu halten sei", ein Stück, welches mit dem Vers:

„Jesu, dein bin ich,
Mach mich selig!"

schloß.

Neben diesem halb religiösen Stück brachte Hilferding ein berühmtes Freudenspiel zur Aufführung; es führte den schönen Titel:

„Der unbekannte Liebhaber oder geliebte Feind Timocrates mit vieler kurzweiliger Ergötzlichkeit vom lustigen Pickelhering angefüllet und vorgestellet",

ein Stück, in welchem der Pickelhering Dorides die schmutzigsten Reden führt.

Es ist nothwendig zur Beurtheilung des unter dem damaligen Berliner Publikum herrschenden Geschmacks, daß wir eine Stelle aus dem Stück, die wenigst anstößige, mittheilen.

Ein Duett zwischen dem Pickelhering Dorides und Clarille, dem Kammermädchen der Prinzessin Eryphile, lautet:

Dorid. Bist dus, mein auserwähltes Leben?
Clar. Mein Leben will ich für dich geben.
Dorid. Wie bist du denn hier her gekommen?
Clar. Mir ist die Ehr noch nicht benommen.
Dorid. Ach, bist du ganz mein Murmelthier?
Clar. Ja, wie ein Glas komm ich zu dir.
Dorid. Hast du noch keinen Stoß gekriegt?
Clar. Von einem Stoß das Glas zerbricht.
Dorid. Ganz rein, als wie vom Mutterleib?
Clar. Glaub daß ich keinen Spott hier treib.
Dorid. Wie willst dus aber immer machen?
Clar. Ich will dir geben meine Sachen.

Nun ziehen sie sich aus und Clarille giebt ihm ihre Kleider. Bald hernach singt Dorides, indem er sich an die Prinzessin wendet, nach der Weise: „So hör doch allerliebstes Herz":

Drum traut, ihr Jungfern! keinem nicht,
Und wart' bis ihr ins Brautbett kriegt,
Die Nadel ist bald eingefädelt
Und eine Jungferschaft verzeddelt.
Seht, ob die Leut auch richtig seyn,
Eh ihr sie laßt zu euch hinein.
Manche fischt und wird betrogen,
Mit Schelmen all's ist erlogen.
U. s. w.

Außer diesen und ähnlichen Stücken wurden sowohl von Eckenberg als Hilferding meist Trauer- und Schauspiele mit Gesang oder Possen gespielt, in denen dem Hanswurst stets die

größte Rolle zuertheilt war, denn die plumpen und zotigen Späße des Hanswursts waren die beste Würze für den Theaterabend. Ein damals berühmtes Stück, welches von den Berlinern besonders gern gesehen wurde, führte den Titel:

„Isaac und Rebecka, oder die kluge Vorsichtigkeit, welche bei Heirathen zu beobachten, durch eine kurze theatralische Aufführung, in leichter und ungezwungener poetischer Schreib-Art vorgestellet; mit Beifügung eines lustigen Nachspiels, worin der Harlequin fünf, in einer Person sich nicht wohl zusammen schickende Bedienungen, nehmlich eines Herren-Dieners, Nachtwächters, Bier-Ruffers, Thorhüters und Kuhhirtens zusammen verwaltet, zur nützlichen Ergötzung aufgesetzt von Jodoko Thüringern."

Um das Publikum recht zahlreich in die Schaubuden zu locken, mußten die Konkurrenten Eckenberg und Hilferding sich in allen möglichen Anziehungsmitteln gegenseitig überbieten. Da ritt denn am Vormittag vor der Vorstellung der Hanswurst mit seiner Schellenkappe zu Pferde in der Stadt herum; statt des Zaums hatte er den Schwanz des Rosses in der Hand. Ihn begleitete ein Trompeter oder Trommler und nachdem dieser drei Mal einen Wirbel geschlagen oder einen Tusch geblasen hatte, verkündete der Hanswurst mit möglichst schnarrender oder lispelnder Stimme oder indem er durch die Nase redete, an den Hauptecken der Straßen, was an dem Tage in dem Theater gegeben werden sollte. Außerdem wurden auch auf den öffentlichen Plätzen große gemalte Bilder ausgehängt, die in den buntesten Farben eine Darstellung der in dem Stück vorkommenden Handlungen zeigten.

Die Theaterzettel mußten sich in Anpreisung der Wunderherrlichkeiten, die zu sehen sein sollten, überbieten. Das Formular derselben war etwa nach Plümickes Mittheilung in seiner Theatergeschichte folgendes:

„Mit gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit wird heute in dem Theater von der privilegirten rc. Gesellschaft deutscher Schauspieler aufgeführt werden,

eine mit lächerlichen Scenen, ausgesuchter Lustbarkeit, lustigen Arien und Verkleidungen wohl versehene, dabei aber mit ganz neuen Maschinen und Dekorationen artig eingerichte, auch mit verschiedenen Flugwerken ausgezierte und mit Schmerz, Lustbarkeit und Moral vermischte, durch und durch auf lustige Personen eingerichtete, gewis sehenswürdige grosse Maschins-Komödie unter dem Titel:

Hanswurst's Reise in die Hölle und wieder zurück,

wobei dieser arme, von den Teufeln oftmals erschröckte, verzauberte, von seinem Herrn aber geprügelte, dumme und mit Colombinen, einer verschmitzten Kammerjungfer, ehelich verlobte Diener in folgenden Verkleidungen erscheinen wird:

1) als Reisender,
2) als Cavalier,
3) als Pavian,
4) als Schornsteinfeger,
5) als Husar,
6) als Zigeunerin,
7) als Croat,
8) als Barbier,
9) als Doctor,
10) als Tanzbär,
11) als affectirte Dame,
12) als Laufer,
13) als Kuplerin,
14) als Nachtwächter,
15) als Mann ohne Kopf und
16) als ein von den Teufeln geholter Bräutigam.

Dabei werden allezeit lustige Arien gesungen werden.

Wir können übrigens versichern, daß die heutige Maschins-Komödie die Krone aller Maschins-Komödien ist."

* *

*

Solche marktschreierische Ankündigungen hatten meistens den besten Erfolg; je toller sie waren, je sicherer bewirkten sie, daß am Abend die Bude Kopf an Kopf gefüllt war.

Ein ganz andrer Geist wurde in das Theater getragen, als im September 1742 die Schönemann'sche Schauspielergesellschaft nach Berlin kam und auf dem Rathhaus ihre Vorstellungen begann. Schönemann suchte weniger durch äußern Pomp als durch Gediegenheit der Darstellungen und Auswahl der Stücke zu wirken. Seine Dekorationen waren keineswegs brillant, dagegen hatte er tüchtige Schauspieler, unter denen wir besonders den berühmt gewordenen Eckhoff nennen, engagirt und ließ diese in guten, zum Theil klassischen Stücken spielen.

So gab er den „Kanut" von Johann Elias Schlegel, den „Cato" von Gottsched, den „Hypochondristen" von Quistorp, alle Stücke von Gellert und von Johann Christian Krüger, außerdem die Werke von Corneille, Voltaire und Molière in leidlicher Uebersetzung.

Schönemann hatte schwer mit dem verdorbenen Geschmack des Publikums zu kämpfen; die ersten guten Stücke wollten der an die albernste Possenreißerei gewöhnten Masse noch nicht recht munden und wohl oder übel mußte auch Schönemann hier und da ein possenhaftes Nachspiel oder auch eins der abgeschmackten Schäferspiele, welche damals beliebt wurden, geben.

Seine Nachfolger fühlten sich nicht ermuthigt, dem Beispiel Schönemanns zu folgen; wenn sie auch nicht ganz wieder in die alte geschmacklose Richtung zurückkehrten, sondern hier und da ernste gute Stücke auf die Bühne brachten, um dem kunstsinnigen Theil des Publikums gerecht zu werden, so bildeten doch Singspiele, Schäferspiele und burleske Possen, in denen viel improvisirt wurde, den hauptsächlichsten Theil des Repertoirs der Schuch'schen Gesellschaft, welche in einer Bude auf dem Gensd'armen-Markt im Jahre 1754 auftrat und vielen Zulauf hatte.

Ganz in die alte Unsitte verfallen konnte das Berliner Theater nicht wieder, dafür sorgten Lessing, Mendelssohn, Nikolai, Rammler und andere treffliche Schriftsteller, welche mit unabläßigem Eifer bemüht waren, für die Verbreitung eines bessern Geschmacks im Publikum zu sorgen.

So bestimmten Lessing, Mendelssohn und Nikolai im Jahre

1756 den Gewinn von der von ihnen herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften zu einem Preise auf die beste Tragödie und trugen dadurch dazu bei, daß die Schriftsteller wetteiferten, um etwas Besseres als die alte Possenreißerei zu schaffen.

Schuch spielte bis zum Jahre 1759 in seiner erwähnten Bude, dann siedelte er nach dem Haus auf dem Werder um, in welchem gegenwärtig das Finanz-Ministerium sich befindet. Er starb 1763.

Nach Schuch übernahm sein Sohn Franz die Direktion der Gesellschaft und dieser baute sich Behrenstraße 55 im Jahre 1764 ein Schauspielhaus, in welchem 800 Personen Platz fanden.

Bis zum Jahre 1766 behielt auf dem Schuch'schen Theater die Hanswurstiade den Vorrang; erst als der Schauspieler Döbbelin in diesem Jahre nach Berlin kam und der Gesellschaft beitrat, erfolgte ein Umschwung. Döbbelin drang auf die Abschaffung des Hanswurstes und die Einführung regelmäßiger guter Stücke. Die Kritiker, besonders Rammler, und die bessern Schauspieler standen Döbbelin bei und dadurch gewann das Repertoir des Theaters ein neues Leben.

Die Posse wurde durch Stücke von Lessing, Weiße, Schlegel ꝛc., sowie durch gute Uebersetzungen verdrängt.

Schon im Jahre 1767 übernahm Döbbelin neben Schuch die Direktion der kleinen Schauspieler-Gesellschaft und fuhr fort, gute Stücke ohne Possenreißerei zu geben. Noch immer hatte er schwer zu kämpfen gegen den verdorbenen Geschmack des Publikums, welches wenigstens Opern und Singspiele sehen wollte. Er würde vielleicht zu Grunde gegangen sein und bereitete sich schon vor, Berlin ganz zu verlassen, da wurde Lessing sein Retter aus der Noth.

„Minna von Barnhelm" kam auf die Bühne. Es hatte Schwierigkeiten gemacht, das treffliche Stück zur Aufführung zu bringen; die Ungerechtigkeit, welche in der Verabschiedung der Freikorps lag, war darin so treffend geschildert, daß es bedenklich erschien, gerade in Berlin ein solches Werk auf die Bühne zu lassen. Die Schwierigkeiten wurden aber überwunden, Minna von Barnhelm kam zur Aufführung und zwar mit einem Erfolg, wie er in Berlin unerhört war.

So hatte das Publikum noch niemals das Theater bestürmt, als an den Abenden, an denen Minna von Barnhelm gegeben wurde, aber freilich war auch noch nie ein Stück so ganz aus dem Leben gegriffen auf einem Berliner Theater gegeben worden. Die Scenen, die dort gespielt wurden, Jeder hatte sie in ähnlicher Weise selbst erlebt; waren doch die Berliner Zeugen von der Auflösung jener Freikorps gewesen, hatten sie doch die Schicksale mancher braver Offiziere, die im Elend leben mußten, fast täglich vor Augen.

Minna von Barnhelm wurde in 22 Tagen 19 Mal vor überfülltem Hause gegeben und hätte Döbbelin nicht für einige Zeit Berlin verlassen müssen, so würde er sicher noch ebenso oft das beliebte Stück mit gleichem Erfolg gegeben haben.

Im Jahre 1771 starb Schuch und sein Privilegium erhielt der Direktor Koch, der der Begründer des ersten stehenden Theaters in Berlin wurde, denn bisher hatten die Theater-Direktoren immer nur für einige Monate hier ihre Vorstellungen gegeben.

Koch eröffnete seine Bühne am 10. Juni 1771 mit „Miß Sara Sampson" von Lessing und einem Prolog von Rammler; der Darstellung des Lessing'schen Stücks folgte ein Ballet.

Die Vorstellung war ausgezeichnet, der Beifall des Publikums außerordentlich und in den nächsten 8 Vorstellungen war das Theater so überfüllt, daß ebenso viel Zuschauer fortgehen mußten, als aufgenommen werden konnten.

Ein ähnlicher Erfolg begleitete die fernern Vorstellungen der Koch'schen Gesellschaft und diese verdiente ihn sowohl durch ihr Spiel als dadurch, daß Koch es verstand, durch eine gute Auswahl*) der Stücke, durch reiche Abwechslung zwischen ernsten Schauspielen und nieblichen Operetten, sowie durch treffliches Spiel die Schaulust des Publikums immer wieder von Neuem anzuregen.

Koch**) starb schon 1775 und sein Privilegium ging nun

---

*) Von Schauspielen nennen wir „Emilia Galotti", von Operetten die noch heut beliebten Stücke „der Dorfbarbier" und „die Jagd" von Hiller, welche mehr als 40 Mal mit großem Erfolge gegeben wurden.

**) Koch hatte sich durch seine tüchtigen Leistungen die allgemeine Anerkennung, auch die des Königs, erworben. Er glaubte deshalb Anspruch

an Döbbelin über, der fortan nur in Berlin spielen durfte. Der König erließ ihm aus besonderer Gnade die sonst üblichen Abgaben an die Chargenkasse, sowie die Stempel- und Accise-Gebühren; er mußte sich nur verpflichten, 17 Thaler von jeder Vorstellung an die Armen-Direktion zu bezahlen.

Döbbelin eröffnete seine Bühne am 17. April 1775, unter ihm erreichte das deutsche Schauspiel in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen den Höhepunkt.

So schwer Döbbelin auch mit der bevorzugten französischen Bühne zu kämpfen hatte, er siegte dennoch; treffliche Schauspieler und Schauspielerinnen, der alte Bessel, Unzelmann, Schröder aus Hamburg, Demoiselle Döbbelin u. A. entzückten in klassischen Stücken die Berliner. Göthes und Schillers erste Meisterwerke, gute Uebersetzungen Shakespeare'scher Stücke trugen zur Veredlung des Geschmacks bei.

Wenn auch die Männer der alten Schule sich nicht in die neue Richtung finden konnten, sich nach den Hanswurstspäßen ihrer Jugend zurücksehnten, das heranwachsende Geschlecht wußte die klassischen Stücke zu würdigen, das zeigte sich durch die Dankbarkeit, welche das Publikum dem unsterblichen Lessing, der sich so viele hohe Verdienste um das Berliner Theater erworben hatte, erwies.

Lessing war am 15. Februar 1781 in Wolffenbüttel gestorben. Zu seinem Andenken fand am 24. Februar auf der Döbbelin'schen Bühne eine Trauerfeierlichkeit statt, zu der das Publikum in solcher Masse herbeigekommen war, daß das Theater dicht gefüllt wurde.

Auf der Bühne stand ein hell erleuchtetes sogenanntes castrum doloris, welches mit dem Grabmal und Bildniß des

---

darauf machen zu können, daß seinen Schauspielern der Titel von Hofschauspielern ertheilt werde und suchte darum nach. König Friedrich nahm aber doch Anstand, den deutschen Künstlern einen solchen Vorzug zu gewähren. In einer besondern Kabinets-Ordre sprach er zwar seine Anerkennung des Koch'schen Theaters und seinen Wunsch aus, daß Koch zur Unterscheidung von andern gemeinen Komödianten irgend eine Auszeichnung erhalten möge und der Minister v. Massow brachte in Folge dessen verschiedene Titel in Vorschlag. Koch aber verbat sich alle, welche nicht zu gleicher Zeit auch seinen Schauspielern zu Theil würden.

Verstorbenen verziert war. Die sämmtlichen Schauspieler und die Schauspielerinnen, an der Spitze derselben der Direktor Döbbelin, standen zur Seite desselben in Trauerkleidern; hinter der Bühne ertönte eine Trauermusik, nach deren Beendigung hielt Mademoiselle Döbbelin eine Rede, in welcher sie den Schmerz um den Verstorbenen so ergreifend aussprach, daß der größte Theil des Publikums bis zu Thränen gerührt wurde. Die Schauspielerin war selbst so tief ergriffen, daß auch sie endlich weinte und die Rede kaum zu beenden vermochte.

Zum Schluß der Feierlichkeit wurde „Emilia Galotti" gegeben und einen eigenthümlichen Eindruck machte es, daß die Schauspieler an jenem Abend alle Rollen in Trauerkleidung spielten.

Ebenbürtig mit dem deutschen Schauspiel kam in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen auch die Musik zu einer Blüthe, welche sie nie zuvor gehabt hatte, da diese aber nicht aus der eignen Kraft der Nation hervorgegangen, sondern durch Unterstützung des Königs erzeugt worden war, so mußte naturgemäß auch wieder ein Verfall der Musik eintreten, als Friedrich, durch Alter und Kränklichkeit erschlafft, nicht mehr das Interesse an musikalischen Leistungen nahm, welches er in seiner Jugend gezeigt hatte. Die Liebhaberei für die Musik erhielt sich zwar für immer in Berlin, das Verständniß für die Kunst aber erlosch auf lange Zeit.

Die Flöte war Friedrichs theuerste Freundin von seinen Knabenjahren an gewesen. Im Hören und Ausüben der Musik fand der kunstsinnige König die schönste Erholung, nachdem die Regierungsgeschäfte vollbracht waren und selbst im Kriegslager verlor er das Interesse an der Kunst nicht. Allabendlich wurde, wenn es irgend anging, Konzert gehalten, die bevorzugten Mitglieder seiner Kapelle mußten dem König wenigstens in das Winterlager folgen.

Im Schloß zu Berlin oder Sanssouci sowie im Lager trat gewöhnlich gegen 6 Uhr Abends Friedrich mit den Noten unter dem Arm, in das Konzertzimmer; er vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagot und ein Fortepiano, häufig legte er sie selbst auf die Pulte. Er nahm persönlich an den Konzerten Theil, indem er die Soli,

welche sein alter Lehrer Quanz für ihn gemacht hatte, blies, häufig auch Flötensolo's eigner Komposition vortrug. Hatte er besonders schön geblasen, dann rief ihm Quanz wohl ein Bravo zu und Friedrich war darauf nicht wenig stolz, denn Quanz verfehlte auch nicht, sein Mißfallen zu zeigen, wenn er unzufrieden war.

Quanz übte, so lange er lebte, den Einfluß des Lehrers über den König aus und er ist dadurch eine wichtige Person in Berlin geworden. Leider ließ er seine Macht häufig genug andere Musiker in nicht angenehmer Weise fühlen und besonders verleitete ihn dazu sein Geiz.

Er hatte die Aufgabe, die Musiker für die Kapelle anzunehmen und er that dies nie, ohne sich dabei einen Vortheil zu machen. Jeder, der eine Anstellung haben wollte, mußte einen Theil der Besoldung an Quanz abtreten.

Eine solche Handlungsweise war um so schmutziger, da Quanz ein Gehalt von 2000 Thalern und andere bedeutende Nebeneinnahmen bezog und da er für keine Familie zu sorgen hatte, denn seine Ehe war kinderlos.

Am Meisten von der Selbstüberhebung, deren sich Quanz häufig schuldig machte, hatte Karl Philipp Emanuel Bach, der berühmte Klavier-Virtuose und Komponist, der den König auf dem Pianoforte bei den Flötensolo's begleiten mußte, zu leiden. Diesem machte Quanz das Leben so schwer, daß Bach trotz seiner vortheilhaften Stellung doch endlich im Jahre 1767 Berlin verließ und nach Hamburg übersiedelte.

Dem Einfluß, den Quanz auf den König ausübte, ist es wohl zuzuschreiben, daß Friedrich von den schönen Kompositionen Bachs niemals ein Stück spielte, sondern sich lediglich an die Solo's hielt, welche ihm Quanz für die Flöte komponirte.

Bach rächte sich dafür durch manchen beißenden Witz. So gab er z. B. einst in einer Gesellschaft ein Räthsel auf, welches wohl das fürchterlichste Thier in der preußischen Monarchie wäre? Als dies Niemand rathen konnte, erklärte er:

„Das fürchterlichste und einflußreichste Thier in Preußen sei der Schoßhund von Madame Quanz, denn Quanz als ein Pantoffelheld müsse seiner Frau unbedingt gehorchen, die Frau aber gehorche dem Schoßhund und man könne nur etwas von

ihr und dadurch von Quanz erreichen, wenn man dem Schoßhund Leckerbissen gäbe. Vor dem Schoßhund fürchte sich Madame Quanz, vor Madame Quanz fürchte sich Herr Quanz, vor Herrn Quanz der König und vor dem König die ganze Welt. Ein fürchterlicheres Thier als der Schoßhund könne daher nicht existiren."

Man lachte über die Auflösung des Räthsels und dieses ging wenige Tage darauf von Mund zu Mund in Berlin. Es wurde sogar durch den Marquis d'Argens dem König selbst zugetragen und Friedrich erkannte die Wahrheit desselben an, indem er lächelnd sagte: „Nehmt Euch nur in Acht, daß Quanz von dem Räthsel nichts erfährt, sonst jagt er uns alle zum Teufel!"

Auch der Nachfolger Bachs, der ausgezeichnete Virtuose Fasch, dem Berlin später die Begründung der Singakademie verdankte, hatte viel von dem alten Quanz zu leiden.

Die Musikliebhaberei des Königs führte natürlich auch die Vornehmen am Hofe, sowie die Prinzen und Prinzessinnen, zur Nachahmung. Die Markgrafen Heinrich und Karl hatten ihre eigene Kapelle, ebenso auch der Prinz Heinrich, und es war damit den tüchtigen Musikern die Gelegenheit zu vortheilhaften Stellungen gegeben.

Kirnberger, der Hofmusikus der Prinzessin Amalie, zeichnete sich durch Herausgabe musikalisch-wissenschaftlicher Werke, Schulz, der Direktor der Kapelle des Prinzen Heinrich, durch liebliche Lieder-Kompositionen aus.

Bemerkenswerth ist es, daß alle damals in Berlin lebenden bedeutenden Komponisten Deutsche waren. In der Musik huldigte Friedrich, wie wir bereits erwähnten, der deutschen Kunst; alle seine Kapellmeister, Graun, Agrikola, Reichardt waren Deutsche. Von den Franzosen wollte Friedrich nichts wissen, „denn", so sagte er einst zum Grafen Zierotin, „die französische Musik taugt nichts."

Auch in der Oper bevorzugte Friedrich die deutsche Kunst in Beziehung auf die Komponisten, und ließ während seiner ganzen Regierung fast nur Opern von Graun und Hasse aufführen; ebenso wurden auch in der Kapelle fast nur deutsche Künstler angestellt. Von den deutschen Sängern und Sängerinnen aber wollte er nicht viel wissen; italienische Sänger und

Kastraten sollten die Berliner Oper zur glänzendsten Deutschlands machen.

Kaum zur Regierung gekommen, schickte Friedrich den berühmten Graun nach Italien, um Sänger und Sängerinnen für die zu begründende Oper zu engagiren. Die erste Oper, welche in Berlin gegeben wurde, war „Rodelinde“ von Graun. Die Aufführung fand am 13. Dezember 1741 auf dem königlichen Schloßtheater, welches später für das französische Schauspiel bestimmt wurde, statt.

Schon am 5. September 1741 hatte Friedrich den Grundstein zum Bau eines prächtigen Opernhauses gelegt und im Dezember 1742 konnte dasselbe bereits durch Grauns Oper „Cleopatra und Cäsar“ eröffnet werden. Es war mit höchster Pracht eingerichtet, die Kostüme allein kosteten 60,000 Thaler; für die Erleuchtung mit Wachslichtern an einem einzigen Redouten-Abend wurden 3000 Thaler berechnet.

Mit der Oper war auch ein Ballet verbunden; der Balletmeister, sowie Tänzer und Tänzerinnen wurden aus Frankreich verschrieben.

Während des Karnevals fanden regelmäßig wöchentlich zwei Vorstellungen statt, außerdem wurde jedes Fest in der königlichen Familie, jeder Besuch eines fremden Herrschers durch eine Vorstellung verherrlicht.

Friedrich betheiligte sich auf's Lebhafteste an allen Opern-Aufführungen; er bestimmte selbst das Repertoir, häufig komponirte er einzelne Arien, dann wieder dichtete er auch den Text zu Grauns Musiken. Kein Stück durfte besetzt werden, ohne daß er vorher gefragt worden wäre, und bei der Aufführung selbst saß der König hinter dem Kapellmeister und schaute ihm in die Partitur.

Wehe den Musikern, wenn sie nicht mit der höchsten Präcision spielten!

Friedrichs Platz war im Parquet unmittelbar hinter dem Orchester; das kleine Parquet war überhaupt für den König und die Prinzen bestimmt, während das Parterre dem Bürgerstande überlassen war. In den ersten Ranglogen nahmen die königliche Familie und der hohe Adel Platz, insoweit dieselben nicht mit

dem Könige auf dessen Einladung im Parquet ihren Sitz hatten.

Die Parquet= und Parterre=Logen, sowie die Logen des zweiten und dritten Ranges waren für die Staatsminister, die fremden Gesandten und den übrigen Hofadel bestimmt. Ein Eintrittsgeld wurde für die Oper nicht bezahlt, diese sollte zur musikalischen Ausbildung sowohl des Hofes als des Bürgerstandes dienen.

Bis zum siebenjährigen Kriege stand die Oper in Berlin auf der glänzendsten Höhe. Graun komponirte für dieselbe von 1741—1756 nicht weniger als 28 Opern. *) Die berühmte Sängerin Astroa, die Sänger Romani, Porporino und Carestini, die Tänzerin Barberini entzückten in dieser Zeit die Berliner.

Mit dem siebenjährigen Kriege erlosch der Glanz der Oper und auch nach demselben sollte er nur noch einmal für kurze Zeit emporflackern.

Graun starb im Jahre 1759; sein Nachfolger Agricola konnte ihn nicht ersetzen, auch war der König nicht geneigt, nach dem Kriege so große Summen als früher für die Oper aufzuwenden; ja er dachte sogar daran, diese zu verpachten. Er erzählte einst Quanz, daß ein italienischer Graf eine nicht unbedeutende Summe für die Pacht geboten habe, und fragte seinen Lehrer, wie dieser darüber denke.

„Ew. Majestät sind Herr und Meister", erwiederte Quanz, „allein wenn ich eine Bitte thun darf" — —

„Und diese wäre?" fragte Friedrich heftig.

„Ew. Majestät wollen dann auch geruhen, die Inschrift des Opernhauses: Friedericus Rex Appilloni et Musis (König Friedrich dem Appollo und den Musen) wegnehmen zu lassen."

Die derbe Antwort zeigte dem König, wohin es bei einer Verpachtung des Opernhauses mit der Kunst kommen würde; er stand sofort von seinem Vorhaben ab; der italienische Graf mußte unverrichteter Sache Berlin verlassen.

---

*) In dieser Zeit komponirte Graun auch seinen „Tod Jesu" nach Rammlers Text. Die erste Aufführung fand am 11. April 1754 in der Domkirche statt. Seitdem ist der „Tod Jesu" an jedem Charfreitage in Berlin aufgeführt worden.

Friedrich verpachtete nun zwar die Oper nicht, aber er wendete ihr nicht mehr die frühere Sorgsamkeit zu; trotzdem aber erhielt sie doch noch einmal, wenn auch nur für wenige Jahre, den alten Glanz und zwar durch eine deutsche Sängerin, durch die Mara.

Friedrich verachtete die deutschen Sänger und Sängerinnen, nur die Italiener, glaubte er, könnten im Gesange excelliren. Er entschloß sich daher schwer dazu, die ihm vielfach angerühmte Sängerin Gertrud Schmeling aus Kassel auch nur zu hören. Endlich ließ er auf vieles Zureden die Schmeling nach Sanssouci kommen, und er war eben so erstaunt als entzückt, als sie ihm eine der schwierigsten Arien Grauns mit herrlicher Stimme und wahrer Meisterschaft vortrug. Er legte ihr noch eine Bravourarie vor, welche sie nicht kennen konnte, aber auch diese sang sie ohne Fehler vom Blatt. Noch manche andere Beweise ihrer Kunst mußte sie ablegen; dann aber war Friedrich so eingenommen für sie, daß er sie mit einem Gehalte von 3000 Thalern auf Lebenszeit engagirte und ihr sogar versprach, das Gehalt in der Folge noch zu erhöhen.

Gertrud Schmeling betrat zum ersten Male die Berliner Bühne. Sie hatte einen wunderbaren Erfolg. Ohne schön zu sein, riß sie doch durch ihren Gesang das Publikum zum Entzücken hin, ihr Name war bald der gefeiertste Künstler-Name in Berlin.

Zu ihrem Unglück lernte die berühmte Sängerin einen Mann kennen, dem sie bald mit blinder Leidenschaft anhing, den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich.

Mara zeichnete sich ebensowohl durch eine außerordentliche Schönheit, als durch ein ausschweifendes Leben und durch Unliebenswürdigkeit des Charakters aus. Vergeblich warnten alle Freunde der Schmeling diese vor einer näheren Verbindung mit dem berüchtigten Künstler, die Sängerin ließ sich nicht rathen, und auch als sie den König um Erlaubniß zur Heirath bat und ihr diese verweigert wurde, blieb sie doch bei ihrem Willen, bis endlich Friedrich nachgeben mußte.

Die Ehe war kaum geschlossen, als Mara seine junge Frau auf das Schändlichste mißhandelte; er verschwendete ihr Gehalt

mit leichtfertigen Weibern, trotzdem aber blieb die Liebe Gertruds für ihren Gatten dieselbe. In der Gunst des Königs war die Mara seit ihrer Verheirathung sehr gefallen und Friedrich zeigte dies bei einer Gelegenheit in ziemlich unbarmherziger Weise.

Einst war die Sängerin krank, gerade als der Großfürst Petrowitsch nach Berlin kam. Eine große Oper sollte gegeben werden, bei dieser durfte die Mara nicht fehlen. Vergeblich war ihre Entschuldigung, daß sie nicht auftreten könne, 2 Stunden vor Anfang der Oper erschien ein Hauptmann mit 8 Dragonern in ihrem Schlafzimmer und erklärte ihr, wenn sie nicht sofort das Bett verlasse, so werde er sie, wie sie da sei, mit dem Bette nach der Oper schleppen.

Wohl oder übel mußte sie aufstehen und trotz ihrer Krankheit, welche nicht erheuchelt war, ihre Rolle singen.

Der Aufenthalt in Berlin war hierdurch der Sängerin verleidet; sie bat um ihren Abschied, aber derselbe wurde ihr verweigert. Jetzt versuchte sie, sich durch die Flucht zu retten, diese aber wurde vereitelt, und zur Strafe dafür ließ Friedrich Mara, den er als Deserteur betrachtete, als gemeinen Trommler in ein entferntes Garnison=Regiment stecken. Erst als die Mara, welche immer noch mit der innigsten Liebe an ihren Mann hing, den König um Gnade anflehte, als sie versprach, auf jede Gehaltsverbesserung, die ihr zugesagt war, zu verzichten, erst da gewährte Friedrich die Bitte.

Mara kehrte zurück; statt aber Dankbarkeit für die treue Gattin zu zeigen, mißhandelte er dieselbe schändlicher als zuvor. Friedrich war, als er dies erfuhr, so ärgerlich auf die Sängerin, daß er der Unglücklichen bei jeder Gelegenheit sein Mißfallen zu erkennen gab.

Das Leben in Berlin wurde der Mara durch die täglichen Mißhandlungen ihres Gatten und durch die Unzufriedenheit des Königs, vor dem sie zitterte, so sehr verhaßt, daß sie sich noch einmal zur Flucht entschloß. Diesmal gelang dieselbe, sie entkam nach Dresden; dorthin wurde ihr der Abschied nachgesandt.

Friedrich hätte die entlaufene Sängerin wohl vom sächsischen Hofe reklamiren können, aber er war derselben müde. Er äußerte sich:

„Das Weib ist wie ein Jagdhund, je öfter sie mit Füßen getreten wird, je anhänglicher wird sie."

Mit dem Abgang der Mara war der Glanz für die italienische Oper verloren. Friedrich interessirte sich nicht mehr für dieselbe, überhaupt war ihm die Musik mit dem zunehmenden Alter gleichgültig geworden; er konnte selbst nicht mehr Flöte blasen, da ihm die Zähne fehlten; sein alter Lehrer Quanz war im Jahre 1773 gestorben, da hatten denn auch die Concerte für ihn kein Interesse mehr. Er ließ sie einschlummern und damit verlor sich auch seine Liebe für die Musik überhaupt. Im Berliner Publikum aber blieb dieselbe rege, der Sinn für die Musik hatte Wurzel gefaßt im Volke und entwickelte sich noch weiter.

Schon fand man in vielen bürgerlichen Häusern Klaviere, denn es war Mode geworden, zu musiziren; in allen Familien, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, mußten die Söhne und Töchter Unterricht im Klavierspiel und Gesang nehmen. Die Kunst wurde hierdurch freilich wenig gefördert, nur ein oberflächliches Dilettantenthum erzeugt; dies aber hielt wenigstens die Liebe für die Musik bei den Berlinern wach.

Die Malerei und Bildhauerkunst erfreuten sich zur Zeit Friedrichs des Großen in Berlin keines besondern Fortschritts, der König hatte für sie kein großes Interesse. Stellte er doch die unter seinem Vater vollständig in Verfall gerathene Akademie der Künste erst kurze Zeit vor seinem Tode wieder her.

Erst am 14. Februar 1786 konnte unter dem Vorsitze des Staatsministers v. Heinitz, der zum Ober-Aufseher der Akademie ernannt worden war, die erste General-Versammlung gehalten werden. Es wurde das alte Reglement erneuert und nur durch einige zeitgemäße Bestimmungen vervollständigt.

Die erste Berliner Kunst-Ausstellung, welche in Folge dieser Bestimmungen stattfand, wurde am 18. Mai eröffnet. Sie enthielt keine besonderen Meisterwerke neuerer Zeit, denn dergleichen waren nicht geschaffen worden; überhaupt hatten in der kurzen Zeit bis zur Eröffnung der Kunstausstellung nicht viele Neuigkeiten hergestellt werden können, und so waren denn meistens nur ältere Werke vorhanden.

Das Publikum zeigte sein Interesse für die neue Einrich-

tung durch eine außerordentlich lebhafte Theilnahme, obgleich nicht viel Besonderes zu sehen war.

Am 29. April hatte Friedrich noch den Befehl erlassen, daß den Schülern der Akademie die Erlaubniß ertheilt werden solle, die Gemälde auf dem Schlosse zu studiren und daß ihnen zu diesem Zwecke die Gallerie jährlich vom 1. Juli bis zum 1. September wöchentlich 4 Mal geöffnet werden solle. Dies war fast die einzige Aufmunterung, welche Friedrich den deutschen Malern gewährte, denn er hegte gegen diese fast ein gleiches Vorurtheil, wie gegen die deutschen Dichter.

Er verstand im Ganzen wenig von Malerei, und wenn er es auch für seine Pflicht hielt, als kunstsinniger König eine werthvolle Gemälde-Gallerie anzulegen, so geschah es doch nicht zur Förderung deutscher Kunst. Die mit großen Kosten aufgekauften Bilder der Gemälde-Sammlung von Sanssouci, bei deren Erwerbung, beiläufig gesagt, Friedrich oft schmählich betrogen worden ist, indem man ihm Copieen für Originale verkaufte, waren meistens Werke berühmter Meister der niederländischen Schule. Von 172 Bildern waren nur 7 französische, der deutschen Schule gehörte keins an, Italiener und Niederländer machten sich den Preis streitig.

Auch die Bürger von Berlin folgten dem Beispiel des Königs. Es war besonders nach dem siebenjährigen Kriege Mode geworden, einen großen Luxus durch Ausschmückung der Zimmer mit kostbaren Gemälden zu treiben, ja reiche Leute prunkten sogar mit der Anlegung einer schönen Gemälde-Gallerie. In diese aber nahmen sie nur die kostspieligsten Werke alter Meister auf, und für die vaterländische Kunst hatten solche Sammlungen nur insofern einen Werth, als die Meisterstücke jungen Künstlern zur Nachahmung dienen konnten.

Wirklich bedeutende Maler sind aus der Zeit Friedrichs des Großen in Berlin kaum zu nennen. Im Anfang dieser Geschichtsperiode stand Antoine Pesne an der Spitze der Berliner Maler. Nach seinem Tode, im Jahre 1757, trat Vanloo als erster Maler des Königs an seine Stelle; außerdem haben wir von solchen Malern, welche besonders bei den Bauten Friedrichs Beschäftigung fanden, noch Rode, Frisch und La Sueur zu erwähnen. Als Portraitmalerin war Madame Theerbusch, welche

sich besonders viel mit Anfertigung königlicher Portraits beschäftigte, und auch manches andere verdienstvolle Werk geschaffen hat, geachtet.

Die Gemälde, welche uns von Berliner Künstlern aus jener Zeit aufbewahrt worden sind, haben keine große künstlerische Bedeutung, obgleich genug gemalt wurde, denn es war unter den Bürgern zur Sitte geworden, daß jede Familie ein Bild des Königs oder die Darstellung irgend einer für Preußen siegreichen Schlacht zum Zeichen ihres Patriotismus im Staatszimmer haben mußte; auch auf Dosen, in Ringen und Armbändern wurde des Königs Portrait in feiner Emaille-Malerei getragen, aber auf eine besonders künstlerische Ausführung kam es dabei weniger an, als auf bunte Farben und zierliche Glätte. Die Kunst machte daher keine großen Fortschritte. Es fanden allerdings viele Maler Beschäftigung, aber in einer ziemlich fabrikmäßigen Thätigkeit.

Auch in der Bildhauerei ist ein nennenswerther Fortschritt nicht zu bemerken, kein Künstler, der sich einen bleibenden Namen erworben hat, ist zu erwähnen. Friedrich kaufte zwar eine Anzahl antiker Werke und legte dadurch den Stamm für die Sammlungen des königlichen Museums; er schmückte auch die Brücken und Plätze der Stadt mit manchen Statuen, aber für die Förderung der Bildhauerkunst in Berlin selbst that er Nichts. Daß sein Geschmack kein künstlerischer war, davon legen die Statuen auf dem Wilhelmsplatz, welche er seinen beliebtesten Generälen Schwerin, Winterfeld, Seydlitz und Keith setzte, genügendes Zeugniß ab.

Es gehört ein fein ausgebildeter Kunstsinn zur Beurtheilung von Bildhauerwerken; dieser fehlte dem Berliner Publikum und es ist daher nicht zu verwundern, daß die zahlreichen kleinen Sandstein-Statuen, mit denen man damals Gärten, Alleen, Häuser &c. zu verzieren pflegte, meist wahre Ausgeburten von Geschmacklosigkeit sind.

Einen gewaltigen Fortschritt machte dagegen die Kupferstecherkunst in Berlin. Der Buchhandel war mächtig emporgeblüht, viele Werke erschienen mit Kupfern und es war dadurch tüchtigen Künstlern die Gelegenheit gegeben, in Berlin ihr Fortkommen zu finden.

Wir nennen unter diesen Georg Friedrich Schmidt, den schon früher von uns erwähnten berühmten Kupferstecher, der im Jahre 1744 aus Paris nach seiner Heimath zurückberufen wurde; außerdem Meil und Berger und vor allen Andern Chodowiecki, der in Berlin mit unerreichter Meisterschaft kostbare Kunstwerke schuf.

Dreizehntes Kapitel.

Friedrich der Große als Baumeister. Knobelsdorf, Boumann Vater und Sohn, Gontard und andere Berliner Baumeister. Baugeschichte Berlins unter Friedrich dem Großen. Friedrich vor der Leiche des großen Kurfürsten. Die Verkaufsbuden auf den Straßen. Einwohnerzahl Berlins. Beschreibung der Stadt.

Von der größten Bedeutung für unsere Stadt war die Vorliebe, welche Friedrich für die Baukunst hatte. Er war ein nicht weniger passionirter Baumeister als sein Vater und nicht nur eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, sondern auch außerordentlich viele Privathäuser in Berlin verdanken ihm ihre Entstehung.

Ob die Baukunst in Berlin dadurch gefördert worden ist? Das möchten wir freilich dahingestellt sein lassen, denn Friedrich baute zwar mit Leidenschaft und gab selbst die Risse und Pläne für seine Bauten an, aber es fehlte ihm sowohl an einer gründlichen Kenntniß als an einem geläuterten Geschmack. Seine Schöpfungen sind häufig barock, wie uns die königliche Bibliothek, die ein treffendes Bild einer altdeutschen Kommode ist, beweist und selten zweckentsprechend.

Wenn er den Baumeistern seine Ideen zu irgend einem neuen Bauwerk angab, dann hatten diese häufig schwere Arbeit, dasselbe nur einigermaßen dem Bedürfniß gemäß zu vollenden.

Dies zeigte sich besonders bei den Bürgerhäusern, welche der König auf seine Kosten erbauen ließ und zu denen er vielleicht aus irgend einem alten Kupferstich die Façade eines italienischen Pallastes nahm, ohne zu bedenken, daß häufig dadurch das zu erbauende Haus für das bürgerliche Gewerbe der Besitzer ganz unbrauchbar wurde und daß diese durch das königliche Gnadengeschenk mehr Schaden als Nutzen hatten.

Die Bürger zeigten sich daher für die ihnen gemachten Bauten meist gar nicht sehr dankbar.*) Sie hatten viel an denselben auszusetzen und für manche Bürger war ein Haus von drei oder vier Stockwerken, welches ihnen der König auf der Friedrichsstadt erbauen ließ, ein ruinirendes Geschenk, denn zu vermiethen vermochten sie, besonders in Kriegszeiten, das große Haus nicht und doch mußten sie es im Stande erhalten.

Es kamen so viele Klagen vor, daß Friedrich endlich ärgerlich wurde und im Jahre 1782 schrieb:

„Da die unruhigen, querulirenden Einwohner von Berlin Meine Gnade zu sehr mißbrauchen und sie Mir sogar mit Undank belohnen und sie mit Verdruß verbittern, so habe Ich beschlossen, für sie nicht mehr bauen zu lassen und dieser Entschluß soll ihnen bekannt gemacht werden."

Ehe wir übergehen zu einer kurzen Darstellung der Baugeschichte Berlins unter Friedrich dem Großen, haben wir die Pflicht, unsern Lesern die Namen der bedeutendsten Baumeister, deren Arbeit unsere Stadt eine Reihe von öffentlichen Gebäuden verdankt, zu nennen.

---

*) Von dem Hause Alexanderstraße 45, welches der König ebenfalls auf die Bitte eines Bürgers diesem erbaut hatte, wird folgende niedliche Anekdote erzählt:

Friedrich besichtigte das Haus unmittelbar nach dem Bau und fragte den Besitzer, ob er mit demselben zufrieden sei. Dieser aber schüttelte mit dem Kopf und meinte, es gefalle ihm nicht, daß das Haus gar keine schöne Verzierung habe. Friedrich ging sofort auf den Wunsch des Besitzers ein; er ließ die Facade mit 99 Schafsköpfen ausschmücken. Als der König das nächste Mal wieder zur Besichtigung des schönen Hauses kam, meinte er, der Besitzer könne nun wohl zufrieden sein und wenn er 100 Schafsköpfe haben wolle, so brauche er nur den Kopf zum Fenster herauszustecken.

Der Hervorragendste derselben ist wohl unstreitig der Freiherr v. Knobelsdorf. Dieser war früher Militär gewesen und hatte es bis zum Hauptmann gebracht. Seine Liebhaberei für die Malerei und Architektur ließ ihn indessen im Militärstande keine Befriedigung finden. Er nahm im Jahre 1730 seinen Abschied, um sich ganz der Kunst zu widmen.

Friedrich lernte ihn als Kronprinz in Küstrin kennen und gewann ihn lieb. Knobelsdorf mußte zu ihm nach Rheinsberg kommen; hier wurde er ein unzertrennlicher Gesellschafter des Kronprinzen und eins der vorzüglichsten Mitglieder jener genialen Gesellschaft, die in Rheinsberg versammelt war. Er machte sich durch die Verschönerung des Schlosses verdient.

Knobelsdorf stand bei Friedrich in solchem Ansehen, daß dieser ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zum Direktor aller königlichen Bauten ernannte und ihm die Erbauung des Opernhauses in Berlin, sowie eines neuen Schloßflügels am königlichen Schloß zu Charlottenburg und eine geschmackvolle Einrichtung des Thiergartens*) übertrug.

---

*) Der unter Friedrich Wilhelms Regierung ganz vernachlässigte Thiergarten wurde von Knobelsdorf zu einem schönen Lustpark umgeschaffen. Die häßlichen Plackenzäune wurden fortgeräumt, weil es nicht mehr darauf ankam, Wild in dem Park zu hegen. Die Wege wurden verbessert und Anlagen aller Art gemacht. Wir nennen von diesen vorzüglich den großen Stern, von dem aus die noch bestehenden Alleen durch den Park gelegt wurden. 16 Statuen schmückten zu jeder Seite der auslaufenden Alleen den Platz und deshalb nennt noch heut das Volk denselben die Puppen, obgleich die Statuen längst verschwunden sind. Die übrigen Verschönerungen des Thiergartens, welche zum großen Theil in neuerer Zeit Aenderungen erlitten haben, wollen wir hier nicht weiter berühren, nur bemerken wir noch, daß in Folge derselben schon damals der Thiergarten ein Lieblings-Erholungsort für die Berliner wurde. Besonders nach dem sehr verschönerten Platze, den man den Kurfürstenplatz oder Zirkel nannte, strömten an den Sommer-Nachmittagen gegen 6 Uhr Tausende von Spazierenden zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zusammen. Häufig wurden von den Berliner Regimentern die Musikkorps auf dem Platze aufgestellt, um zum Vergnügen für die Spaziergänger zu spielen. Dann kamen auch die Mitglieder der königlichen Familie und mischten sich unter den bunten Haufen. Es gab an solchen Tagen in den zum Platze führenden Alleen einen improvisirten Korso. In großen vergoldeten Glaskutschen oder in kleinen Wagen, auf deren Trittbrett die Pagen standen, fuhren die Prinzessinnen, gefolgt von den Equipagen der Hofdamen

Knobelsdorf stand als ein alter Freund aus Rheinsberg in so hoher Gunst bei Friedrich, daß er sich für vollkommen unentbehrlich hielt. Er sollte indessen trotzdem das Schicksal so mancher anderer Günstlinge erfahren und in Ungnade fallen, weil er der Zuneigung des Monarchen zu sicher zu sein glaubte.

Es war für jeden Baumeister schwer, mit dem König zu verkehren, denn Friedrich verlangte, daß nach seinen Plänen oft Unmögliches geleistet werde. Andere fügten sich den Launen des Königs, soweit sie es irgend vermochten, Knobelsdorf hingegen, der Friedrich als seinen Schüler betrachtete, machte ihm eine scharfe Opposition und besonders geschah dies beim Bau der Terrasse von Sanssouci, über welche er in einen starken Wortwechsel mit dem König kam.

Der Streit wurde so heftig, daß Knobelsdorf sich krank melden ließ und in Folge dessen mehrere Jahre lang nicht zum König berufen wurde. Auch als die Mißhelligkeit endlich ausgeglichen war, zeigte sich der frühere Günstling nicht weniger unfügsam als bisher. Er machte scharfe Bemerkungen über die in seiner Abwesenheit in Potsdam vorgenommenen Bauten, verglich die Häuser, zu denen der König den Plan angegeben hatte, mit häßlichen Kasernen und moquirte sich über den Geschmack der Baumeister, die etwas Derartiges hätten schaffen können.

Friedrich wurde darüber endlich so empört, daß er ihm eines Tages unwirsch sagte, er möge nur nach Berlin gehen. Einen solchen Befehl ließ sich Knobelsdorf nicht zweimal geben; er reiste auf der Stelle ab und als ihm der König einen Feldjäger nachsandte, der ihm den Befehl überbringen sollte, er möge sofort wieder nach Potsdam umkehren, da erwiderte der beleidigte Baumeister diesem: „der König hat mir selbst befohlen, nach Berlin zu gehen; ich weiß sehr wohl, ob ich seine Befehle oder den eines Feldjägers zu befolgen habe.“

---

und dem vornehmsten Adel, durch die Alleen, welche vom Kurfürstenplatz fortführten. Um für die zahlreich versammelte Volksmenge Erfrischungen zu bieten, erhielten zwei Franzosen, Dortu und Thomassin, im Jahre 1745 die Erlaubniß, an der Spreeseite einige Leinwandzelte hinzusetzen, in denen sie Bier, Limonade und andere Getränke verkauften. Später wurde die Zahl bis auf sechs Zelte vermehrt und davon hat der Platz den Namen „die Zelte“, den er noch heut führt, erhalten.

Mit diesem Bescheid schickte er den Feldjäger zurück und reiste nach Berlin. Sein Freundesverhältniß mit dem König war hiernach für immer abgebrochen; er blieb in Ungnade und starb im Jahre 1753.

Der am Meisten beschäftigte Baumeister Friedrichs war der Schloßkastellan Boumann in Potsdam. Er hatte sich das Vertrauen des Königs durch viele in Potsdam nach den Plänen desselben ausgeführte Bauten gewonnen.

Vom Schloßkastellan wurde Boumann zum Ober-Baudirektor befördert und nach Berlin versetzt. Hier erbaute er die Domkirche am Lustgarten, den Pallast des Prinzen Heinrich, das spätere Universitätsgebäude; er war bei der katholischen Kirche mit thätig, das neue Münzgebäude in der Münzstraße, die Militär-Akademie in der Burgstraße, die Akademie der Wissenschaften und das Komödienhaus auf dem Gensd'armen-Markt, eine große Anzahl von Kasernen und andern öffentlichen Gebäuden, sowie viele Privathäuser verdanken ihm ihre Erbauung.

Boumann hat eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet und diese muß anerkannt werden, wenn er sich auch niemals durch Genialität oder auch nur durch ein besonderes Talent auszeichnete.

Sein Sohn, Georg Friedrich Boumann, der früher Hauptmann in der Artillerie gewesen war, gehört ebenfalls zu den Baumeistern Friedrichs. Er hat die königliche Bibliothek erbaut; an der wunderlichen Außenseite derselben trägt er aber keine Schuld, denn diese wurde durch den König selbst veranlaßt.

Der Hauptmann v. Gontard, war ebenfalls eine Zeitlang ein beliebter Baumeister Friedrichs. Der Entwurf zur Königsbrücke und den Kolonnaden der Spittelbrücke und der Bau der beiden Thürme auf dem Gensd'armen-Markt wurden ihm übertragen, letztere indessen nur bis zum Einsturz des einen Thurms; dann übernahm der Ober-Baurath Unger den Weiterbau. Von diesem rühren auch das neue Schloß in Monbijou, die Arkaden der Jägerbrücke, die Spandauer-Brücke, das neue Kadettenhaus und viele Privatgebäude her.

Die Georgenkirche ist von Boumann dem Jüngern, das

Invalidenhaus vom Hauptmann Petri, das Arbeitshaus von Feldmann erbaut.

Mit Hülfe der genannten und einiger weniger bekannten Baumeister war Friedrich bestrebt, Berlin zu einer würdigen Haupstadt umzugestalten, indem er rastlos sowohl öffentliche als Privatgebäude errichten ließ.

Besonders großartig war seine Thätigkeit in dieser Beziehung vor dem siebenjährigen Krieg. Nach demselben wurde der König sparsamer; er berechnete genauer, ob der Bau nothwendig sei oder nicht und gab nur in einzelnen Fällen seiner Baulust auch da nach, wo es die Nothwendigkeit nicht gebot.

Um die weitere räumliche Ausdehnung Berlins zu ermöglichen, wurden die alten Thore abgebrochen und die Wälle auf der Berlinischen Seite der Stadt und die hinter dem Gießhaus abgetragen. Da konnten denn neue Stadttheile entstehen und Berlin ein ganz verändertes Aeußere gewinnen.

Am Meisten bevorzugt von der Baulust des Königs waren die Dorotheen- und Friedrichsstadt und die Spandauer Vorstadt.

Vor allen andern Straßen zeichnete Friedrich die Linden aus, jene damals noch ziemlich dürftige Allee, welche vom Schloß nach dem Thiergarten führte und an deren Seiten beim Regierungsantritt Friedrichs hinter der Akademie nach dem Thore hin nur einzelne meist unansehnliche Häuser standen.

Den Beginn der Prachtbauten unter den Linden machte im Jahre 1741 das schon mehrfach erwähnte Opernhaus, dessen sich noch viele unserer Leser erinnern und von denen das nach dem Brand errichtete neue Haus noch heut ein gutes Bild bietet.

Dem Opernhaus gegenüber wurde im Jahre 1754 der Bau eines Pallastes für den Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, begonnen, aber erst im Jahre 1764 vollendet.

Neben diesem Pallast war schon im Jahre 1745 der Wiederaufbau der abgebrannten Akademie der Wissenschaften begonnen worden. Seltsamer Weise hatte auch jetzt wieder Friedrich das wissenschaftliche Institut in Verbindung mit den Ställen für die königlichen Maulthiere und die Pferde der Regiments-Gensd'armen gebracht, so daß der Berliner Witz dem Gebäude die Inschrift gab: „Musis et Mulis“ (den Musen und den Maulthieren).

Hinter dem Opernhaus wurde im Jahre 1747 der Bau der katholischen Kirche begonnen. Die Katholiken hatten bis dahin ihren Gottesdienst nur in einer kleinen Kapelle ausüben können. Diese wurde bei Weitem zu eng, als sich nach den schlesischen Kriegen die Zahl der Katholiken in Berlin bedeutend vermehrte. Ein Karmeliter-Mönch, der zugleich katholischer Prediger in Berlin war, der Pater Mecenati, kam auf den Gedanken, einen prächtigen Tempel für die katholische Gemeinde zu erbauen und die Gelder dazu in allen katholischen Ländern zu sammeln.

Friedrich, dem daran gelegen war, seine Residenz mit prächtigen Gebäuden zu schmücken und der außerdem den Katholiken ein Zeichen seiner religiösen Duldsamkeit geben wollte, ertheilte gern die Erlaubniß.

Dieselbe war vom 22. November 1746 datirt und der König sagte in derselben, daß er den Bau einer katholischen Kirche zum freien und ungehinderten Gottesdienst, so groß als die Katholiken den Tempel immer haben möchten, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken 2c. ohne allen Vorbehalt gestatte.

Zum Zeichen der königlichen Gnade schenkte Friedrich den Platz hinter dem Opernhause, sowie einen Theil der nöthigen Bau-Materialien. Die katholische Gemeinde in Berlin brachte selbst eine nicht unbedeutende Summe zu den Baugeldern zusammen, außerdem aber wurde in allen katholischen Ländern gesammelt, um in der Hauptstadt des protestantischen Preußenlandes ein katholisches Gotteshaus zu bauen.

Aus Rom allein kamen 57,580 Thaler, aus Spanien 18,000 Thaler, der Dominikaner-Orden steuerte 5000 Thaler und ein Einzelner, Kardinal Quirini, gab außer andern Geschenken noch 8000 Thaler.

Der Bau wurde nach dem Vorbild der berühmten Maria rotunda ausgeführt, der Grundstein wurde im Jahre 1747 feierlich gelegt.

Bis zum Jahre 1755 ging der Bau rüstig fort, dann aber mußte mit demselben inne gehalten werden, da die Gelder zu fehlen anfingen und der im folgenden Jahre ausbrechende Krieg auch störend auf die fernern Sammlungen einwirkte. Erst im Jahre 1767 fielen die Kollekten wieder ergiebiger aus und so

gelang es denn nach 6 Jahren, die Kirche zu vollenden. Am 1. November 1773 wurde die Kirche mit großer Feierlichkeit eingeweiht.

Ebenfalls nach dem Kriege, in den Jahren von 1775 bis 1779, wurde auch die königliche Bibliothek auf dem Opernplatz erbaut. Man spottete schon damals viel über das seltsame Gebäude und lachte über die von Friedrich auf den Rath des berühmten Obersten Quintus Icilius dekretirte schlechte lateinische Inschrift „Nutrimentum spiritus".

Der Bau des Bibliothekgebäudes befriedigte übrigens ein wissenschaftliches Bedürfniß des gelehrten Berlins. Bisher war die königliche Bibliothek in unzureichenden und unbequemen Zimmern des Schlosses aufgestellt gewesen, man hatte keine gehörige Ordnung unter den kostbaren Büchern halten können und diese waren deshalb von geringem Werth für die gelehrte Welt der Hauptstadt gewesen.

Jetzt wurde eine neue Ordnung geschaffen, man richtete ein Lesezimmer ein, in welchem Vor- und Nachmittags die Wissensbedürftigen die Bibliothek benutzen konnten. Auch wurden zwei Bibliothekare und zwei Bibliothekdiener angestellt, um zu jeder Zeit das gelehrte Publikum zu bedienen.

Der Theil der Linden vom Schloß bis zu der Akademie hatte durch viele großartige Gebäude ein wesentlich anderes Aussehen erhalten.

Friedrich wollte aber der ganzen Straße einen großstädtischen Charakter verleihen, deshalb ließ er die alten häßlichen Häuser, welche die Straße bis dahin verunziert hatten, abreißen und den Besitzern neue ansehnliche, meist 4 Stock hohe Gebäude aufführen. Er ließ nicht weniger als 44 derartige Häuser auf seine Kosten erbauen.

Auch der Lustgarten erhielt eine Verschönerung durch den Bau des neuen Doms. Der alte Dom auf dem Schloßplatz war längst baufällig geworden, die Reparatur desselben hätte große Kosten verursacht und Friedrich beschloß daher, das ehrwürdige Bauwerk niederreißen zu lassen und sich dadurch vom Schloß aus eine freie Aussicht zu verschaffen.

Der neue Dom, der am Lustgarten gebaut wurde, konnte

schon am 6. September 1750 eingeweiht werden. Im Januar desselben Jahres hatte eine eigenthümliche Feierlichkeit stattgefunden.

Die Särge, in denen die Gebeine der verstorbenen Mitglieder des Hauses der Hohenzollern ruhten, waren aus dem Grabgewölbe des alten Doms in das des neuen übergeführt werden; Friedrich wohnte persönlich der Beisetzung mit einigen seiner Adjutanten bei. Von allen seinen Vorfahren achtete er den großen Kurfürsten am Höchsten, er war begierig, die letzten Ueberreste desselben zu sehen und ließ den Sarg öffnen.

Die Leiche war trefflich erhalten, sie lag im Kurmantel, mit einer großen Perrücke, einer gewaltigen Halskrause, einem Paar Handschuhen mit Frangen und gelben Stiefeln, im Sarg; auch das Gesicht war noch kenntlich.

Friedrich schaute lange gedankenvoll den Leichnam seines großen Ahnherrn an; er ergriff die Hand desselben und während ihm die Thränen in die Augen traten, sagte er zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan!“ Dann ließ er den Sarg wieder schließen und entfernte sich schweigend.

Eine ebenso gründliche Umformung als den Linden wurde auch dem Gensd'armen-Markt, damals Friedrichsstädtischer Markt genannt, zu Theil; aber freilich erst nach dem siebenjährigen Kriege. Der Friedrichsstädtische Markt war ein ziemlich unansehnlicher Platz; es standen auf demselben die nicht sehr zierlichen Kirchen, die französische und die neue Kirche und um diese herum in zwei freistehenden Vierecken die Ställe für das Regiment Gensd'armen.

Im Jahre 1773 ließ Friedrich diese Ställe fortreißen und durch Boumann den Vater 1774 das französische Komödienhaus erbauen. Die beiden Kirchen wurden durch zwei Thürme geschmückt, welche freilich in einer seltsamen Disharmonie mit dem Unterbau standen.

Der Bau der Thürme begann im Jahre 1780. Friedrich, der, als ein alter Mann, nicht mehr auf ein langes Leben rechnen konnte, wollte vor seinem Ende noch den Bau vollendet wissen, er trieb deshalb fortwährend zur Eile. Der Baumeister Hauptmann v. Gontard konnte ihm nicht schnell genug vorwärts

kommen und mußte deshalb zu Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, welche die Solidität des Baues gefährdeten.

Das Resultat der übermäßigen Eile war, daß in der Nacht des 28. Juli 1781 der Thurm der neuen Kirche zusammenstürzte. Es war ein großes Glück, daß der Zusammensturz in der Nacht und nicht am Tage, wo so viele Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, erfolgte; kein Mensch verlor dabei sein Leben.

Friedrich war außer sich vor Zorn, als ihm das Unglück mitgetheilt wurde, er ließ den Hauptmann v. Gontard sofort verhaften und nach Spandau abführen, aber es stellte sich bald genug heraus, daß nicht Gontard, sondern der König selbst die Schuld trug und so mußte denn der unschuldige Baumeister entlassen werden.

Der Bau wurde von Neuem begonnen und im Jahre 1785 vollendet.

Um den von niedrigen, kleinen Häusern umringten Platz zu einer Zierde der Stadt zu machen, ließ der König von 1777 bis 1785 auf seine Kosten nach Ungers Zeichnungen 13 und nach Gontards Zeichnungen 7 Häuser von Privatpersonen neu aufbauen.

Auch die sogenannte Spandauer Vorstadt, in welcher vor Friedrich dem Großen nur wenige Häuser gestanden hatten, obgleich sie den belebtesten Straßen Berlins so nahe lag, wurde vom König durch Bauten bevorzugt. Hier entstanden ganz neue Straßen und Plätze.

Bisher lag das Lustschloß Monbijou ziemlich abgeschnitten von der Stadt, Friedrich ließ die neue Friedrichs-Brücke (jetzt Herkules-Brücke) aus Holz erbauen und sorgte dafür, daß die Gegend in der Nähe von Monbijou angebaut werde. Damals entstanden die neue Friedrichsstraße nach der Abtragung der Wälle, die Präsidentenstraße, welche nach dem Stadt-Präsidenten Kircheisen ihren Namen erhielt.

Nach dem Kommandanten der Stadt, dem General v. Haacke, der sich bei diesen Bauten besonders thätig zeigte, wurde der Markt der Gegend Haackescher Markt genannt.

Die Spandauer-Brücke, welche die Verbindung des neuen Stadttheils mit Berlin bewirkte, wurde nach Ungers Zeichnung auf Befehl des Königs erbaut.

Im Anschluß an die Spandauer Vorstadt entstand außerhalb der Ringmauer eine neue Vorstadt, das Voigtland. Zwischen dem Rosenthaler und Hamburger Thor hatte bis zum Jahre 1753 das Hochgericht gestanden. Dasselbe wurde abgebrochen und unter den üblichen Feierlichkeiten, dem Aufzug der beim Bau betheiligten Gewerke, weiter hinaus vor die Stadt nach dem Wedding zu verlegt. Unmittelbar vor den Thoren wurde eine neue Vorstadt begründet.

Wegen der vielfachen Bauten, welche der König und manche Privatleute unternahmen, fanden sich jährlich viele fremde Gesellen in Berlin ein, diese kamen meistens aus dem sächsischen Voigtland und verließen die Stadt wieder, um im Winter in ihre Heimath zurückkehren. Hierdurch entstand häufig ein augenblicklicher Mangel an Arbeitern.

Um dem vorzubeugen, beschloß Friedrich, den voigtländischen Gesellen eine Heimath in Berlin zu gründen, er schenkte ihnen Land und Baumaterialien zu kleinen Häusern, die in der Vorstadt in 4 Reihen aufgeführt werden sollten. Nach der Heimath der Maurer- und Zimmergesellen wurde die Vorstadt das Voigtland genannt.

Das neue Voigtland war eine Arbeiterstadt, die aber bald genug ihren Charakter veränderte, denn die Häuser kamen zum Theil in andre Hände; viele der Gesellen nahmen auch Miether in dieselben auf. In die weit entfernte Gegend aber zogen nur die ärmsten Bewohner der Stadt und so erhielt denn schon unter der Regierung Friedrichs des Großen das Voigland den Charakter eines Proletarier-Viertels, denn es viele Jahre lang bewahrt hat und zum Theil noch heute trägt.

Das Diebsgesindel der Residenz nahm vorzugsweise seine Wohnungen im Voigtland, von hier aus konnte es die umliegenden Dörfer und die Landstraßen mit größerer Sicherheit zur Ausübung von Raubthaten besuchen, als von der Stadt aus, da es nicht nöthig hatte, die Thore zu passiren.

Eine weitere Ausführung aller der vom König bewirkten Bauten würde die Geduld unserer Leser zu sehr in Anspruch nehmen, wir nennen daher nur noch das Invalidenhaus, das Arbeitshaus, die Sebastians-Kirche, das Gertrauden-Hospital, die Ritter-Akademie in der Burgstraße, das neue Kadettenhaus und

die zahlreichen Kasernen, ohne der vielen andern öffentlichen und Privatgebäude, welche der König erbauen ließ, zu gedenken.

Zu erwähnen bleibt uns indessen noch eine bauliche Einrichtung, welche Friedrich traf und an der Berlin noch heut zu Tage krankt, die Errichtung der zahlreichen Verkaufsbuden auf den belebtesten Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt.

Nach dem siebenjährigen Kriege befanden sich in Berlin viele verabschiedete Soldaten, viele Frauen, deren Männer im Kriege gefallen waren, viele verarmte Handwerker, welche, um sich zu ernähren, kleine Verkaufsgeschäfte einrichteten, aber nicht die Mittel hatten, größere Buden dazu zu miethen.

Um besonders den Invaliden die Begründung eines Geschäfts zu erleichtern, genehmigte Friedrich den Aufbau von Buden auf öffentlichen Plätzen und Straßen; er glaubte, daß dadurch der Verkehr befördert werden würde und daß besonders auch in den Straßen Berlins, die bis dahin ziemlich todt gewesen waren, ein regeres Leben entstehen würde.

Es war stets der Kummer des Königs gewesen, daß seine Hauptstadt zwar ausgedehnt genug war, daß sie aber jenen regen Verkehr, durch den andere große Städte sich auszeichneten, nicht hatte.

Einst fragte er im Stolz auf seine Neubauten den französischen Gesandten, ob nicht Berlin sich der Größe nach mit Paris messen könne?

„Gewiß, Majestät! — antwortete der Gesandte — nur mit dem Unterschied, daß wir in Paris weder säen noch ernten."

Eine etwas beißende Anspielung auf die großen Felderflächen, welche sich noch innerhalb der Ringmauern der Stadt ausbreiteten und zum landwirthschaftlichen Gebrauch benutzt wurden.

Die Buden sollten dazu beitragen, den Verkehr in der Stadt zu heben; dies thaten sie nun freilich, aber nicht zum Vortheil der Residenz, denn die schönsten Plätze derselben, die elegantesten Straßen wurden dadurch verunziert.

Außerdem aber stellte sich bald noch ein andrer Uebelstand heraus, der, daß die kleinen Kaufleute, welche in den Buden ihre Läden aufschlugen, nur zu geneigt waren, Diebshehler zu werden. Es müssen die Buden schon zur Zeit ihrer Errichtung ein wah=

rer Krebsschaden für Berlin gewesen sein, dies geht aus einer Schilderung hervor, welche eine im Jahre 1788 unter dem Titel „Schattenriß von Berlin" erschienene Beschreibung der Residenz von ihnen macht.

„Die Buden — so heißt es in dem Buch — sollten eigentlich zur Bequemlichkeit der Einwohner, die sich weite Wege ersparen wollen, dienen, allein die mehresten, besonders die Schenkbuden, sind wahre Diebeshöhlen. In einigen kauft man gestohlnes Gut um wohlfeilen Preiß an sich, in andern herbergt man Diebe und Gassenhuren. Noch vor wenigen Jahren wurde eine solche Bude gestört, die unter der Erde einen Keller voll gestohlnen Sachen hatte. Es giebt in einigen Gegenden von Berlin noch andere, worin lüderliche Buben, von 12, 13, 14 und mehrern Jahren, eine Freistäte finden, die sie den Augen der Polizei entziehet. Die ganze Stadt weiß davon zu reden und doch hat sie die Obrigkeit noch nicht ausfindig gemacht. Daran kann nichts schuld seyn, als die Pflichtvergessenheit der Subalternen, die sich durch die Wirthe bestechen lassen. Die Bursche von 13, 14 Jahren sitzen mit den niederträchtigsten Weibsbildern in bunter Reihe, rauchen Taback und berathschlagen sich unter einander, wie sie die Bürger und Einwohner am besten bestehlen können. Die abgefeimtesten Buben schleichen sich gemeiniglich in die Häuser, unter dem Vorwand, Hasenfelle kaufen zu wollen. Sobald sie niemand antreffen, nehmen sie mit, was sie finden, oder verbergen sich auch wohl in einem Winkel des Hauses, um des Nachts ihren Gehülfen die Thüre zu eröffnen oder selbst so viel zu entwenden, als sie können. Diese Knaben stehen größtentheils mit starken Diebesbanden im Bündnisse, und da man sich ihrer wegen ihrer Jugend nicht versiehet, so leisten sie den ältern Dieben die größten Dienste."

Das Unwesen in den Buden wurde endlich so groß, daß täglich Klagen über dieselben beim König einliefen. Friedrich sah sich daher im Jahre 1783 zu einer Kabinets-Ordre veranlaßt, in der er die fernere Vermehrung der Buden verbot. Er mochte das Mißliche derselben wohl auch schon früher gefühlt haben, um aber gleichwohl die Zahl der Läden nicht zu vermin-

dern, ließ er die Arkaden mit Verkaufsläden bei der Königsbrücke, auf der Spittel-, Jäger- und Laufbrücke erbauen.

Wir haben versucht, unsern Lesern in diesem Kapitel eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten zur Regierungszeit Friedrichs des Großen entstandenen Bauten zu geben. Es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß mit den königlichen Bauten fast in gleichem Schritt auch die Privatbauten sich vermehrten.

Berlin wuchs mehr und mehr heran zur Weltstadt, die wenigen Jahre des siebenjährigen Krieges ausgenommen, vermehrte sich die Residenz fortdauernd in der Einwohnerzahl, auch vergrößerte sich die Stadt innerhalb ihrer weiten Grenzen durch Neubauten.

Im Jahre 1740 betrug die Einwohnerzahl 90,000 Seelen einschließlich des Militärs, bis zum Jahre 1755 hatte sie sich schon auf 126,700 vermehrt. Da in den Kriegsjahren das Militär sich im Felde befand und dadurch etwa 20,000 Mann, so hoch belief sich ungefähr die Garnison von Berlin, fehlten, da außerdem die herrschende Noth viele Auswanderungen veranlaßte, Hunger und Krankheit unter der armen Bevölkerung verheerend wütheten, so verringerte sich die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1758 auf 92,400 Seelen. Dann nahm sie wieder langsam zu, im Jahre 1762 betrug sie schon 98,000, im Jahre 1763 einschließlich etwa 19,000 Mann Garnison 119,000 Seelen. Nach dem Friedensschluß wuchs die Einwohnerzahl der Residenz in stetiger Progression und im Todesjahr Friedrichs des Großen betrug sie einschließlich 34,000 Mann Garnison 147,000 Seelen.

Im gleichen Verhältniß war naturgemäß auch der Anbau der Stadt gewachsen. Sie umfaßte bei einem Umfang von $2^1/_3$ Meilen einen Flächenraum von über 900,000 Quadrat-Ruthen. 15 Thore, 268 Straßen und Plätze, 36 Brücken, 33 Kirchen und 6644 Häuser! Dies waren Zahlen, wohl einer Residenzstadt angemessen.

Berlin war zur Großstadt geworden, viele Prachtgebäude schmückten dieselbe, besonders die schnurgraden Straßen der Friedrichsstadt. Aber großstädtisch nach unserm Begriff sah es dennoch in der preußischen Hauptstadt nicht aus.

Wir sind wohl oft geneigt, heut zu Tage unsern städtischen Behörden bittere Vorwürfe zu machen, daß die Straßen nicht

gut genug gepflastert, Nachts nicht hell genug erleuchtet werden, daß unsere Nachtwächter schlafen, statt über die öffentliche Sicherheit zu wachen, daß die Straßenreinigung unvollkommen sei, daß man in den heißen Monaten vom Staub, im Winter durch den Schmutz belästigt werde, da ist es denn wohl angemessen, daß wir uns die Berliner Straßen einmal beschauen, wie sie vor 80 Jahren waren und daß wir das Zeugniß hören, welches zwei Zeitgenossen, der eine in dem schon erwähnten „Schattenriß" (1788), der andere in einer 1784 erschienenen „Charakteristik von Berlin" ablegen.

In der letztern heißt es:

„Ein trockener Ostwind scheint in den heißen Sommertagen sein Regiment streng zu verwalten, denn er durchwühlt die Ebenen und Straßen der Stadt, und verdickt die ganze Atmosphäre mit Kies und Sand. Ganze Wolken von Staub jagen sich kreiselnd durch die Gassen, hüllen Wagen und Fußgänger ein, und dringen durch die dichtesten Fenster in die Zimmer; darum ist es rathsam, auf großen Plätzen, je höher, je lieber seinen Wohnsitz aufzuschlagen, wenn man nicht immer reinigen und putzen will. — — In regnigten Herbsttagen hält es schwer, besonders durch die engen Gassen hindurch zu kommen, ohne in Moder und Mist stecken zu bleiben, und man gelangt immer über und über mit Koth besprüzt zu Hause an. Ich möchte um alles Gold von Peru in einer solchen schmutzigen Gasse nicht wohnen, wo ich stets eine faule Luft athme und nie den reinen Aether eintrinken kann.

Im ganzen gibt's hier schöne breite Straßen, die kaum das schwache Auge absehen kan, besonders ist die Friederichsstadt sehr regelmäßig und schön gebaut, und der jetzige König hat alles angewandt, diesen Theil der Stadt auszeichnend und schön zu machen; da hingegen giebt es in Berlin selbst elende Gaßen, wie man sie nur immer in einer Landstadt finden kan — finster, eng, daß wenn ein Wagen durchfährt, die Fußgänger so lange Halte machen müssen, und dann so schmutzig, daß man eine schlechte Idee von der großen Königsstadt bekommt; überhaupt hat Berlin für einen Fremden, der vom Hamburger, Schlesischen und Cottbußer Thor herein kommt, ein klägliches Ansehen, denn

man findet elende gestützte Häuser, — wüste unbebaute Plätze — große Misthauffen vor den Thüren, und die Bewohner tragen das Zeichen der äußersten Dürftigkeit auf ihrer Stirne; hingegen kommt man ins Brandenburger- und Potsdammer-Thor, so ruhet das Auge mit Wohlgefallen auf den schönen Gaßen, und noch schönern Pallästen und Häusern, die nach der neuen Bauart, in verschiedenen mannichfaltigen Gusto, auf beiden Seiten erbaut sind."

Der „Schattenriß von Berlin" bestätigt diese Darstellung. Er giebt uns von den Straßen der Residenz folgende erbauliche Schilderung:

„So breit und schön die Straßen auch dem ersten Anblicke nach sind, so weiß doch der Fußgänger zuweilen nicht, wie er sich für schnellfahrenden Wagen, für Koth und Goßen hüten soll. Der eigentliche Gang für Fußgänger sollte, so wie in allen übrigen polizirten Städten, längs den Häusern hingehen, allein dieses hat man durch die hohen Auffarthen vor den Häusern fast unmöglich gemacht. Der Fußgänger wird alle Augenblick aufgehalten und ist gezwungen, über die Goßen weg, auf den so genannten Damm zu schreiten. Nirgends ist diese Unbequemlichkeit sichtbarer, als in der Leipziger-Straße, einer der schönsten von ganz Berlin. Außerdem sind vor den Häusern auch hohe steinerne Treppen angebracht. In der Mitten der Straße oder auf dem Damme ist es, bei schlechter Witterung, außerordentlich kothig und in dem Steinpflaster selbst giebt es unzählige Löcher, welches theils von dem sandigten Boden, theils von der unverantwortlichen Nachläßigkeit der Steinsetzer und ihrer Aufpaßer herrührt. Die übermäßige große Steine, die zwischen einer Menge kleiner und spitzer Kieselsteine gelegt sind, verursachen, daß man alle Augenblicke Gefahr läuft anzustoßen und zu Boden zu stürzen. Die Goßen sind zwar, wie es sich gehört, an beiden Seiten des Dammes angelegt, jedoch so, daß sie dem Fußgänger eine neue und gefährliche Fallbrücke werden. Ein Theil dieser tiefen Goßen ist nur eben vor den Hausthüren mit Brettern überlegt. Sobald man also des Abends längs der Häuser weggehet, stößt man alle zehn bis funfzehn Schritte an eine steinerne Treppe oder Auffarth, die noch wohl, zu größerer Gefahr, mit einer klei-

nen Rönne umgeben ist; gehet man auf den Brettern, womit die Goßen bedeckt sind, herzhaft fort, so stürzt man, ehe man es sich versiehet, mit einem male, drei bis vier Fuß tief in die Goße hinunter; gehet man aber in der Mitte des Dammes, so weiß man bei der geschwinden Annäherung eines oder gar mehrerer Wagen, nicht wo man sich hinwenden soll; denn an den Goßen liegen hohe und schlammigte Drekhaufen; über sie hinüber zu springen ist gefährlich, weil sie abschüßig und tief sind; dennoch muß man auf das gerathewohl einen Entschluß faßen, um nicht von den Wagen überfahren zu werden. Die eingebohrnen Berliner sind an diese Unbequemlichkeiten gewöhnt, kennen auch die Seitenwege beßer, als der Fremde, der dergleichen Fallbrüken gar nicht vermuthet. Es stekt selbst etwas menschenfeindliches in einer solchen Anlage der Straßen, weil man dabei blos auf die Reichen, die in Kutschen fahren, gedacht zu haben scheint. Man spreche ja nicht von der nächtlichen Erleuchtung, denn die ist bis hierher herzlich elend gewesen, ohnerachtet Laternen genug brennen. Leztere sind so beschaffen und gesezt, das sie nur eine Art von hellen Schatten verbreiten, der zu nichts hilft.

Eine andere Art von Unbequemlichkeit für die Fußgänger ist die, daß die Bürger oft Schutt, Lehmhaufen, Bohlen und sogar Misthaufen vor ihren Häusern liegen laßen. Das sollte entweder gar nicht geduldet oder wenigstens bei Strafe anbefohlen werden, eine Laterne dabei zu setzen. Dergleichen mag in kleinen Städten und Flecken hingehen, aber in einer großen Residenzstadt ist es unverzeihlich.

Zwar sind die sogenannten Patrouillen vorhanden, die für die Ruhe der Sicherheit bei der Nacht sorgen sollen, allein diese gehen nur zu gewißen Stunden und in gewißen Gegenden, auch werden sie sich, bei dem größten Lerm, sehr bald zurükziehen, wenn junge Officiere daran Theil nehmen. Man hat heufige Beispiele, daß dergleichen junge Leute, bei trunkenem und nüchternen Muthe, friedfertige Bürger gemißhandelt haben, ohne daß man diesen, bei erhobener Klage, die geringste Genugthuung hat wiederfahren laßen. Selten werden sie erkannt und alsdann mag der beleidigte Theil nur zusehen, wie er sich selbst Recht verschafft, oder sich sonst aus dem Handel herausziehet. Das Geschrei, was dergleichen Nachtschwärmer aber auch ganze Rotten

ungesitteter Handwerksburschen, oft bei nächtlicher Zeit auf den Straßen machen, störet die Einwohner in der Ruhe und gereicht der Polizei einer großen Residenzstadt zur Schande. Ein Glück ist es, daß man wenige Beispiele von offenbaren diebischen Anfällen hat, denn mit dem Beistande und der Hülfe sähe es in einigen Gegenden der Stadt kläglich aus. Keine Schildwache darf ihren Posten verlaßen und die Wachen sind oft weit entfernt. Daher kommt es denn auch, daß zuweilen sogar Einbrüche im Angesicht der Schildwache geschehen sind, ohne daß selbe vom Fleck gegangen wären, wie z. B. an der kleinen Brüke, die nur funfzehn Schritte von der Kanonierwache beim Zeughause entfernt ist, und wo allenthalben Schildwachen stehen."

Vierzehntes Kapitel.

Tagesordnung Friedrichs des Großen. Stellung der Kabinetsräthe und Minister. Die Mittags-Gesellschaften Friedrichs. Pöllnitz, der Hofnarr Friedrichs des Großen. Quintus Icilius. Die berüchtigte Kaffeestunde. Friedrich und die schöne Barberini. Frau v. Camas. Die Abendtafeln. Friedrichs Verhältniß zu der Königin. Der Hof der Königin.

Während heut in Berlin die Bürger sich kaum darum kümmern, was am Hofe vorgeht, während heut ein großer Theil des Volks die Prinzen und die Prinzessinnen des königlichen Hauses kaum dem Namen nach kennt, während nur wenige Adlige, Hofbediente und Hoflieferanten, deren Zahl in der großen Masse des Volks fast verschwindet, daran denken, die Hofsitten nachahmen zu wollen, bildete in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Hof einen Mittelpunkt des Berliner Lebens; auf ihn schauten alle Augen, die kleinsten Details der Hofgeschichte wurden in den Bürgerkreisen täglich besprochen. Da gab es kaum einen Arbeiter oder eine Dienstmagd in Berlin, welche nicht im Stande gewesen wären, die genaueste Auskunft über jedes Mitglied der königlichen Familie zu geben, Jedermann war vollkommen vertraut mit allen Einzelheiten der eben am Hofe vorgekommenen etwaigen Skandalosa.

Berlin war damals noch nicht eine Weltstadt, sondern nur eine Residenzstadt und wenn heut ein einzelner Königshof als ein Atom im Universum erscheint, damals war er die Sonne in dem beschränkten Anschauungskreise der Berliner.

Nach dem Beispiele des Hofes richtete sich Jeder, der auf Bildung Anspruch machen wollte; nach den Hofsitten bildeten sich die Volkssitten; jede Veränderung im Leben des Hofes war von der höchsten Bedeutung für die Berliner.

Für die Geschichte Berlins war daher der gänzliche Umschwung, welchen das Hofleben unter Friedrich dem Großen erlitt, von der größten Wichtigkeit.

Wir müssen einen Blick in das Leben des Königs und des Hofes werfen, wie sich dasselbe in der fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Regierung Friedrich's entwickelte.

Friedrich hatte es sich zum Grundsatz, den er während seiner ganzen Regierung niemals verletzte, gemacht, mit der Zeit zu geizen, keine Stunde des Tages ungenützt vorüber gehen zu lassen. Arbeit und Erholung wechselten im richtigen Ebenmaß während des Tages ab.

Mit dem frühesten Morgen begann schon für den König die Arbeitszeit, im Sommer meist um drei Uhr, selten nach vier Uhr, denn wenige Stunden Schlaf genügten dem stets geistig regen Fürsten. Nur in seinen ältern Tagen gestattete er sich eine größere Ruhe, aber auch im spätesten Alter selten mehr als acht Stunden täglich.

Unmittelbar nach dem Aufstehen beschäftigte sich Friedrich mit den eingelaufenen Briefen und Berichten. Wenn er sich in Potsdam befand, mußten ihm dieselben während der Nacht durch einen reitenden Boten geschickt werden, um auf seinem Tisch zu liegen, wenn er erwachte. Zwei Kabinetsräthe waren beschäftigt, diejenigen Briefe, deren Siegel kein adliges Wappen trugen, zu eröffnen und Auszüge daraus zu machen, die von Adligen herrührenden Briefe las der König selbst, während er sich frisiren ließ.

Der Durchlesung der Briefe folgte die Anhörung der Rapporte, welche ihm die General-Adjutanten bringen mußten, sowie

die Berichte, welche dieselben über etwaige ihnen gewordene Aufträge erstatteten. Dann trank der König seinen Kaffee, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

Nach dem Kaffee pflegte Friedrich sich auf der Flöte zu üben; gewöhnlich ging er einige Zeit lang im Zimmer phantasirend auf und nieder, und diese Zeit war für ihn, wie er oft aussprach, ebenfalls eine Arbeitszeit, denn während er scheinbar nur mit seiner Flöte beschäftigt war, entwarf er die großartigsten Pläne; seine glücklichsten Gedanken über Geschäfte sind ihm, wie er selbst ausgesprochen hat, während dieses Phantasirens gekommen.

Zwischen 9 und 10 Uhr las Friedrich die von den Kabinets-Räthen gemachten Auszüge aus den eingelaufenen Briefen und Berichten und ertheilte ihnen stets sofort die Antwort darauf; sie hatten diese mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben zu setzen. Hier und da fragte Friedrich seine Räthe wohl um ihre Meinung, und er befolgte ihren Rath, wenn er ihm passend erschien. Die Kabinetsräthe wurden dadurch wichtige und einflußreiche Männer, obwohl sie eigentlich keinen besonderen Rang einnahmen, denn Friedrich nannte sie selbst nur seine Schreiber.

Es ist höchst merkwürdig, daß der König, der bei Besetzung aller wichtigen Staatsstellen den Adel so außerordentlich bevorzugte, dies bei der Wahl seiner Kabinetsräthe nicht that, sondern stets Bürgerliche zu dem wichtigen Amte erwählte. Fast alle seine Kabinetsräthe stiegen aus untergeordneten Stellungen empor, keinem ist der Adel verliehen worden, vielleicht, weil Friedrich von ihrem Amte selbst einen ziemlich geringen Begriff hatte und nicht glaubte, daß ein Schreiber, der täglich um seine Person beschäftigt war, dem geringsten seiner Wünsche gehorchen mußte, doch einen Einfluß auf ihn gewinnen könne. Aber dies war trotzdem der Fall, und es ist sehr wahrscheinlich, daß manche Regierungshandlung Friedrich's dem ungünstigen Einfluß dieses oder jenes Kabinetsrathes zuzuschreiben ist.

Die Minister verkehrten persönlich wenig mit dem Könige, sie mußten alle ihre Anfragen an ihn, alle Berichte schriftlich machen und wurden schriftlich beschieden; nur sehr selten fanden einmal mündliche Berathungen statt. Selbst in den auswärtigen Angelegenheiten und zwar in den wichtigsten Fragen wurden

die Minister nicht zur Berathung gezogen; es kam häufig vor, daß sie von den wichtigsten Beschlüssen des Königs, von abgemachten Verhandlungen mit fremden Gesandten erst Kenntniß erhielten, wenn dieselben erledigt waren.

Friedrich war ein absoluter Monarch im vollsten Sinne des Wortes; er betrachtete seine Minister nur als seine ausführenden Beamten; er hielt es für seine Pflicht, persönlich zu regieren und die Verantwortlichkeit für seine Regierung auf seine eigenen, nicht auf die Schultern der untergebenen Minister zu nehmen.

Nachdem die Kabinetsräthe den König verlassen hatten, wusch er sich und kleidete sich völlig an; dies war gewöhnlich in fünf Minuten gethan, da er nur in den ersten Jahren seiner Regierung auf das Aeußere etwas hielt und später seinen Anzug vollkommen vernachlässigte.

Nach dem Anziehen gab Friedrich die Parole aus, dann beantwortete er Familienbriefe, empfing irgend einen Besuch, las auch wohl oder machte einen Spaziergang oder Spazierritt. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr wurde die Mittagsmahlzeit aufgetragen.

Die gute alte Sitte, daß die Mittagsstunde auch das Mittagsmahl mit sich bringe, wurde in der ersten Zeit der Regierung Friedrich's in Berlin noch ganz allgemein und auch am Hofe aufrecht erhalten; erst in den späteren Jahren wurde die Essensstunde etwas weiter vorgerückt, mitunter bis gegen 2 Uhr, und dem Hofe ahmten auch in dieser Beziehung die reichen Bürger in Berlin nach.

Friedrich war ein Feinschmecker, er liebte eine glänzende Tafel, feine und besonders kräftig zubereitete Speisen; es kam nicht darauf an, daß viele Schüsseln auf der Tafel standen; mehr als acht Gerichte wurden nur in Ausnahmefällen auf die Tafel gebracht, aber das, was auf dieselbe kam, mußte dem Gaumen des Gourmand entsprechen. Er bekümmerte sich persönlich genau um den Küchenzettel; dieser mußte ihm meist schon des Abends vorher zum Urtheil vorgelegt werden, und wenn er ihm nicht geeignet erschien, strich Friedrich entweder einzelne Gerichte oder mitunter setzte er auch persönlich den ganzen Küchenzettel auf. In seinen spätern Jahren, wo Friedrich sich der an Geiz grenzenden Sparsamkeit seines Vaters mehr und mehr näherte, war er sehr

bedacht, die Kosten in der Küche zu verringern. Er hatte 12,000 Thlr. jährlich für die Küchenrechnung ausgesetzt, diese wollten aber bei den gesteigerten Preisen der Lebensmittel nicht mehr ausreichen, daher fluchte und murrte er gewaltig, wenn er noch extra Gelder zuschießen mußte.

Als ihm am 9. Novbr. 1784 eine Rechnung von 25 Thlr. 10 Gr. vorgelegt wurde, welche über extrae Ausgaben lautete, schrieb der König darunter eigenhändig:

„Gestohlen, denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tisch gewesen, kosten 4 Thlr.; die Kuchen 2 Thlr.; Quappenleber 1 Thlr.; der Fisch 2 Thlr.; die Kuchen auf Russisch 2 Thlr., macht 11 Thlr., das Uebrige gestohlen. Da ein Essen mehr heute ist gewesen, Hering und Erbsen, kann 1 Thlr. kosten, also was über 12 Thlr. ist impertinent gestohlen.

Friedrich."

So sehr Friedrich eingenommen war für eine leckere Tafel, höher stand ihm doch beim Mittagsmahl eine geistreiche, ungezwungene Unterhaltung; er zog deshalb stets eine kleine ausgewählte Gesellschaft von genialen Männern an sich heran, mit denen er gern bis gegen 4 Uhr und mitunter noch länger tafelte. Politik, Religion, Geschichte, Kriegsangelegenheiten bildeten gewöhnlich den Stoff des belebten Gesprächs, welches sich während der Mahlzeit entwickelte.

Friedrich machte den freundlichsten Wirth; er sprach selbst viel, und besonders machte es ihm Vergnügen, lustige Anecdoten zu erzählen. Es wurde bei der Tafel tüchtig getrunken und dies trug nicht wenig dazu bei, die Unterhaltung lebhaft und ungenirt zu machen. Die Tischgenossen gehörten allen Ständen an; nur eins erforderte Friedrich von ihnen, daß sie Geist und Kenntnisse hatten; wenn er auch selbst den Faden des Gesprächs führte, so verlangte er doch von Jedem, daß er sein Theil zur Unterhaltung hergebe, und er verzieh es gern, wenn ihm mitunter eine scharfe witzige Antwort gegeben wurde.

Die Tischgesellschaften des Königs haben einen berühmten Namen in Europa erlangt, es war eine Ehre, zu denselben hin-

zugezogen zu werden, denn nur geistreiche Leute fanden hier ihren Platz.

Die schon früher erwähnten wissenschaftlichen Freunde Friedrich's waren häufige Gäste an der königlichen Tafel, außerdem aber auch manche andere geniale Männer, besonders solche, welche durch einen scharfen Witz die Unterhaltung zu beleben vermochten. Vor allen Andern verdient der Baron v. Pöllnitz genannt zu werden, der viele Jahre lang in Berlin eine stadtbekannte Persönlichkeit war.

Pöllnitz nahm in der Gesellschaft Friedrich's des Großen ungefähr den Platz ein, den Gundling im Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelm's I. eingenommen hatte: er war eine Art Hofnarr im bessern Sinne des Wortes, denn Friedrich war zu geistreich, um an den platten Späßen der damals noch an fürstlichen Höfen beliebten wirklichen Hofnarren ein Vergnügen zu finden.

Der Baron v. Pöllnitz, der uns so wichtige, ja für die Geschichtsschreibung unentbehrliche Nachrichten über das Hofleben Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. hinterlassen hat und dem wir auch manche andere geschichtlichen Notizen verdanken, war ein geistreicher, witziger Gesellschafter und deshalb trotz des wüsten Lebens, welches er führte, trotz seines durchaus unzuverlässigen Charakters doch bei Friedrich sehr beliebt.

Der König verachtete Pöllnitz als Menschen, aber wie er Voltaire nicht entbehren konnte, obgleich er längst die Hochachtung vor ihm verloren hatte, so war ihm auch Pöllnitz seines sprudelnden Witzes, seiner leichten geistreichen Unterhaltung wegen unentbehrlich geworden.

Schon als Kronprinz hatte sich Friedrich charakteristisch über ihn geäußert.

„Pöllnitz ist — so sagte er einst — ein infamer Kerl, dem man nicht trauen darf; er ist amüsant beim Essen, nachher aber muß man ihn einsperren!"

Seiner interessanten Unterhaltung wegen wurde Pöllnitz oft zur königlichen Tafel gezogen, sonst aber war er einflußlos und es gelang ihm niemals, wie er es wünschte, in höhere Aemter befördert zu werden, denn das Amt eines Ober-Ceremonienmeisters, welches er erhielt, war weder reich dotirt, noch gab es ihm den geringsten Einfluß.

Fortwährend in Schulden wollte Pöllnitz im Jahre 1744 seine Geldnoth durch eine reiche Heirath beenden. Die Dame, um welche er freite, wohnte in Nürnberg, er entschloß sich daher, Berlin zu verlassen und kam um seinen Abschied ein.

Friedrich verlor den interessanten Gesellschafter nur ungern, aber er konnte nicht umhin, dessen Bitte zu erfüllen.

Der Abschied, den Pöllnitz erhielt, ist charakteristisch für seine Stellung zum König. Er lautete:

„Wir Friedrich u. s. w. thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pölnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Aeltern abstammend, Kammerjunker bei Unserm hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, wie auch in Diensten der Herzogin von Orleans in der nämlichen Eigenschaft, Oberster in spanischen Diensten, Rittmeister in der Armee des verstorbenen Kaisers, Kammerier des Pabstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich in Diensten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unsers Hochseligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; endlich und zuletzt Ober-Ceremonienmeister in den Unsrigen; da er sich, von dem Strom der ehrenvollsten Militairwürden und der höchsten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm vom Hofe gelaufen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pölnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir mit Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er gebeten hat, wegen der höchstwichtigen Dienste, welche er Unserm Königlichen Hofe durch seine Späße und Schwänke geleistet, und des Zeitvertreibs, welchen er neun Jahr lang Unsern höchstseligen Herrn Vater gemacht hat; so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären, daß während der ganzen Zeit, die er in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider und Giftmischer gewesen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt an-

gethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein galanter Mann, seiner Abkunft gemäß, betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt, und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und gefällige Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Eben so hat er den Rath des Bachus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er den Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger denn nehmen, stets überlassen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustörtern, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich tief ins Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich bei denen angenehm und nützlich zu machen, welche die Bosheit seines Geistes und seinen Mangel am guten Herzen kannten.

Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er, durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unsrer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachtem Baron seine Gebrechen und Fehler zu gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menschen gänzlich zu vertilgen, dafür haltend, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sey, es ferner zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744."

So wenig schmeichelhaft der Abschied war, den Pöllnitz erhalten hatte, so glaubte er doch, derselbe werde ihn nicht hindern, die reiche Braut heimzuführen. Er verließ Berlin und

wendete sich nach Nürnberg. Hier aber wurden ihm Schwierigkeiten gemacht.

Die reiche Dame, welche er heirathen wollte, war katholisch und wollte einem Protestanten die Hand nicht reichen. Pöllnitz entschloß sich kurz, er schwor den evangelischen Glauben ab und trat zur katholischen Kirche über.

Seine Abtrünnigkeit brachte ihm indessen keinen Nutzen; der Ruf über sein wüstes Leben und seine Schulden war ihm nachgeeilt, Pöllnitz erhielt statt des gehofften Jaworts einen Korb und er hatte nun seine Stellung am Hofe aufgegeben, ohne die reiche Erbin heimführen zu können.

In seiner Noth wendete er sich bittend an den König, er erklärte sich bereit, zur evangelischen Kirche zurückzukehren, flehte aber, der König möge ihn wieder in sein früheres Amt einsetzen. Er erhielt eine lakonische Antwort.

„Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, — schrieb ihm Friedrich der Große — das ist Mir gleich viel; wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will Ich Euch wieder in Meine Dienste nehmen."

Eine solche Zumuthung war denn doch nicht nach dem Geschmack des Barons; er hoffte noch, auf andere Weise sich das Vertrauen des Königs wieder erwerben zu können und es gelang ihm in der That, als er nach Berlin zurückkehrte, wieder als erster Kammerherr angestellt zu werden, freilich unter nicht besonders ehrenvollen Bedingungen, denn es wurde in Berlin unter Trommelschlag öffentlich verkündet, daß es Jedermann bei 100 Dukaten Strafe verboten sei, dem Baron v. Pöllnitz irgend etwas zu borgen.

Pöllnitz mußte versprechen, sich nicht mit den Gesandten fremder Mächte in irgend eine Verbindung zu setzen und sich bei der Tafel des Königs stets vom besten Humor zu zeigen. Er blieb fortan im Dienst Friedrichs und machte sich in mancher Beziehung nützlich. Er dirigirte eine Zeitlang die Komödie und das Ballet in Berlin und bei Hoffestlichkeiten war er unentbehrlich, weil er allein etwas vom alten Ceremoniell, welches bei hohen fürstlichen Besuchen zur Geltung kam, verstand.

Bis zu seinem Tode im Jahre 1775 blieb Pöllnitz erster Kammerherr des Königs.

Eine ähnliche Rolle wie Pöllnitz spielten auch einige weniger bedeutende Personen, welche mitunter zur königlichen Tafel gezogen wurden, um gewissermaßen als Hofnarren zu dienen. Friedrich wählte hierzu gern pedantische Stockgelehrte, gegen welche er seinen sprudelnden Witz spielen ließ, ohne indessen je roh und verletzend zu werden.

Eine würdigere Rolle spielten die übrigen Gäste des Königs, sämmtlich geistreiche Männer, zu denen Friedrich im engsten freundschaftlichen Verhältniß stand. Im persönlichen Verkehr mit diesen vergaß der große König gern, daß er ein Fürst sei und er wünschte, daß auch seine Gäste dies vergessen möchten. Wir finden in diesem geistreichen Kreise die meisten jener namhaften Gelehrten, welche wir schon früher genannt haben, außer ihnen auch noch eine Reihe anderer genialer Männer, zum Theil höhere Militairs, die berühmten Feldherren, welche Friedrich im siebenjährigen Kriege treu zur Seite standen, aber auch Offiziere niederer Grade, welche durch Geist und Kenntnisse sich auszeichneten. Von Letztern wollen wir hier nur den Obersten Quintus Icilius nennen, der zu den Gelehrten Berlins gerechnet werden kann.

Der eigentliche Name des berühmt gewordenen Mannes war Guichard.

Guichard hatte studirt und sich besonders auf das Studium der alten Sprachen gelegt, um sich eine Professur an der Universität in Utrecht zu erwerben. Als ihm dies nicht gelang, trat er als Offizier in holländische Dienste, ohne indessen dabei sein Studium an den Nagel zu hängen. Besonders beschäftigte er sich vielfach mit der Kriegskunst der Alten und schrieb über dieselbe ein Werk, welches er Friedrich dem Großen übersandte. Er erhielt in Folge dessen ein Offizierspatent im preußischen Dienst und machte im Gefolge des Königs den Feldzug des Jahres 1758 als Hauptmann mit.

Friedrich unterhielt sich gern mit dem gelehrten Hauptmann. Einst sprach er mit ihm über die Thaten der 10. Legion in der Schlacht bei Pharsalus. Der König erwähnte dabei eines Centurio, den er Quintus Cäcilius nannte.

Guichard fiel verbessernd ein, der Centurio habe Quintus Icilius geheißen. Es gab einen kleinen Streit, den aber Gui-

chard sofort zu seinen Gunsten löste, indem er die Richtigkeit seiner Verbesserung bewies.

„Nun gut! — rief der König scherzend aus — so soll Er auf Lebenszeit Quintus Icilius heißen.“

Die ganze Umgebung des Königs lachte, auch Guichard. Dieser hatte den Scherz schon fast vergessen, als er wenige Tage darauf zu seinem größten Staunen bei der Parole hörte, daß der Hauptmann Quintus Icilius zum Major befördert worden sei. Der Name blieb ihm, er wurde später nie anders als Quintus Icilius genannt.

Nach dem siebenjährigen Kriege war der Oberst Quintus Icilius fast ein täglicher Gast an der Tafel des Königs, der auf seine gelehrten Kenntnisse viel gab. Von Quintus Icilius rührt auch die unglückliche Inschrift der königlichen Bibliothek: „Nutrimentum spiritus“ her.

Nachdem die Mittagstafel vollendet war, blies der König wieder eine halbe Stunde auf der Flöte, dann kamen die Kabinetsräthe, um die Unterschrift des Königs für die von ihnen inzwischen aufgesetzten Briefe zu erlangen; gewöhnlich setzte Friedrich diesen Briefen noch einige kräftige Worte als Randbemerkung hinzu. Wir haben einzelne Beispiele solcher Randbemerkungen unsern Lesern bereits mitgetheilt, sie sind meistens voll scharfen, beißenden Witzes und nur selten schmeichelhaft für die Empfänger der Antwortschreiben.

Alle Eingaben mußten an demselben Tage beantwortet werden, so daß niemals eine Stockung in die Tagesgeschäfte kommen konnte. Nur bei Todesurtheilen zögerte Friedrich mit der Unterschrift; er hatte es sich zum Grundsatz gemacht, niemals ein Todesurtheil vor dem zweiten Tage zu unterschreiben, weil ihm zu Gunsten des Verurtheilten vielleicht noch irgend eine Mittheilung gemacht werden konnte.

Nach Beendigung der Arbeit mit den Kabinetsräthen trank Friedrich seinen Kaffee und zwar meistens in Gesellschaft eines oder des andern seiner Lieblingspagen.

Ueber diese Kaffeestunde gingen böse Gerüchte in Berlin um.

Wir glauben auf dieselben nicht näher eingehen zu dürfen und wollen nur bemerken, daß die Weiberfeindschaft des Königs

wohl einen Theil an der Verbreitung solcher Gerüchte getragen haben mag.

Friedrich, der, wie unsere Leser sich erinnern, in seinen Jünglingsjahren ein nur zu feuriger Anbeter der Frauen gewesen war, hatte der Frauenliebe im Mannesalter ganz entsagt; er war ein Verächter des weiblichen Geschlechts geworden. Seinen Offizieren verzieh er wohl gern ein Liebesverhältniß, aber er wollte nicht dulden, daß sie sich verheiratheten.

Es sei unphilosophisch, so meinte er, seine Freiheit einem Weibe zu opfern! Er verachtete Diejenigen, welche es thaten, und mit Manchem seiner liebsten Gesellschafter brach er in Folge dessen den Umgang ab. Ein solches Schicksal traf auch den Obersten Quintus Icilius.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte Friedrich noch ein Interesse für schöne Frauen. Man sprach damals in Berlin viel davon, daß er ein zärtliches Verhältniß mit der reizenden Tänzerin Barberini, welche das Publikum ebensowohl durch ihre Kunst, als durch ihre Schönheit entzückte, habe.

Barbara di Campanini, gewöhnlich die Barberini genannt, war ein graziöses, reizendes Mädchen; sie bezauberte die ganze Männerwelt Berlins und fesselte die Anbeter, welche sie durch ihre Schönheit erworben hatte, durch ihre feine Heiterkeit und liebenswürdige Unterhaltung.

Friedrich interessirte sich außerordentlich für die Tänzerin, deren Engagement ihm viele Mühe und Kosten verursacht hatte.

Durch Bielfeld, der die Tänzerin in London gesehen hatte, war der König auf sie aufmerksam geworden und als die Barberini sich später nach Venedig wendete, erhielt der dortige preußische Resident den Auftrag, sie mit einem Engagement von 7000 Thalern für Berlin zu gewinnen.

Die Barberini ging auf den lockenden Vorschlag ein, ein fester Kontrakt wurde abgeschlossen, aber von der Tänzerin gebrochen, weil sie sich mit einem Schottländer Mackenzie verheirathen wollte.

Erst nach langen Klagen, welche der König vor dem Senat von Venedig führte und nachdem er das Gepäck des nach London bestimmten venezianischen Gesandten mit Beschlag hatte be-

legen lassen, gelang es, den Senat zu Zwangsmaßregeln gegen die Barberini zu veranlassen.

Die widerspenstige Schöne wurde mit Eskorte bis an die preußische Grenze gebracht und mußte nun wohl oder übel ihren Kontrakt erfüllen.

Kaum in Berlin angelangt, wurde die Barberini die Löwin des Tages; sie gefiel dem König so sehr, daß er ihr eine für jene Zeit kolossale Gage, 12,000 Thaler jährlich, bewilligte. Er speiste häufig mit ihr in vertraulicher Gesellschaft und bei den Hof-Maskenbällen trank er mit ihr in ihrem verschlossenen Zimmer den Thee.

Pesne's schönes Bildniß der Barberini hing stets im Schreibzimmer des Königs. In manchen Briefen, welche Friedrich an die Tänzerin schrieb, nannte er sie „reizende Barberini" und sprach mit Entzücken von ihren schönen Augen.

Im Volk war Jedermann überzeugt, daß Friedrich ein mehr als freundschaftliches Verhältniß mit der Tänzerin unterhalte, die Geschichtsschreiber aber wollen davon nichts wissen und meinen, der große König habe nur eine Tändelei mit ihr gehabt, ähnlich der, welche sein Vorfahr Friedrich I. mit der Gräfin Wartenberg hatte.

Die Barberini war eine lebenslustige Schöne; sie ließ sich an einem, selbst an einem königlichen Geliebten nicht genügen; ein Kreis von Verehrern umschwärmte sie, unter denen Graf Rothenburg, Graf Algarotti, der Ritter Chazot und der Sohn des Kanzlers Freiherrn v. Cocceji, ein junger Legationsrath, die Bedeutendsten waren.

Der Legationsrath v. Cocceji war ein riesengroßer, baumstarker Mann, der sich außerordentlich zum Jähzorn neigte. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe zur Barberini gefaßt und überwachte die Tänzerin mit brennender Eifersucht. Bei jeder Vorstellung, in welcher sie auftrat, wußte er sich einen Platz ganz in der Nähe der Bühne zu verschaffen und mit glühenden Blicken verfolgte er jede ihrer Bewegungen.

Einst bemerkte er, daß in der Loge neben ihm ein anderer junger Mann saß, der nicht weniger eifrig als er nach der Barberini hinschaute; seine Eifersucht erwachte, er bildete sich ein, die Schöne werfe seinem Nachbar freundlichere Blicke zu, als ihm.

Das brachte ihn zur Wuth. Ganz plötzlich ergriff er den Nebenbuhler, hob ihn in die Höhe und warf ihn über die Logenbrüstung weg auf das Theater der Barberini vor die Füße.

Es war ein allgemeiner Skandal im Theater, der aber mit einem homerischen Gelächter endete, als der zu einem unfreiwilligen Fußfall vor der Tänzerin Genöthigte sich in voller Verlegenheit erhob; er wendete sich mit einer tiefen Verbeugung nach dem Platz, auf welchem der im Theater anwesende König saß und sagte:

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich hier bin, der Legationsrath v. Cocceji dort hat mich hierher geschleudert, ehe ich mir's versah."

Mit diesen Worten zeigte er auf den Legationsrath, der sich neugierig aus der Loge beugte, um zu sehen, wie seinem Nebenbuhler der Fall bekommen sei.

Das Ballet wurde nun ohne eine weitere Störung fortgespielt.

Friedrich war über den Vorfall Anfangs ärgerlich, zuletzt aber mußte er lachen und als am folgenden Morgen der Kanzler Cocceji vor ihm erschien, um Gnade für seinen Sohn zu erbitten, antwortete er ihm:

„Sei Er ganz ruhig, mein lieber Cocceji, was kann Er dafür? Sein Sohn ist ein Brausekopf, ich werde ihn auf eine Festung schicken, da soll er schon zur Raison kommen!"

Der Legationsrath v. Cocceji wurde in Folge dieses königlichen Bescheides nach der Festung Glogau geschickt, aber nicht als Gefangener, sondern als Geheimer Justizrath. Er heirathete im Jahre 1749 die Barberini. Die Ehe aber war nicht glücklich, sie wurde später geschieden.

Außer der Barberini haben nur wenige Damen einen tiefern Eindruck auf den König gemacht, keine einen bleibenden. Friedrich mied besonders in seinen spätern Jahren die Frauen-Gesellschaften.

In Sanssouci, dem Lieblingsaufenthalt Friedrichs, hatten die Damen zu den regelmäßigen Zusammenkünften keinen Zutritt, dafür aber ging es denn freilich in den Gesellschaften des „Philosophen von Sanssouci", wie der König sich gern nennen

ließ, ziemlich zwanglos zu, der Gesellschaftston artete oft bis zum Cynismus aus.

Einige ältere Damen standen in sehr hoher Achtung beim König. Wir nennen von diesen besonders die Frau v. Camas, mit der Friedrich einen freundschaftlichen Briefwechsel führte und welche er häufig des Nachmittags in ihrem sogenannten Paradiese, 4 Treppen hoch im Berliner Schloß, auf ein Stündchen besuchte. Die alte Dame erhielt von ihm häufig reiche Geschenke, die mit liebenswürdigen Briefen begleitet waren.

Die Briefe, welche Friedrich an Frau v. Camas schrieb, legen sämmtlich Zeugniß ab von der großen Verehrung, welche er für seine Freundin fühlte. Er nannte sie meist „meine liebe Mutter" und war stets voll zarter Aufmerksamkeit gegen sie.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zurück zur Tagesordnung des Königs.

Nach dem Kaffee empfing Friedrich meist den Besuch der Künstler, welche von ihm mit Arbeiten beauftragt waren, oder der Offiziere, die ihm etwa Meldungen zu machen hatten. In spätern Jahren unterhielt er sich auch gern mit dem Obersten Quintus Icilius über gelehrte Gegenstände oder er ließ seine Vorleser kommen, um mit ihnen sich wissenschaftlich zu unterhalten.

Diese Vorleser, sämmtlich Franzosen von wissenschaftlichem Ruf, hatten eine eigenthümliche Stellung; sie lasen nämlich dem König nur vor, wenn dieser heiser war, sonst aber las Friedrich den Vorlesern vor und unterhielt sich mit ihnen über das Gelesene.

An vielen Tagen wurde auch die Zeit von 4 — 6 Uhr den schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Um 6 Uhr begann das Konzert, bei welchem wir die Thätigkeit des Königs schon geschildert haben. In spätern Jahren hörte dies Vergnügen auf und an die Stelle der musikalischen Uebungen trat, nachdem Friedrich nicht mehr Flöte blasen konnte, die Arbeit mit den Kabinetsräthen.

Dem Konzert folgte die Abendtafel, welche besonders in der Zeit bis zum siebenjährigen Kriege einen bedeutenden Platz in der Tagesordnung des Königs einnahm.

Zu dieser Abendtafel beschied Friedrich Gelehrte und Künst-

ler; Voltaire nannte die Abendessen Friedrichs „wahrhaft sokratische Gastmähler". Auch Bielfeld weiß dieselben nicht genug zu rühmen; er spricht aus, daß es für ihn stets ein hohes Glück gewesen sei, beim König zu Abend eingeladen zu werden.

„Ich zweifle, — sagte er — ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Gesellschaft anzutreffen ist, als an dieser Tafel. Es scheint, als wenn der Monarch sich eine Lust mache, sich dabei seiner königlichen Würde zu entschlagen, um nur als der Liebenswürdigste unter den Menschen zu erscheinen; er hatte sogar ein Vergnügen daran, zu sehen, wie wir unsererseits den Schleier ablegten, mit welchem Hofleute das Gesicht zu bedecken pflegen, wenn sie sich der Majestät nahen, weil sie fürchten, sie möchten ihren blendenden Glanz nicht ertragen können, von dem sie wohl gar verzehrt werden könnten. Man sieht hier einen König, der sich aber nur als ein liebenswürdiger Beschützer zeigt, man sieht begünstigte Unterthanen, welche vor seinen Augen einhergehen, ohne sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Waffen zur Vertheidigung zu verwahren. Die Herzen sind hier wechselweise einander offen und der Geist wird durch keine Fesseln gebunden."

Die Abendtafel dehnte sich mitunter bis weit über Mitternacht aus, weil in dem angenehmen und geistreichen Gespräch die Zeit gar zu schnell verfloß.

Nach dem siebenjährigen Kriege speiste Friedrich selbst nicht mehr zu Abend, weil seine Gesundheit ihm dies nicht gestattete, aber er sah doch gern geistreiche Gesellschaft, zog aber jetzt größtentheils ausgezeichnete Generale als Gesellschafter an sich. Auch jetzt noch war das Gespräch lebhaft und interessant, wenn auch nicht mehr so anregend, wie in frühern Jahren. Für die Gäste wurde eine kleine Tafel angerichtet, an der sie sich ein halbes Stündchen erlabten, um dann wieder die Unterhaltung mit dem König fortzusetzen.

Die Reize der Abendgesellschaften verringerten sich mit jedem Jahre. Friedrich wurde immer ernster und weniger unterhaltend; die geistreichen Scherze seiner Gesellschafter verloren für ihn den Reiz und an die Stelle derselben traten Vorlesungen und Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände. Die Abendgesellschaften wurden daher früher beendigt, der König zog sich

nach denselben in sein Zimmer zurück, in welchem er stets allein schlief.

Von der Tagesordnung, welche wir so eben geschildert haben, machte Friedrich nur selten und ungern eine Ausnahme. Er führte das Leben eines Junggesellen.

Von seiner Thronbesteigung an kümmerte er sich wenig um das verhaßte Eheband, welches zu schließen er durch seinen Vater fast gezwungen worden war. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hatte er dem versammelten Hofe seine Gemahlin mit den Worten: „Das ist Ihre Königin!" vorgestellt. Er küßte sie dabei, wie ein Berichterstatter meldet, auf das Zärtlichste.

Mit diesem Kuß waren die Zärtlichkeiten erschöpft, welche Friedrich seiner Gattin erwies; er trennte sich fast vollständig von ihr, indem er ihr das Lustschloß Schönhausen bei Berlin schenkte und zum Aufenthaltsort für die Sommer-Monate zuwies.

Dort residirte die Königin, den Winter verlebte sie im Schloß zu Berlin. Ihr Hofftaat war reich und königlich, aber vollständig getrennt von dem ihres Gemahls; ja diese Trennung ging so weit, daß die Königin niemals nach der Lieblingsresidenz des Königs, nach Sanssouci gekommen ist.

Wenn Friedrich sich in Berlin aufhielt, so speiste er etwa 3 oder 4 Mal im Jahre bei der Königin. Diese Besuche aber hatten stets einen sehr trübseligen Charakter; die königlichen Gatten sprachen bei denselben kein Wort mit einander.

Friedrich machte der Königin beim Kommen, beim Niedersetzen, beim Aufstehen die üblichen Komplimente und saß ihr bei Tisch gegenüber, sonst aber gab er ihr kein Zeichen der Theilnahme. Nur einmal in spätern Jahren erkundigte er sich nach ihrem Befinden, als sie von einem Gichtleiden geplagt wurde und diese einfache Nachfrage erschien so wunderbar, daß man in ganz Berlin lange Zeit davon sprach.

Die Königin ertrug ihr trauriges Schicksal mit Würde; an äußerm Glanz ging ihr nichts ab, denn Friedrich hielt streng darauf, daß ihr die höchste Ehrerbietung gezollt werde.

Die Minister, Generale, Gesandten und Hofherren mußten stets bei der Königin zu bestimmten Tagen ihre Besuche machen,

alle bedeutenden Fremden, welche nach Berlin kamen, wurden bei ihr eingeführt, aber Niemand fühlte sich wohl an ihrem Hofe, denn es herrschte an demselben die strengste Etikette und zu gleicher Zeit ein Geist der Sparsamkeit, der für die Gäste höchst unbehaglich war.

Gab es einmal ein Souper oder Diner bei der Königin, dann pflegten die Gäste sich zu Hause satt zu essen, besonders Diejenigen, welche nach Schönhausen entboten wurden, da sie stets mit leerem Magen von der königlichen Tafel zurückkehren mußten.

Man darf deshalb aber der Königin keinen Geiz vorwerfen, denn sie sparte nicht für sich, sondern um den Armen Berlins reichlich geben zu können. Fast alle ihre Mittel wurden zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet.

Besonders unbehaglich war den an den freien Geist, der am Hofe Friedrichs herrschte, gewöhnten Hofleuten die strenge Religiosität, welche die Königin zur Schau stellte. Sie wählte ihren Privatumgang fast nur aus Geistlichen, mit denen sie sich über religiöse Themata unterhielt; fromme Schriften bildeten ihre liebste Unterhaltung, ja sie hat sich selbst als Schriftstellerin in dieser Richtung durch ein Gebetbuch, welches sie ihrem Bruder Ferdinand von Braunschweig widmete, bewährt.

Vielleicht trug diese Neigung der Königin wesentlich dazu bei, sie von ihrem Gemahl vollständig und für immer zu entfremden.

Fünfzehntes Kapitel.

Der königliche Hof vor dem siebenjährigen Kriege. Das Carrousselfest auf dem Lustgarten. Die türkische Gesandtschaft in Berlin. Die Türken und die Berlinerinnen. Der Hof Friedrichs nach dem siebenjährigen Kriege. Friedrich und seine Geschwister. Der Prinz von Preußen, Prinz August Wilhelm. Der Thronfolger Prinz Friedrich Wilhelm. Hof-Skandalosa. Die Ehescheidung des Prinzen von Preußen. Wilhelmine Encke. Sittenlosigkeit am Hofe. Prinz Heinrich. Prinz Ferdinand. Die Confidenztafeln.

Friedrich liebte weder Berlin noch die Berliner; er hielt sich nicht gern in der Hauptstadt des Landes auf und nahm nur alljährlich zur Karnevalszeit und sonst gelegentlich in derselben seinen Wohnsitz. Am Liebsten verweilte er in dem schönen Sanssouci, jenem reizenden Lustschloß, welches er sich in der Nähe von Potsdam hatte bauen lassen. Berlin aber blieb trotzdem die Residenz, da die Königin mit Ausnahme weniger Kriegsjahre hier dauernd wohnte und auch die Prinzen und Prinzessinnen hier ihr Hoflager hatten.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs war Berlin häufig der Schauplatz glänzender Hoffeste; der junge König liebte die Pracht und entschädigte sich und seine Familie gern für den Zwang, welchen er unter der sparsamen Regierung Friedrich Wilhelms sich hatte auferlegen müssen.

Besonders nach dem Breslauer Frieden, der den preußischen Staat auf eine so hohe Stufe der Macht brachte, glaubte Friedrich, seine Krone durch glänzende Festlichkeiten verherrlichen zu müssen.

Bälle, Konzerte, Schauspiele, prachtvolle Feste wechselten in ununterbrochener Reihenfolge mit einander ab, immer neue Gestalten wurden den Vergnügungen gegeben; der preußische Königshof schwelgte in Lustbarkeiten aller Art.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege nahm der Glanz dieser Feste nur noch mehr zu, nirgend wurden Kosten gespart, der königliche Hof war in jener glücklichsten Zeit der Regierung Friedrichs das Asyl der Lust und Freude. Gesandte von allen europäischen Mächten kamen nach Berlin, Fremde aus allen Ländern besuchten die preußische Hauptstadt und nahmen Theil an den glänzenden Vergnügungen, welche besonders in der Karnevalszeit einander jagten.

Wollten wir unsern Lesern eine Beschreibung auch nur eines kleinen Theiles dieser Feste geben, so würden wir einige tüchtige Bände damit füllen können, sie möchten uns dies aber schwerlich Dank wissen. Wir wollen daher hier nur kurz ein besonders charakteristisches Fest erwähnen, welches am 25. August 1750 zu Ehren der in Berlin besuchsweise anwesenden Markgräfin von Baireuth gegeben wurde und welches lange Zeit den Berlinern zum Gegenstande des Gesprächs diente.

Der Lustgarten war prachtvoll ausgeschmückt, auf demselben war für den König, die Königin und den Hof eine Tribüne erbaut, der eine zweite, für die Schwester des Königs, die Prinzessin Amalie, bestimmte, gegenüberstand. Zu den Seiten waren Logen für die Adligen und eine Tribüne für die Bürgerlichen errichtet, welche einen großen mit Tausenden von Lampen erhellten Cirkus umgaben. Es galt einem Carousselreiten, in welchem die Ritter nach alter Art ihre Geschicklichkeit beweisen sollten, um sich den Preis aus den schönen Händen der Prinzessin Amalie zu verdienen.

4 Quadrillen, jede von 16 Rittern, von denen die ersten als Römer, die zweiten als Karthager, die dritten als Griechen, die vierten als Perser gekleidet waren und welche von Prinzen

des Hauses geführt wurden, nahmen an diesem Kampfspiele Theil.

Es war eine Pracht aufgeboten, wie sie die Berliner bei öffentlicher Festlichkeit selten gesehen hatten. Schaaren von Diener, welche nach dem Charakter der Nation, die ihre Herren darstellten, gekleidet waren, zogen vor den Quadrillen her. Die Kavaliere sowohl, als die Zuschauer in den Logen waren mit Gold und kostbarem Schmuck überdeckt.

Die Ritter, welche an dem Kampfspiele Theil nehmen sollten, hatten sich mit ihrer Dienerschaft vor dem königlichen Stalle in der Breitenstraße aufgestellt; von dort aus zogen sie, von Fackelträgern begleitet, nach dem Schloß, dann an der Schloßfreiheit vorbei, nach dem Lustgarten.

Nach dem beendeten Kampfe wurden durch drei Marschälle und den Staatsminister von Arnim den Siegern die Preise zugesprochen; die Prinzessin Amalie, welche gerade an jenem Tage sich durch eine feenhafte Schönheit auszeichnete, theilte die Preise aus.

Das Schauspiel war so prächtig und gefiel dem König so sehr, daß er es am hellen Tage noch einmal wiederholen ließ. Auch im Publikum war man entzückt über dasselbe, und die Berliner wußten nicht, ob sie dem Abendschauspiele, dem das Licht der vielen Tausend Lampen und Fackeln einen besonderen Glanz verliehen hatte, oder dem Carrousselreiten bei Tage den Vorzug geben sollten.

Der siebenjährige Krieg unterbrach die Lustbarkeiten des Hofes; nach Beendigung desselben erlangten sie nur in einzelnen Festen, welche die Anwesenheit fürstlicher Besuche und außerordentlicher Gesandschaften veranlaßten, den früheren Glanz wieder, denn Friedrich war durch den Krieg um viele Jahre älter geworden. Er hatte die Lust an prachtvollen Vergnügungen verloren und gestattete dieselben nur bei besonderen Gelegenheiten, bei denen es ihm darauf ankam, nicht hinter anderen königlichen Höfen zurückzubleiben.

Eine solche Gelegenheit zeigte sich unmittelbar nach dem Kriege beim Empfang einer türkischen Gesandtschaft, welche in Berlin eintraf, um den König zu beglückwünschen.

Am 9. November 1763 hielt der Gesandte Resmi Chagi

Achmet an der Spitze eines zahlreichen Gefolges seinen feierlichen Einzug in die Residenz.

Das Volk von Berlin war zu Tausenden herbeigeströmt, um dem ganz neuen Schauspiele beizuwohnen; es hörte an diesem Tage zum ersten Male die türkische Janitscharen-Musik.

Der Gesandte nahm seine Wohnung in dem Hause des Baron von Vernezobre, Wilhelmsstraße 102. Er wurde seinem Range und der Würde seines Amtes gemäß am 24. November mit aller morgenländischen Pracht dem Könige vorgestellt.

Friedrich war umgeben von den Prinzen seines Hauses und den vornehmsten Ministern und Generälen. Der Gesandte überreichte ihm einen Brief des Sultans und die Geschenke desselben, einen Reiherbusch aus Brillanten und viele kostbare Zeuge; drei Pferde mit prächtigem Reitzeug und Chabraken waren im Hofe aufgestellt, der König beschaute sie vom Fenster aus.

Bei dem Empfange des türkischen Gesandten wurden alle die Ceremonien aufgeführt, welche im 17. Jahrhundert bei der Ankunft des moskowitischen Gesandten beobachtet worden waren. Bei dieser Gelegenheit machte sich der Baron von Pöllnitz als Ober-Ceremonienmeister sehr nutzbar, denn er war der Einzige am Hofe, der sich auf das alte Ceremoniell verstand.

Die Gesandschaft blieb den ganzen Winter über in Berlin und trug viel dazu bei, das Hofleben in diesem ersten Winter nach dem Kriege interessant zu machen. Auch die Bürger der Residenz nahmen großen Antheil an den Fremden und mehr noch als sie die Bürgermädchen, welche für die Türken eine größere Vorliebe hatten, als ihren Vätern lieb war.

Am 20. April 1764 gab der König dem Gesandten eine feierliche Abschieds-Audienz und am 2. Mai trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an. Vor derselben aber hatte sich im Gesandtschaftshôtel ein eigenthümliches Schauspiel entwickelt. Die verdeckten Gepäckwagen waren geöffnet worden, und zwar auf dringende Bitten vieler Bürger von Berlin, welche ihre schönen Töchter vermißten.

Wie die Bürger vermuthet hatten, so war es in der That; denn in den Gepäckwagen fanden sich mehrere niedliche Berlinerinnen versteckt, welche ihre türkischen Liebhaber begleiten wollten, um die Freuden des Harems kennen zu lernen. Die beschämten

Schönen mußten ihr dunkles Asyl verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren.

Auch der Besuch des russischen Großfürsten Petrowitsch, sowie die Anwesenheit anderer fürstlicher Personen, und einige Familienfeste gaben Veranlassung zu prunkvollen Feierlichkeiten; diese wurden aber mit dem zunehmenden Alter des Königs immer seltener, denn je älter Friedrich wurde, je mehr neigte er sich einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit zu, je weniger hatte er Neigung zur Geselligkeit.

An die Stelle der bezaubernden persönlichen Liebenswürdigkeit, welche er früher im Umgange gezeigt hatte, trat häufig eine scharfe Bitterkeit. Seine Umgebung litt daher außerordentlich, und es gehörte eine große Liebe für den König dazu, in seiner Nähe ausdauern zu können.

Der Hof des Königs wurde infolge dessen mit jedem Jahre öder und trostloser, auch das Leben am Hofe der Prinzen und Prinzessinnen zeigte nach dem siebenjährigen Kriege eine ähnliche Veränderung.

Der Tod hatte gewaltige Lücken in die königliche Familie gerissen; die Königin Mutter, welche vor dem siebenjährigen Kriege durch ihre Lust an glänzenden Festlichkeiten wesentlich dazu beigetragen hatte, die Pracht des Hofes zu erhöhen; die Markgräfin von Baireuth und der älteste Bruder des Königs, der Prinz August Wilhelm, waren während des Krieges gestorben; so blieben denn von den Geschwistern des Königs nur die Prinzen Heinrich und Ferdinand, und die Prinzessin Amalie übrig.

Friedrich fühlte für seine Brüder nie eine besondere Zärtlichkeit; er war seinem ganzen Wesen nach nicht für das Familienleben geschaffen, und wenn er auch Sorge trug, seinen jüngern Geschwistern eine gute Erziehung zu geben, so blieb er denselben doch stets fern, ein wirklich geschwisterliches Verhältniß herrschte in der königlichen Familie nicht. Friedrich betrachtete sogar seine Brüder häufig als seine Nebenbuhler in der Gunst des Volkes und bewies sich ihnen durchaus nicht freundlich. Da seine eigene Ehe kinderlos war, sollte seiner Zeit der Thron auf seinen ältesten Bruder oder dessen Sohn übergehen.

Schon hieraus entsprang ein wenig freundschaftliches Verhältniß, denn es ist eine alte Erfahrung, welche auch im preußischen

Königshause vielfach gemacht worden ist, daß Fürsten selten mit ihren bestimmten Nachfolgern im guten Einvernehmen stehen.

Der älteste Bruder des Königs, Prinz August Wilhelm, war im Jahre 1744 zum Prinzen von Preußen ernannt worden, um ihn mit diesem Titel als präsumtiven Thronerben zu bezeichnen, da der Titel Kronprinz nur dem ältesten Sohne des Königs gebührt.

Der Prinz von Preußen stand niemals in einem freundschaftlichen Verhältniß zu seinem Bruder, der ihn seiner großen Schüchternheit wegen wenig achtete, obgleich er ihm einst ein großes Gedicht über die Kriegskunst und seine Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Mark Brandenburg zueignete, und in dieser Zueignung sich höchst anerkennend über die Sanftmuth und die Humanität des Charakters aussprach, durch welche der Prinz von Preußen sich auszeichnete. Von der Mißachtung, welche Friedrich gegen seinen Bruder fühlte, gab er im siebenjährigen Kriege einen eklatanten Beweis.

Der Prinz hatte im Jahre 1757 nach der Niederlage bei Kollin den Auftrag erhalten, die österreichische Armee von der sächsischen Grenze abzuhalten; es war ihm dies nicht gelungen, der österreichische Feldherr Daun war, indem er die Armee des Prinzen umging, in die Lausitz eingebrochen, hatte Zittau bombardirt und den Prinzen zu einem schmählichen Rückzug gezwungen; zur Strafe war der Prinz aus der Armee entlassen worden. Kaum ein Jahr später starb er, man sagt, an gebrochenem Herzen.

Prinz August Wilhelm war mit der Schwester der regierenden Königin verheirathet; sie hinterließ 3 Kinder, von denen der älteste Sohn, geboren am 25. September 1744, der spätere König Friedrich Wilhelm II., seinen Titel als Prinz von Preußen erbte.

Der junge Prinz war bei dem Tode seines Vaters 14 Jahre alt; er war von großer starker Statur, aber sein Geist schien dem ansehnlichen Körper nicht zu entsprechen. Er zeigte eine geringe Fähigkeit und König Friedrich schaute deshalb mit Sorgen auf seinen künftigen Nachfolger, zu dem er gar kein Zutrauen hatte. Er ließ ihm eine strenge soldatische Erziehung geben; der

Prinz mußte täglich auf der Parade in Potsdam erscheinen, und nur selten wurde es ihm erlaubt, nach Berlin zu reisen.

Friedrich hatte gegen den Prinzen fast eine persönliche Abneigung; er lud ihn nicht häufig nach Sanssouci zur königlichen Tafel, weil ihm das ganze Wesen seines Neffen mißfiel. Das Verhältniß zwischen dem König und Thronfolger wurde mit jedem Jahre ein weniger erfreuliches, denn der Prinz von Preußen zeigte Neigungen, welche denen des Königs ganz entgegengesetzt waren. Jede ernste Thätigkeit war ihm zuwider, nur ungern sprach er über Politik, Kunst und Literatur, er lernte es nicht einmal, sich zusammenhängend auszudrücken. Der Umgang mit Gelehrten und geistreichen Leuten war ihm unangenehm, er suchte seine Gesellschaft in den niedrigsten Sphären; diejenigen Freunde waren ihm die liebsten, bei denen er nicht das unbequeme Gefühl hatte, daß sie ihn durch ihren Geist überragten.

Schon früh zeigte sich bei ihm eine stark entwickelte Sinnlichkeit, welche ihn zu den größten Ausschweifungen trieb. Friedrich, der, wie wir wissen, in seinem Alter ein Weiberfeind geworden war, fühlte sich durch die Frauenliebe seines Neffen unangenehm berührt; er suchte ihn von derselben zu heilen, indem er ihn früh an eine liebenswürdige Prinzessin, seine 19jährige Nichte Elisabeth, die Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig verheirathete.

Die Ehe, welche am 14. Juli 1765 geschlossen wurde, war nicht glücklich, sie dauerte nur 4 Jahre. Der Prinz kümmerte sich wenig um seine Gemahlin, er setzte sein ausschweifendes Leben fort und die Prinzessin vergalt Gleiches mit Gleichem. Von ihrem Gemahl hielt sie sich ganz fern, nachdem sie demselben eine Tochter, die spätere Herzogin von York, geboren hatte.

Friedrich, der seine Nichte sehr liebte, und der den Wunsch hegte, die Thronfolge durch die Geburt eines Prinzen befestigt zu sehen, ließ der Prinzessin Vorstellungen machen, aber diese waren vergeblich, denn die junge Frau verachtete ihren Gemahl zu gründlich, als daß an eine Wiedervereinigung mit demselben zu denken gewesen wäre. Da kam der König, wie der gut unterrichtete Oberst Dampmartin in seinen Zügen aus dem Leben Friedrich Wilhelm II., welche im Jahre 1811 erschienen sind,

erzählt und wie auch von anderer Seite bestätigt wird, auf ein seltsames Auskunftsmittel. Er sendete einen seiner Kammerherrn zu der Prinzessin und ließ sie durch denselben dringend bitten, dem Throne einen Erben zu schenken. Der Kammerherr schlug der Prinzessin zu diesem Zweck einen Offizier der Leibgarde als Liebhaber vor, der ebensowohl durch seine Schönheit als durch seinen Muth die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte.

Die Prinzessin war empört über eine solche Zumuthung; vergeblich verschwendete der Unterhändler Bitten und Beredtsamkeit; er erhielt eine rund abschlägige Antwort, und als er trotzdem immer und immer wieder im Auftrage des Königs bat, da wendete sich endlich die Prinzessin im höchsten Grade ungehalten von ihm ab.

„Mein Herr", rief sie ihm zu, „wenn Sie noch ferner wagen, mich durch Ihre beleidigende Unterhaltung zu verletzen, dann werde ich Ihnen sofort den Befehl geben, daß Sie selbst für den Thronfolger sorgen, den der König begehrt!"

Der Kammerherr, ein alter Mann von mehr als 60 Jahren, war über diese unvermuthete Drohung so entsetzt, daß er kein Wort zu erwidern vermochte. Unter verlegenen Verbeugungen entfernte er sich so schnell als möglich und erzählte leichenblaß dem König das Resultat seiner Unterhandlung, über welches Friedrich herzlich lachte.

Wir wollen diese Erzählung nicht verbürgen; charakteristisch für den Geist, der am Hofe Friedrichs des Großen herrschte, ist sie jedenfalls, denn selbst wenn sie erfunden wäre, so ist sie aus dem Geiste der Zeit Friedrichs erfunden.

Wenn die Prinzessin sich weigerte, den Wünschen des Königs nachzukommen, so hielt sie sich doch anderweit schadlos, sie hatte so anstößige Liebesabenteuer, daß die ganze Stadt von dem Skandal derselben voll war. Am spätesten wurde der Prinz von Preußen über die Aufführung der Prinzessin unterrichtet. Auf einem Maskenballe, den der Prinz Heinrich am 24. Januar zur Geburtstagsfeier des Königs gab, trat eine der anwesenden Masken an den Prinz heran und erbot sich, ihm den Beweis für die Untreue seiner Gemahlin zu verschaffen.

Der Prinz überzeugte sich mit eigenen Augen und er war

jetzt so voll Wuth, daß er auf Scheidung antrug. Friedrich der Große wollte anfänglich von einem Ehescheidungsprozeß in seiner Familie nichts wissen, er liebte seine Nichte zu sehr, um sie dem allgemeinen Skandale Preis zu geben; da aber der Prinz von Preußen drohte, er werde an alle Höfe Europa's schreiben und rückhaltlos die Untreue seiner Gemahlin veröffentlichen, er werde die Prinzessin nie wieder als Gattin anerkennen; da mußte der König wohl nachgeben und ein Ehescheidungsverfahren einleiten.

Eine aus den sämmtlichen Ministern des auswärtigen und Justiz-Departements, zwei Geheimen Ober-Tribunals-Räthen, den beiden geistlichen Ober-Consistorial-Räthen, dem Hofprediger Sack und dem Propst Spalding gebildete Behörde hatte den Prozeß zu verhandeln; das Resultat desselben war die Ehescheidung. Die Mitglieder der Behörde wurden durch Eidesleistung verpflichtet, niemals gegen irgend einen Menschen über die Details des Prozesses zu sprechen; die Akten wurden vom Könige persönlich versiegelt und so im Geheimen Archiv aufbewahrt. Das Geheimniß des Prozesses ist gut bewahrt worden, noch heute sind bestimmte Daten aus demselben nicht bekannt.

Die Prinzessin mußte nach der Ehescheidung den Titel Königliche Hoheit ablegen, sie wurde fortan nur Durchlaucht genannt und erhielt in Küstrin eine unfreiwillige Residenz. Auch in ihrer Zurückgezogenheit soll sie nicht gerade ein Nonnenleben geführt haben; sie ist hoch bejahrt, 94 Jahre alt, 1840 in Stettin gestorben.

Der Prinz von Preußen verheirathete sich unmittelbar nach der Scheidung im Jahre 1769 zum zweiten Male mit der Prinzessin Louise von Darmstadt. Friedrich hatte die Freude, aus dieser Ehe einen Thronfolger, den spätern König Friedrich Wilhelm III., der am 3. August 1770 geboren wurde, zu erhalten.

Auch diese zweite Ehe war nicht glücklich, denn der Prinz blieb der zweiten Frau so wenig treu als der ersten; Friedrich aber war jetzt weniger unduldsam gegen die Liebesabenteuer seines Neffen, er gab sogar der Liebe desselben zu der berüchtigten Wilhelmine Encke, der spätern Gräfin Lichtenau, seine ausdrückliche Genehmigung.

Wilhelmine Encke, ein wunderschönes, üppig gebautes junges Mädchen, war die Tochter des Trompeters Elias Encke, der,

nachdem er den Abschied vom Regiment erhalten hatte, als Waldhornist bei der Kapelle des Königs angestellt worden war.

Prinz Friedrich Wilhelm, der sich gern in niedern Gesellschaften bewegte, hatte eine Liebschaft mit der ältern Schwester Wilhelminens, die als Figurantin an der italienischen Oper angestellt war. Wilhelmine lebte bei ihrer Schwester, sie wurde von dieser als Dienstmädchen benutzt und in abscheulicher Weise behandelt. Durch einen Zufall war der Prinz einst Zeuge, wie das junge, vierzehnjährige Mädchen mit Fußtritten und Schlägen mißhandelt wurde. Er war darüber sehr entrüstet, denn eine gewisse Gutmüthigkeit konnte man ihm nicht absprechen. Er nahm sich der Kleinen an und von dieser Zeit an schloß er sie in sein Herz; er sorgte für ihre Erziehung, indem er ihr guten Unterricht ertheilen ließ.

Das Verhältniß des Prinzen zu dem jungen Mädchen, welches durch das Mitleiden erzeugt war, nahm bald einen andern Charakter an; Friedrich Wilhelm wurde der feurige Liebhaber seiner Pflegebefohlenen.

Die Gräfin Lichtenau hat später in einer durch den Professor Schummel in ihrem Auftrag herausgegebenen eignen Lebensbeschreibung das Liebesverhältniß sehr romantisch geschildert. Der Prinz versprach seiner Geliebten, sie im Leben niemals zu verlassen, er schnitt sich mit einem Federmesser in den Ballen der linken Hand und stellte ihr mit seinem eignen Blut eine Verschreibung aus, welche lautete:

„Bei meinem fürstlichen Ehrenwort, ich werde Dich nie verlassen!

Friedrich Wilhelm,
Prinz von Preußen."

Einen ähnlichen Schein mußte auch Wilhelmine ausstellen, noch 30 Jahre später zeigte sie triumphirend die Narbe an ihrer Hand, aus der das Blut für ihren Schein geflossen war.

Um die Ausbildung der Geliebten zu vollenden, schickte der Prinz sie nach Paris, wo sie mit ihrer Schwester, welche einen Grafen Matuschka geheirathet hatte, zusammen lebte. Sie war dort in der besten Schule; die Gräfin Matuschka führte mit den

vornehmsten in der französischen Residenz anwesenden Fremden ein ungezügeltes Leben.

So gut zur Mätresse eines Fürsten ausgebildet, wie irgend möglich, kam Wilhelmine zurück, um die Herrschaft über das Herz ihres prinzlichen Anbeters von Neuem anzutreten.

Friedrich Wilhelm gab sich ihr so vollkommen hin, daß er einen großen Theil seiner Einkünfte an sie verschwendete; sie erhielt von ihm wohl gegen 30,000 Thaler jährlich. Er that Alles, was Wilhelmine Encke von ihm verlangte; seinen Einfluß als Thronfolger benutzte er in ihrem Interesse und nach ihren Befehlen; er mißbrauchte denselben so sehr, daß Friedrich sich veranlaßt sah, den höhern Staatsbeamten ausdrücklich den Befehl zu geben, sie sollten ferner niemals wieder Personen auf die Empfehlung des Prinzen von Preußen anstellen, da häufig die unwürdigsten Subjekte durch die Verwendung der prinzlichen Geliebten eine Anstellung erhalten hatten.

Friedrich glaubte dem allgemeinen Skandal ein Ende zu machen, wenn er dafür sorgte, daß die Mätresse seines Neffen sich verheirathe. Als er ihr einst im Garten von Sanssouci zufällig begegnete, ließ er sie hart an; er befahl ihr, den ersten besten Mann zu nehmen, er wolle dann für eine Aussteuer sorgen.

Wilhelmine kam dem Befehl nach. Ein Mann war bald gefunden. Der Kammerdiener des Prinzen von Preußen, Rietz, der Sohn eines königlichen Gärtners in Potsdam, gab sich dazu her, die Mätresse seines Herrn zu heirathen.

Rietz war das Faktotum des Prinzen, er hatte diesen bei allen seinen Ausschweifungen unterstützt, manche Liebesverhältnisse vermittelt und sich dadurch das Vertrauen seines Herrn erworben. Er trug gern alle Launen des Prinzen von Preußen. Dieser war im höchsten Grade jähzornig und mißhandelte in der Hitze häufig seine Bedienten mit Fußtritten, Stockprügeln und Ohrfeigen. Wenn der Zorn verraucht war, so thaten ihm bei seiner Gutmüthigkeit die Mißhandlungen leid; er pflegte dieselben durch reiche Geschenke zu vergüten.

Ehrliebende Diener ließen sich eine solche Behandlung nicht gefallen, für Rietz aber war sie eine Quelle hoher Einkünfte und als der unwürdige Kammerdiener nun gar die prinzliche

Mätresse heirathete, da stand er für immer fest in der Gunst seines Herrn.

Die Heirath war indessen nur eine Scheinheirath, denn Rietz hatte die Verpflichtung übernommen, niemals mit seiner Frau unter einem Dach zu wohnen, auch soll eine wirkliche Trauung gar nicht stattgefunden haben. —

Das Verhältniß des Prinzen zu der Madame Rietz dauerte ununterbrochen fort und es erhielt sogar die königliche Genehmigung. Friedrich sah ein, daß er den Prinzen von seinem ausschweifenden Leben niemals werde zurückhalten können und es war ihm daher lieber, wenn derselbe neben seiner Frau eine einzige Mätresse habe, als wenn er bei allen möglichen Schönheiten herumflatterte.

Der Beweis dafür, daß Friedrich das Verhältniß billigte, geht aus einem Schreiben hervor, welches er an den Stadtpräsidenten Philippi richtete. Er sagt in demselben, daß er nichts gegen die Besuche des Prinzen von Preußen bei der Rietz habe, doch solle diese sich nicht in Berlin aufhalten; man möge ein Landgut in der Nähe der Hauptstadt kaufen, dort könne der Prinz die Rietz besuchen. Er solle aber nicht so oft nach der Hauptstadt kommen, weil er dort Bekanntschaften machen würde, die der König nicht gern sähe. Befolge die Rietz diese Befehle genau, so werde er ihr wohlaffektionirter König bleiben.

In Folge dieses Befehls wurde das schöne Landhaus des Grafen v. Schmettau in Charlottenburg, welches von einem reizenden Garten umgeben war (das spätere Eckardtsteinsche Grundstück), gekauft; der König gab dem Prinzen zu diesem Zweck 20,000 Thaler.

Wenn Friedrich hier gegen die Ausschweifungen seines Neffen eine Duldsamkeit zeigte, welche unsern heutigen Anschauungen durchaus widerspricht, so dürfen wir darüber nicht hart urtheilen, denn der König handelte nur im Geist seiner Zeit. An allen fürstlichen Höfen war die Mätressenwirthschaft so tief eingewurzelt, daß Niemand etwas dabei fand, sie hatte sich mit der französischen Sprache und Mode auch in Deutschland eingebürgert und die Sittenlosigkeit an den Höfen, auch an dem in Berlin, war in Folge dessen so groß geworden, daß Liebesverhältnisse

sowohl verheiratheter als auch unverheiratheter Frauen stets mit der schamlosesten Offenheit getrieben wurden.

Ein englischer Reisender, welcher den Berliner Hof im Jahre 1775 besuchte, äußerte sich hierüber ungefähr folgendermaßen:

„Obgleich der König die Frauen haßt, so werden deshalb doch die Damen von den Männern keineswegs vernachlässigt. Besonders die verheiratheten Frauen haben öffentliche Verehrer, welche sie bei allen Gelegenheiten begleiten, sie werden mit ihnen zu allen Gesellschaften eingeladen, sie sitzen bei Tische neben ihnen und werden vom Herrn oder der Frau des Hauses ganz absichtlich in dieselben Spielpartien mit ihren Geliebten gesetzt. Ist zufällig eine Frau nicht mit einem solchen Partner versehen, so ist sie immer darüber sehr verlegen und auch ihr Mann theilt diese Verlegenheit; Beide kommen nicht eher zur Ruhe, als bis der nöthige Gesellschafter sich findet.

Von Eifersucht weiß man nichts, diese wird verachtet und verabscheut, ebenso wenig hört man von Lästerungen, von Tadel, von boshaften Bemerkungen über Liebesverhältnisse etwas. Das mag wohl daher rühren, daß, wie man mir versichert hat, es in dem Staat Sr. preußischen Majestät wohl schwerlich eine alte Jungfer giebt!"

Friedrich konnte sich ebenso wenig als Andere seiner Zeit den sittlichen Anschauungen entziehen, welche an allen europäischen Höfen herrschten; er duldete daher die Liebschaften des Prinzen von Preußen und dieselben würden schwerlich sein Verhältniß zu dem Neffen getrübt haben, wären nicht sonst fortdauernd Veranlassungen zu Mißhelligkeiten da gewesen.

Der König behandelte den Prinzen wie einen jungen unbedeutenden Mann, während dieser häufig genug sich als der künftige König fühlte und Rücksichten forderte, welche ihm Friedrich, der auch in seiner Familie absoluter Herrscher sein wollte, nicht zugestand. Hierdurch wurde das Verhältniß zwischen König und Thronfolger mit jedem Jahre ein weniger günstiges.

Auch mit seinen beiden Brüdern war Friedrich fast ganz zerfallen; Prinz Heinrich hielt seinen Hof den größten Theil des Jahres in Rheinsberg, nur für wenige Monate wohnte er in

Berlin. Der Prinz fühlte sich niemals wohl in der Gesellschaft seines Bruders, den er von Kindheit an nicht liebte. Er war ein geist- und kenntnißreicher Mann; im siebenjährigen Kriege hatte er sich als Feldherr so sehr bewährt, daß Friedrich selbst einst anerkennen mußte, der Prinz sei der einzige General, dem er keinen strategischen Fehler nachweisen könne. Auch als Staatsmann hatte sich Prinz Heinrich ausgezeichnet und viele diplomatische Verhandlungen mit Glück geleitet. Manche Zeitgenossen wollen behaupten, er habe seinen hochbegabten Bruder, den König, geistig überragt!

Vielleicht trug die Rivalität des Genies beider Brüder dazu bei, ihr Verhältniß zu einander zu einem wenig erfreulichen zu machen. Friedrich wollte dem Prinzen gegenüber stets die Autorität des Königs zeigen, Heinrich aber beugte sich derselben nicht und es kam daher häufig zu heftigen Streitigkeiten. Wie innerlich zerfallen aber auch die Brüder sein mochten, den äußern Schein bewahrten sie. Jährlich zum Geburtstag des Königs gab Prinz Heinrich ein glänzendes Fest, meist einen Maskenball, ebenso feierte auch der König den Geburtstag des Prinzen mit königlicher Pracht.

Vor dem siebenjährigen Kriege trug der Hof Heinrichs viel dazu bei, die Freuden des Hoflebens in Berlin besonders in der glänzenden Karnevalszeit zu erhöhen, nach dem Kriege war dies nicht mehr der Fall. Der Prinz trennte sich plötzlich vollkommen von seiner Gemahlin, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte. Bisher war diese Ehe eine ziemlich glückliche gewesen, plötzlich aber trat ein tiefes Zerwürfniß in dieselbe, welches sich nicht wieder lösen sollte. Die Prinzessin hielt ihren eignen Hofstaat in einem besondern Flügel des prinzlichen Schlosses (der jetzigen Universität), sie kam nie nach Rheinsberg und wenn die beiden Ehegatten bei Hofe gezwungen waren, zusammenzutreffen, so gingen sie kalt an einander vorüber, ohne sich auch nur zu grüßen; nie sprachen sie wieder ein Wort zusammen. Ueber die Veranlassung dieses Zwistes aber beobachteten Beide das tiefste Schweigen.

In Folge dieses traurigen Verhältnisses wurde auch der früher so fröhliche Hof des Prinzen Heinrich mit jedem Jahre öder und trostloser.

Von weit geringerer Bedeutung als Heinrich war der zweite Bruder des Königs, Prinz Ferdinand, der abwechselnd seinen Hof in Ruppin und in Friedrichsfelde hielt. Er kam nur selten nach Berlin und spielte hier nie eine glänzende Rolle.

In einem weit freundschaftlichern Verhältniß als zu seinen Brüdern stand der König zu seiner Schwester, der Prinzessin Amalie. Die Prinzessin war der Liebling des Königs, dem sie durch eine große Charakterähnlichkeit nahe stand. Sie hatte einen ebenso scharfen und glänzenden Witz und gebrauchte ihn mit gleicher Rücksichtslosigkeit.

In ihrer Jugend war die Prinzessin wunderschön, sie verführte durch ihre Reize selbst den abgelebten Voltaire dazu, ihr einst in einem niedlichen Vers eine verblümte Liebeserklärung zu machen, welche aber durch den König eine herbe Zurückweisung erhielt.

Schlimmer als Voltaire, der nur in einem kleinen königlichen Gedicht für seine Anmaßung ein jammervoller Wicht genannt und dadurch in seine Stellung zurückgewiesen wurde, erging es einem andern Mann, der, wie man in Berlin allgemein erzählte, der begünstigte Liebhaber der Prinzessin war, dem berühmten Freiherrn von der Trenck.

Friedrich ließ Trenck, den er bisher durch manche Gunst ausgezeichnet hatte und der, dadurch kühn geworden, sich öffentlich ziemlich unverschämt über das Verhältniß, in welchem er zur Prinzessin stand, äußerte, unter dem Vorwand, daß er ein geheimes Einverständniß mit seinem Vetter, dem berüchtigten österreichischen Panduren-Obersten Franz von der Trenck, habe, ohne Untersuchung, Urtheil und Recht auf die Festung bringen und hielt ihn hier lange Jahre in harter Gefangenschaft, bis es Trenck endlich gelang, sich zu flüchten.

Die Prinzessin Amalie blieb unvermählt; sie übte stets einen großen Einfluß auf den König, der aber nicht immer ein wohlthätiger war. Sie galt in den Hofkreisen für die Spionin Friedrichs und man sagte ihr nach, daß sie mit einer gewissen Lust am Unheilstiften ganz unschuldige Aeußerungen verdrehe, um den König gegen seine Brüder und gegen manche bei ihr nicht beliebte Hofleute aufzuhetzen. Prinz Heinrich gab ihr des-

halb den Titel „die böse Fee". Unter diesem Titel wurde sie fortan in Berlin stets genannt.

Friedrich besuchte die Prinzessin häufig; er machte ihr reiche Geschenke, deren sie bedurfte, um ihre Schulden zu bezahlen, denn ihre Einkünfte waren nicht glänzend; diese verbesserten sich erst nach dem Tode der Königin-Mutter und nachdem die Prinzessin zur Aebtissin von Quedlinburg ernannt worden war.

Berühmt geworden sind die kleinen Gesellschaften, welche Friedrich mit der Prinzessin und 4 andern geistreichen Damen gewöhnlich am Sylvesterabend hielt, die sogenannten Konfidenztafeln. Der König speiste mit den Damen im königlichen Schloß an der berühmten Maschinentafel, zu der die Speisen mittelst eines Triebwerks aus dem untengelegenen Stock heraufgewunden werden konnten, so daß es nicht nöthig war, Lakaien im Zimmer zur Bedienung zu haben.

Ein kleines Tischchen stand neben jedem der Speisenden, auf ein Blättchen Papier wurde geschrieben, was man wünschte; das Tischchen versank und brachte die verlangten Speisen nach kurzer Zeit herauf.

Den Konfidenztafeln wurde in Berlin eine große Bedeutung beigelegt, man wußte, daß der König bei denselben stets außerordentlich heiter und geneigt war, seinen Gesellschafterinnen Bitten zu gewähren, welche er zu andern Zeiten wohl zurückgewiesen hätte.

So erwartete denn das Publikum und gewöhnlich mit Recht, daß nach dem Sylvesterabend besondere Gnadenbeweise den Freunden der betheiligten Damen gegeben würden.

Sechszehntes Kapitel.

Berliner Leben zur Zeit Friedrichs des Großen. Trennung der Stände. Die Picknicks. Luxus. Berliner Schwindel. Der Gesellschaftston. Spielsucht. Sittenlosigkeit. Musiksäle und Tanzböden. Madame Schubitz. Berliner Gasthäuser und Restaurationen, Preise in denselben. Volksvergnügungen. Der Schützenplatz. Der Stralauer Fischzug. Französische Kleidertracht.

Fast ein halbes Jahrhundert umfaßte die Regierung Friedrichs des Großen. Ein solcher Zeitraum ist stets für die geschichtliche Entwicklung von hoher Bedeutung, in jener Zeit aber und für unsere Stadt genügte er, um Berlin vollständig umzugestalten.

Das Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms und das zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen sind zwei so vollkommen verschiedene Städte, daß sie kaum eine Aehnlichkeit mit einander haben. Das Aeußere der Stadt war freilich ziemlich dasselbe geblieben, das innere Leben aber völlig verändert.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen verschwand plötzlich jene finstere, heuchlerische, zur Schau getragene Sittenstrenge, jene Enthaltsamkeit von allen Vergnügungen, jene künstliche Einfachheit und Sparsamkeit, welche die Bürger nur aus Furcht vor dem Stock Friedrich Wilhelms I. und vor den

ihre Freiheit bedrohenden Machtsprüchen desselben angenommen hatten.

Der glänzende Hof des jungen Königs reizte zur Nachahmung an, die Hoffeste boten der Schaulust des Volks willkommene Schauspiele; Theater, Konzerte, Ballete, öffentliche Darstellungen aller Art brachten ein neues Leben in die Residenz. In unglaublich kurzer Zeit vollendete sich die völlige Veränderung des herrschenden Gesellschaftstons, nur einige der orthodox-religiösen Richtung angehörende Familien blieben den von Friedrich Wilhelm eingeführten Sitten treu; die ganze übrige Bevölkerung ließ sich vom Geist der Zeit hinreißen. Der hohe Adel, die Gelehrten, Beamten, Kaufleute und Handwerker wetteiferten mit einander, sich gegenseitig zu überbieten in der Nachahmung des Hofes.

Die verschiedenen Stände blieben dabei vollkommen abgesondert, ja die schon vorhandene Trennung wurde noch tiefer und schroffer während der Regierungszeit Friedrichs, denn dessen offen zur Schau getragene Vorliebe für den Adel flößte diesem ein Selbstbewußtsein ein, welches er unter dem bürgerlichen Regiment Friedrich Wilhelms nicht haben konnte.

Der hohe Adel schaute mit Verachtung nieder auf den Bürger, die Offiziere bildeten einen durchaus abgeschlossenen Stand, höhere Beamte und Gelehrte wollten nicht gern etwas mit Subaltern-Beamten oder gar mit Kaufleuten und Handwerkern zu thun haben und auch letztere waren wieder in ihre verschiedenen Kreise gespalten.

Diese gegenseitige Abgeschlossenheit ging so weit, daß selbst in den zahlreich entstehenden Tabagien, Weinstuben und öffentlichen Vergnügungsorten nur höchst selten die verschiedenen Stände mit einander verkehrten.

Die noch jetzt allen Ausländern in Berlin so unangenehm auffallende Zurückhaltung, welche verbietet, in öffentlichen Lokalen sich mit Fremden an einen Tisch zu setzen und ein freundliches Gespräch zu beginnen, hat ihren Ursprung in jener Zeit.

Welcher Bürgerliche hätte es damals wagen dürfen, sich mit einem Unbekannten in einem Vergnügungsort an einen Tisch zu setzen und etwa ein Gespräch anzufangen! Traf er zufällig auf einen Adligen, so wurde er sicher herb zurückgewiesen.

In sich selbst einten sich die verschiedenen Stände um so inniger; da wurden Ressourcen, geschlossene Gesellschaften, gebildet, in denen die Standesgenossen mit einander verkehrten, da gab es Feste aller Art; man machte Landpartien zusammen nach Schönhausen, Pankow, nach dem Gesundbrunnen, nach Weißensee, Treptow und Stralau, Moabit, Martinicken, Charlottenburg oder Schöneberg; auch die näher vor den Thoren gelegenen Etablissements, die neue Welt, die Gartenlokale der Hasenhaide und der dustere Keller boten häufig Gelegenheit zu fröhlichen Zusammenkünften.

Eine der beliebtesten geselligen Vergnügungen waren die Picknicks, welche gewöhnlich bei beliebten Restaurateuren abgehalten wurden. Die Herren aus der Gesellschaft führten eine oder mehrere Damen zu irgend einem beliebten Restaurateur, dort wurde ein fröhliches Mahl veranstaltet, dem meistens, besonders im Winter, ein Tanz folgte; die Kosten wurden von den Herren getragen.

Die vornehmen Stände liebten die Picknicks außerordentlich, besonders berühmt waren die, welche bei Richard im Thiergarten oder bei Corsica, dem Restaurateur am Wasser hinter dem Zeughause, abgehalten wurden.

Bei den Gesellschaften und Picknicks wurde in allen Ständen ein Luxus aufgeboten, der sich, die kurze Zeit des siebenjährigen Krieges ausgeschlossen, von Jahr zu Jahr steigerte. Wenn man große Gesellschaften geben wollte, mußte man dazu auch die geeigneten Wohnungen haben. Es wurde ein Bedürfniß für alle den bessern Ständen angehörenden Familien, geräumige Gesellschaftszimmer zu besitzen; Speise- und Tanzsäle, Visitenstuben und Boudoirs hielt man bald für nothwendige Erfordernisse eines großen Hausstands und auch die Bürger folgten bald in diesem Luxus den vornehmern Ständen.

Der König trug viel dazu bei, das Bedürfniß nach großen Wohnungen in Berlin zu erhöhen, indem er den Bürgern Häuser baute, welche die bisherigen Ansprüche weit übersteigende Räumlichkeiten enthielten.

Zu schönen Wohnungen gehörten naturgemäß auch entsprechende Möbel; die alten dauerhaften, für ganze Geschlechter bestimmten Hausgeräthe wurden abgeschafft, an ihre Stelle tra-

ten moderne Möbel nach französischem Geschmack, bei denen es auf Dauer und Güte nicht weiter ankam, sondern nur auf geschmackvolle elegante Form; man mußte ja, der herrschenden Mode gemäß, mit den Möbeln bald genug wechseln, denn die veralteten konnten in den Gesellschaftszimmern nicht stehen bleiben; kostbare Gemälde und Bildhauerwerke alter Meister gehörten naturgemäß zu dem prächtigen Möblement.

Um solchen Luxus zu befriedigen, war ein voller Beutel nothwendig. Einige reiche Familien konnten freilich ohne Unbequemlichkeit für ihre Kasse sich gegenseitig in der Entfaltung ihres Reichthums überbieten, die meisten Beamten, Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker aber waren nur im Stande, dem herrschenden Geschmack zu fröhnen, wenn sie Schulden machten und dies geschah denn auch im reichsten Maße.

Viele Bürgerfamilien ruinirten sich durch die zur Mode gewordenen luxuriösen Gesellschaften und häufig genug kam es vor, daß nach dem Tode eines Mannes, der ein besonders stattliches Haus gemacht hatte, die Familie desselben nichts erbte, als seine Schulden, daß der Bankerott über das Vermögen desselben ausbrach in demselben Augenblick, wo er die Augen schloß. Der Berliner Schwindel, der sich von jener Zeit an so gedeihlich entwickelt hat, kam damals in Mode.

Der Gesellschaftston entsprach der äußern Ausschmückung der Gesellschaftsräume an äußerm Glanz und innerer Hohlheit. Dem Beispiel des Hofes gemäß sollten Literatur und Kunst die Würze der Geselligkeit bilden. Wir haben schon an anderer Stelle erwähnt, wie wenig dadurch bezüglich der Literatur die wahre Bildung des Volks gefördert wurde; dasselbe war auch in Beziehung auf die Kunst der Fall.

Alle Welt sprach von Kunst und gab sich den Anschein der gründlichsten Kennerschaft, von wirklichem Kunstsinn aber wußte das Volk von Berlin in jener Zeit wenig. Die Lieblingskunst, über welche Jeder mitreden mußte, in der sogar Alle, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, Dilettanten waren, war die Musik. Besonders die Frauen glaubten Künstlerinnen sein zu müssen, wenn sie Geltung in der Gesellschaft haben wollten. Jedes Mädchen, jede Frau verstand es, auf dem Klavier zu klimpern und einige moderne Arien zu singen, jede gab sich den An-

schein der innigsten Verehrung vor der heiligen Kunst, aber diese Musikliebhaberei war dennoch nichts weiter als eitler Schein.

In allen Gesellschaften bildete die Musik den Hauptbestandtheil der Unterhaltung; während die jungen Leute musizirten, spielten die Väter und Mütter Karten; sie überließen sich ihrer durch die Einführung der Lotterie geförderten Spielsucht und da am Spieltisch ungeheure Summen gewonnen und verloren wurden, so war das Interesse so sehr an denselben gefesselt, daß die Eltern sich um ihre Töchter nicht zu bekümmern vermochten, daß sie diese ohne Aufsicht der berauschenden Lust der Gesellschaft überließen.

Die Folge hiervon war eine Freiheit des Umgangs zwischen jungen Männern und Mädchen, welche oft genug zur Zügellosigkeit ausartete.

Die französische Mode war vom Hofe aus eingedrungen in die bürgerliche Gesellschaft nicht nur in Beziehung auf die Kleidung, wie wir noch später sehen werden, sondern auch auf die Sitten.

Man sprach gern französisch; die jungen Mädchen mußten französische Gouvernanten, Friseure und Tanzmeister haben, um ganz nach dem Muster der Hofdamen ausgebildet zu werden. Der freie Ton, der am Hofe herrschte, wurde auch in die Gesellschaften der Kaufleute und Handwerker eingeführt, die alte deutsche Sittlichkeit verschwand mehr und mehr und zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen galt es wie am Hofe, so auch in den Bürgerhäusern für Pedanterie, wenn Jemand den Sittenrichter spielen wollte.

Die jungen Frauen hatten ihre erklärten Liebhaber und überließen sich dem Umgang mit denselben ohne alle Scheu; sie durften doch hinter den Hofdamen nicht zurückbleiben. Die jungen Mädchen machten einsame Spaziergänge mit ihren Anbetern, sie wurden von diesen allein in die Theater und auf die Picknicks geführt, ja sie gaben sich oft genug mit ihnen nächtliche Rendezvous; das wußte Jedermann, aber nur in wenigen Familien, welche der alten deutschen Sitte treu geblieben waren, wurde davon Uebles gedacht; man duldete solche Leichtfertigkeit in den Gesellschaften, denn die sittlichen Anschauungen waren über alles

Maß frei geworden, ja die Freiheit war zur Frechheit ausgeartet.

Die Männer machten gar kein Hehl daraus, wenn sie die zahlreichen Freudenhäuser, welche während der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin entstanden waren, besuchten und es galt schon als anerkennenswerth, wenn sie bei solchen Besuchen nur einigermaßen die Oeffentlichkeit vermieden.

Die Freudenhäuser waren stets gefüllt; sie waren die einzigen Orte, an denen sich Männer aus den verschiedensten Ständen trafen, wo die Rangunterschiede verschwanden und nur das Geld herrschte.

Man urtheilte über die Stätten des Lasters mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit. Wir wollen zum Beweis unsern Lesern zwei Stellen aus dem oft erwähnten „Schattenriß" mittheilen, wobei wir bemerken, daß der Verfasser an andern Stellen sich gern zum Sittenrichter aufwirft, daß er sich besonders über die Frivolität der jungen Mädchen und Frauen höchst mißfällig äußert; er gehört keineswegs zu den Leichtfertigen seiner Zeit, trotzdem aber kann er sich der allgemeinen Anschauungsweise nicht entziehen.

Er schreibt:

Musiksäle und Tanzböden.

Alle Winkel von Berlin sind von dergleichen Musiksälen und Tanzboden voll; die vornehmsten sind bei Poser und Tändeler, wo sich zugleich Frauenzimmer von zweideutigem Ruf einfinden, indessen siehet man nichts unanständiges und die Wirthe halten gefließentlich auf den guten Ruf ihres Hauses. Wer nicht Lust hat, das Frauenzimmer nach Hause zu begleiten, wird nicht dazu gezwungen und darf sich ihrenthalben in gar keine Kosten setzen. Der Fremde findet, wenn er sonst nirgends hin weiß und sich gern zerstreuen will, an diesen Orten alle Bequemlichkeiten und Erfrischungen, kann für sich ganz allein sein und der Musik zuhören, zu welchem Ende besonders der Gastwirth Poser kleine Gardinen-Logen angelegt hat, in welche man sich ohnbemerkt begeben und ebenso wieder weggehen kann. In dem Tändlerschen Saale werden in der großen Fastenwoche auch Paßionsmusiken

aufgeführt. Sonst ist in jedem dieser Häuser wöchentlich einmal Konzert.

Die mehresten übrigen Musik- und Tanzsäle sind ein offenbarer Skandal, indeßen trifft es sich nicht selten, daß sich auch da der Herr und der Bediente einander begegnen und in solchen Augenblicken zehrt jeder für sein Geld. Die Polizei würde indeßen nicht übel thun, wenn sie viele dieser lezteren Häuser, durch besondere Emißare beobachten ließ.

Madam Schubitz.

Unter diesem Namen ist eine der ersten Kaffeeschenkerinnen von Berlin bekannt und verdient, weil sie von den Vornehmsten und selbst von Prinzen ohne Inkognito besucht wird, wol einen besondern Platz in diesem Schattenriß.

Madam Schubitz also hat sich über die niedrige Klasse der Kupplerinnen hinweggeschwungen, Mädgen von feinerer Lebensart zu sich genommen und einen gewißen gesitteten Ton in ihrem Hause, das einer kleinen Feenhütte gleicht und mit kostbaren Mobilien und Trümaux ausgeziert ist, eingeführt; sie selbst ist auf eine anständige und unterhaltende Art gesprächig, leidet nichts, was ins Pöbelhafte fällt, hält auf Ordnung und Sauberkeit und begegnet ihren Kostgängerinnen mit Achtung und Freundschaft.

Es ist zuweilen gemeinen, obgleich reichen Bürgern eingefallen, sich in ihrem Hause eine Lust zu machen, allein sie sind durch die außerordentlich hohen Preise, die sie auf die Erfrischungen setzte, so abgeschreckt worden, daß sie nie wiederkamen. Alles was gemein ist, gehört nicht in ihren Plan, sondern Leute von feiner Lebensart, vornehme Fremde und besonders Engelländer. Sie hatte es soweit gebracht, daß sie ihre eigne Equipage, ihre Kutsche mit ihrem Namenszug, Kutscher und Bedienten in geschmackvoller Livrée, ihren Thürsteher und ihre eigne Loge in der Komödie hielt, allein Kabale und Neid wussten es so zu spielen, daß ihr der Pöbel beinahe das Haus gestürmt hätte und sie entschloß sich von selbst, wenigstens vor den Augen des Publikums keine zu große Pracht sehen zu laßen.

Man kann ihr nicht nachsagen, daß sie leztern irgends ein anderes Aergerniß gegeben, noch weniger die Berlinsche Jugend zu verstriken gesucht hätte. Die Vögel, die sie rupft, fliegen gewöhnlich wieder davon und laßen nur einige Federn zurück. Finanzmäßig genommen ist diese Frau in einer grossen Residenzstadt kein Uebel. Die reichen Engelländer wißen ohnehin zuweilen kaum, wie sie sich zu Berlin die Zeit vertreiben sollen.

Der Genuß war das Lebens-Element der Berliner geworden, dem Vergnügen und zwar dem materiellen Vergnügen allein lebten sie, alle Stände, wie schroff sie auch getrennt sein möchten, waren hierin eines Sinnes, Männer und Frauen fanden ihre Freude nicht mehr in einer schönen Häuslichkeit, im traulichen Familienleben, sondern in öffentlichen Lokalen.

Die Zahl der Wirthshäuser, Weinstuben, Restaurationen, Gartenlokale und anderer Vergnügungsorte hatte sich in Folge des wachsenden Bedürfnisses in außerordentlicher Weise vermehrt und ungeheure Summen wurden jährlich in denselben verschwendet, denn die Preise waren schon damals im Verhältniß zum Geldwerth sehr hoch.

Nikolai giebt in seiner im Jahre 1786 erschienenen Beschreibung von Berlin ein interessantes Verzeichniß der öffentlichen Lokale und der Preise in denselben; es gab hiernach in Berlin nicht weniger als 19 Gasthöfe I. Klasse, 3 II. Klasse und 14 III. Klasse, außerdem eine große Anzahl von Speisehäusern, Wein- und Bierstuben, Kaffeehäusern mit Billards, Kaffeegärten, in denen man, besonders im Sommer, außer Kaffee auch Wein, Bier und kalte Küche bekommen und zu Abend speisen konnte, Garküchen 2c.

Die Gasthäuser hatten eine bestimmte Taxe, welche in jedem Zimmer derselben angeschlagen sein mußte; sie war vom Polizei-Direktorium festgestellt und die Wirthe durften sie nicht übertreten; jeder Wirth, der überführt wurde, die Taxe überschritten zu haben, mußte für jeden Groschen, den er über dieselbe genommen hatte, 1 Thaler Strafe erlegen.

Aus der von Nikolai mitgetheilten Taxe erwähnen wir folgende Zahlen:

Es kosteten in den Gasthäusern I. Klasse

eine Stube u. Kammer mit Bett und Licht im 1. und 2. Stockwerk vorn heraus, incl. Betten und Licht	1 Thlr.	— Gr.	— Pf.
im dritten Stockwerk	— „	16 „	— „
hinten heraus eine Stube im 1. und 2. Stockwerk	— „	12 „	— „
im dritten Stockwerk	— „	10 „	— „
die Heizung einer Stube in allen 3 Klassen täglich	— „	6 „	— „
der Mittagstisch, welcher lediglich für fremde Passagiere gehalten wurde, bestehend in 5 guten, wohlgekochten Gerichten, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, an Fleisch, Fischen, zahmen u. Wildbraten nebst Dessert für jede Person	— „	16 „	— „
der Abendtisch, bestehend in drei guten Schüsseln mit Butter und Käse	— „	12 „	— „
ein Butterbrot mit Braten oder Pökelfleisch belegt	— „	1 „	6 „
ein Glas Liqueur	— „	2 „	— „
ein Glas Branntwein	— „	1 „	— „
eine Portion Kaffee von $1^1/_2$ bis 2 Loth mit Zucker und Milch	— „	4 „	— „
ein Miethswagen täglich	2 „	— „	— „
ein Lohnlaquai täglich	— „	13 „	— „

In Gasthöfen II. Klasse zahlte man

für ein Logis in der 2. Etage vorn heraus mit Betten und Licht	8 bis 10 Gr.
für ein Logis in der obern Etage oder hinten heraus	6 bis 8 „

für das Mittagessen von drei guten Gerichten nebst Butter und Käse . . . . 6 Gr.
wird aber auch ein Dessert gegeben . . . . . 8 „

In den Gasthöfen III. Klasse waren die Preise billiger;

sollte ein Fremder eine besondere Stube mit Bett in diesen Wirthshäusern verlangen, so bezahlte er dafür nebst Licht . . . . 6 Gr.
für eine Portion Mittagessen, bestehend in einer Suppe und Zugemüse mit Fleisch . . . . . 3 „
für ein Nachtlager in der Gaststube auf Stroh mit Betten . . . . 2 „
ohne Betten . . . . 1 „

In den Speisehäusern war der Preis für Mittagbrot je nach der Feinheit des Lokals und der gereichten Speisen schwankend, von 3 bis etwa 12 Groschen; dazu gab es auch schon damals Wein- und Delikatessen-Handlungen, in denen die Gourmands die Seltenheiten anderer Länder mit vielen Thalern bezahlen mußten. Für die Arbeiter bestanden Garküchen, in denen man ein leidliches Mittagbrot, Suppe, Gemüse und Fleisch, mitunter auch einen Braten, für 1 Groschen 6 Pfennige und 2 Groschen erhalten konnte.

Für das Vergnügen des Volks war ebenso sehr gesorgt als für das der vornehmern Stände. Die alten Volksfeste hatten neues Leben bekommen, der eingegangene Schützenplatz wurde wieder eröffnet, nachdem Friedrich im Jahre 1747 die Schützengilde wiederhergestellt hatte.

Auf dem Schützenplatz vor dem Königsthor fand alljährlich ein Scheibenschießen statt, bei welchem die Schützenbrüder um ausgesetzte Preise kämpften.

Das Königsschießen wurde am 27. August abgehalten; derjenige Schütze, der dem Mittelpunkt der Scheibe am Nächsten gekommen war, wurde zum Schützenkönig erklärt und feierlich mit einer goldenen Kette geschmückt; er hatte dafür aber die Pflicht, die ganze Gilde im Saal des Schützenhauses zu bewirthen.

Dem Königsschießen folgte das Vogelschießen. Jeder, der

ein Stück vom Vogel herabschoß, bekam einen gewissen Preis an Geld, der nach der Schwere des herabgeschossenen Stücks bemessen war. Wer den Kern herunterholte, erhielt den ansehnlichsten Preis.

Die große Masse des Volks, welche nicht zur Schützengilde gehörte, hatte doch auf dem Schützenplatz alle Gelegenheit, sich zu vergnügen, theils im Zuschauen des Kampfes, theils bei den unzähligen Buden, die aufgestellt waren und in denen Waaren aller Art zum Verkauf ausgeboten wurden.

Taschenspieler, Quacksalber, Bärenführer u. dgl. m. fanden sich stets in Menge zum Schützenplatz ein und trugen zur Belustigung des Volks bei; auch für die Befriedigung der Spielsucht wurde gesorgt, denn in verschiedenen Buden wurden die Waaren nicht verkauft, sondern ausgelost oder ausgewürfelt. Bei schönem Wetter war der Schützenplatz stets von Tausenden besucht.

In den letzten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen kam auch das Fest des Stralauer Fischzugs bei den Berlinern in Mode und nach und nach wurde es zum wirklichen Volksfest; man beging es ganz in der Art, wie es noch heut gefeiert wird.

Wie die Berliner in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrem gesellschaftlichen Verkehr sich mehr und mehr nach der französischen Mode richteten, so wurde auch die französische Kleidertracht bei ihnen allgemein, der Hof ging mit seinem Beispiel voran.

Friedrich hatte kaum den Thron bestiegen, als die unter Friedrich Wilhelm herrschende prunklose Kleidung am Hofe verschwand. Die königlichen Bedienten erhielten prachtvolle, von Gold und Silber strotzende Livreen, die Hofherren und Damen erschienen im reichsten Schmuck.

Die verwittwete Königin bot einen besondern Glanz auf; sie hatte so lange unter dem Zwang ihres harten Gemahls leben müssen, daß sie sich jetzt ihrer Freiheit erfreuen wollte. Ihre Diener und Kammerfrauen mußten die schönsten Livreen und Garderoben tragen; da wurde nichts gespart. Sechs der schönsten Fräulein aus adligen Familien befanden sich stets in der

Begleitung der Königin und diese gingen mit einer Pracht gekleidet, welche die Toilette aller andern Hofdamen überbot.

Wie sich der Hof trug, so wollten sich natürlich auch die Frauen der niedern Beamten, der reichen Kaufleute und Fabrikanten tragen. So kamen denn die ungeheuerlichen französischen Reifröcke, welche ursprünglich nur von den Hofdamen beim höchsten Staat getragen wurden, bald in die allgemeine Mode; auch die Bürgerfrauen trugen sie und es kam bald dahin, daß selbst die Dienstmädchen nicht mehr ohne Reifrock gehen wollten. Es muß seltsam genug ausgesehen haben, wenn eine Dame, mit dem gewaltigen Reifrock angethan, sich in die enge Thür einer Sänfte oder eines Fiackers zwängte; man erzählt, daß häufig genug von der Dame vor ihrem gewaltigen Rock gar nichts zu sehen gewesen sei. Aber „Lust und Liebe zum Ding macht Müh' und Arbeit gering", die Reifröcke waren den Damen einmal ans Herz gewachsen und bald genug brachten die Berlinerinnen es dahin, daß sie mit wirklich wunderbarer Geschicklichkeit sich in dem unbequemen Kleidungsstück zu bewegen verstanden.

Vor wenigen Jahren noch würden unsere Damen gelacht haben über das komische Bild eines durch seinen Reifrock verunstalteten Modefräuleins jener Zeit, heut erscheinen ihnen nur die damals modernen entblößten Brüste, die knappen Schnürleiber mit den Wespentaillen, die engen Schuhe, die Schönpflästerchen und die gewaltigen geschmacklosen Frisuren lächerlich, die Reifröcke und die langen Schleppen, mit denen die geputzten Frauen den Straßenstaub und Schmutz aufwischten, können sie, seit der Unsinn der Krinoline und langen Schleppkleider wieder Mode geworden ist, nur natürlich finden.

Selbst die unsinnigsten und unsittlichsten Moden wiederholen sich und wie wir mit den Krinolinen zurückgegangen sind in das 18. Jahrhundert, so müssen wir befürchten, daß auch die geschmacklosen Wespentaillen, die entblößten Brüste und die gesundheitsgefährliche Schminke jener Zeit zu uns zurückkehren werden. Leider kannte man damals noch kein Modejournal, so daß wir nicht im Stande sind, der Entwicklung der Mode vollständig zu folgen; wir konnten sie eben nur in allgemeinen Umrissen schildern.

Die Tracht der Männer war ebenso geschmacklos, als die

der Frauen, es dauerte aber länger, ehe sie sich in Berlin verbreitete und viele alte Bürger konnten sich nicht entschließen, das „dumme Zeug" mitzumachen: sie blieben beim steifen Zopf und bei der knappen, schmucklosen Kleidung, welche Friedrich Wilhelm eingeführt hatte.

Die jungen Elegants folgten natürlich der Hofmode. Schönes, langes Haar wurde für eine besondere Schönheit gehalten, die Elegants trugen dasselbe in leichten fliegenden Seitenlocken und stark gepudert, um dem geschminkten Gesicht ein recht frisches jugendliches Aeußere zu verleihen. An die Stelle der steifen Zöpfe traten die Haarbeutel, die Anfangs von mächtiger Größe, später aber kleiner getragen wurden. Von der Kokarde des Haarbeutels schlang sich ein breites schwarzes Band um den Hals, welches vorn am Jabot zierlich befestigt wurde; auf dem Kopf trug der Elegant ein feines dreieckiges Hütchen, dessen Form in der Mode verschiedentlich änderte; es wurde meist keck auf die rechte Seite des Auges gedrückt, dadurch wollte der Inhaber seinen Muth zeigen. Die Hüte waren reich mit Tressen versehen, auch wohl mit Gold und Silber gestickt und bei Adligen mit einer weißen Feder, bei bürgerlichen mit einer schwarzen verziert. Ein Rock mit einer kurzen Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen, dem ein seidenes Unterfutter nicht fehlen durfte, der stets von möglichst brillanter, in die Augen fallender Farbe gewählt wurde und der zum weitern Schmuck noch mit reichen goldnen und silbernen Tressen verziert war, schmückte den Stutzer. Ein Kleidungsstück, auf dessen Eleganz der höchste Werth gelegt wurde, war die Weste; zu dieser wurden die theuersten, mit großen Kosten aus Frankreich verschriebenen Stoffe verwendet, Gold- und Silberstoffe, feine Tuche und Sammete, die mit den kostspieligsten Tressen und Stickereien versehen waren. Um die Weste noch kostbarer zu machen, trug man sie mit möglichst langen Schößen.

Feine Leibwäsche war eine Hauptzierde des Elegants; die Jabots und Manschetten mußten von der feinsten Leinwand gefertigt und mit kostbaren Kanten besetzt sein, besonders bei den Bürgern galt ein möglichst ellenreiches, weit aufgebauschtes Hemd von der feinsten Leinwand für einen Schmuck der jungen Modeherren, die nie verfehlten, beim Tanzen den Rock auszuziehen,

um mit der Feinheit ihrer Wäsche zu prahlen und um zu gleicher Zeit die prächtige seidene, mit Gold und Silber gestickte Schleife, die sie hinten an den Beinkleidern trugen, zu zeigen.

Fügen wir zu der eben beschriebenen auffallenden Kleidung noch einen kleinen Galanteriedegen hinzu, an dessen Gefäß ebenfalls eine der so eben beschriebenen ähnliche Schleife prangte, außerdem elegante Handschuhe von englischem oder dänischem Leder, sehen wir, daß aus der rechten Rocktasche ein feines seidenes Taschentuch nachlässig hervorhing, so können wir uns die Kleidung eines Elegants jener Zeit vorstellen und haben nur noch das zierliche, mit einem Bernsteinknopf versehene Stöckchen zu erwähnen, welches die jungen Stutzer stets sehr anmuthig in der Hand zu schwenken verstanden.

Siebenzehntes Kapitel.

Die letzten Jahre Friedrichs des Großen. Einsamkeit des Königs. Grämlichkeit des Alters. Friedrichs Hunde. Dosen-Liebhaberei. Unreinlichkeit. Ségur's Beschreibung des Königs. Die letzte schlesische Revue. Die letzte Krankheit Friedrichs. Sein Tod.

Die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen waren für den König eine traurige Zeit; das Alter mit seinen körperlichen Beschwerden hemmte den kühnen Flug des Geistes.

Der greise König hatte längst alle, die ihm lieb waren, durch den Tod verloren. Von jenem geistreichen Freundeskreise, der ihn einst umgab, war keiner zurückgeblieben, alle waren dem Könige vorangeeilt; er stand in seinen letzten Jahren allein, vereinsamt in der Welt, denn die neuen Gesellschafter, welche er zu seinem täglichen Umgang heranzog, konnten ihm doch die verlorenen alten Freunde nicht ersetzen.

Mit seiner Familie war Friedrich zerfallen; die Gattin, die Brüder, die Neffen und besonders der Thronfolger standen ihm fern. Wohl erhielt der König zahlreiche Besuche von fremden Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten, welche nach Berlin und Potsdam reisten, um den Helden des Jahrhunderts kennen zu lernen; diese Besuche erheiterten ihn auch, aber immer nur für kurze Zeit, denn sie waren schnell vorübergehend.

Friedrich war zu alt, um sich mit früherer Herzlichkeit an seine neuen Gesellschafter anzuschließen, er zog sich immer mehr und mehr in sich selbst zurück. Mit jedem Jahre wurde er grämlicher, das Mißtrauen, welches er schon früher häufig gegen seine Diener gezeigt hatte, wuchs, seine Launen wurden immer herber, manche trübe Erfahrung, welche er mit solchen, denen er Wohlthaten erwiesen hatte, machen mußte, wandelten ihn zum Menschenfeinde um. Es war zur schweren Aufgabe geworden, in der Nähe des früher so liebenswürdigen und geistreichen Königs leben zu müssen. Seine Gesellschafter in den letzten Jahren hatten viel von seinen üblen Launen zu leiden und mehr noch seine Minister, denen er das Leben außerordentlich schwer machte.

Der Minister v. Hertzberg, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß, tröstete einst den Grafen von Görtz in Petersburg, der sich über kränkende und unverdiente Depeschen beklagte, indem er schrieb:

„Ew. Excellenz würden getrostet sein, wenn Sie die Antworten lesen könnten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage und was denn doch öfter einige Tage später befolgt wird."

Auch die übrigen Minister, selbst Diejenigen, welche bei dem König am Beliebtesten waren, mußten die gleiche Erfahrung machen.

Die üble Laune Friedrichs war besonders sichtlich hervorgetreten, seit er durch die zitternden Hände und den Mangel der Zähne gezwungen worden war, seine liebe Flöte ruhen zu lassen; seitdem fehte ihm ein Stück seines Lebens.

Je menschenfeindlicher Friedrich wurde, je freundlicher zeigte er sich gegen seine Hunde, je mehr gab er sich der Liebhaberei für schöne Windspiele, welche er stets gehabt hatte, hin. Diese Liebhaberei war bei ihm fast zur Krankheit geworden; auf seinen Reisen mußten ihn seine Windspiele begleiten und selbst bei seiner Arbeit waren sie seine verzogenen Gesellschafter. Wenn eins derselben starb, so konnte Friedrich Thränen vergießen; er ließ die Hunde auf den Terrassen von Sanssouci in kleinen Särgen begraben und ihnen Grabsteine mit ihrer Namensinschrift setzen.

Auf der obersten Terrasse hatte er für sich selbst eine Grabstätte bereitet, um in der Nähe seiner Lieben zu ruhen. Eine Favorithündin mußte stets an seiner Seite sein, Nachts schlief sie sogar in seinem Bette.

Die Hunde wurden jedenfalls besser gehalten, als die Dienerschaft Friedrichs. Der König speiste mit ihnen, er hielt ihnen einen Lakaien zu ihrer Bedienung, der, wenn die Hunde in den sechsspännigen Kutschen spazieren fuhren, auf dem Rücksitz sitzen mußte und aus Achtung vor der königlichen Liebhaberei die vornehmen Thiere mit „Sie" anredete.

Auch für seine Pferde hegte Friedrich eine große Liebe, er hatte stets deren zwischen 40 und 60, mitunter sogar über 100. Sein berühmtes Reitpferd, der Condé, ein wunderschöner Fliegenschimmel, wurde von ihm besonders verwöhnt. Friedrich fütterte ihn mit Zucker und Feigen, dafür folgte ihm der Schimmel oft bis an sein Zimmer, einmal sogar bis in den Saal von Sanssouci. Der Condé hat bis zum Jahre 1804 das Gnadenbrot genossen.

Noch einer andern Liebhaberei Friedrichs wollen wir bei dieser Gelegenheit gedenken, der, für schöne Dosen. Er schnupfte außerordentlich stark, und zwar stets Spaniol, den er in so gewaltigen Priesen nahm, daß er immer mehr als die Hälfte in die Luft streute; es war schwer, längere Zeit in seiner Nähe auszudauern, ohne nießen zu müssen. Zwei kostbare Schnupftabacksdosen trug er stets in der Tasche, 5 oder 6 standen auf den Tischen seines Arbeitszimmers gefüllt umher, und mehr als 100 wurden zum gelegentlichen Gebrauche aufbewahrt.

Die Dosen waren sämmtlich sehr kostbar; die billigste kostete nicht weniger als 2000 Thaler, andere waren mit 10,000 Thalern bezahlt worden und manche hatten einen noch weit höhern Preis. Beim Tode des Königs fanden sich nicht weniger als 130 Dosen vor, welche zusammen einen Werth von 1,300,000 Thalern hatten.

Das starke Schnupfen des Königs trug sehr zu der Unreinlichkeit bei, welche Friedrich in seinen alten Tagen zeigte; sein Gesicht und seine Wäsche waren stets mit Taback beschmutzt. In seinen jungen Jahren hatte Friedrich viel auf eine elegante Toilette gehalten, im Alter vernachlässigte er diese vollständig.

Er trug stets die blaue Uniform seines Leib-Garde-Bataillons, die früher mit reicher Stickerei versehen war; später ließ er diese fort. Er entschloß sich schwer, die alten Kleider abzulegen, weil sie ihm bequem waren; deshalb sah man ihn meist mit zerrissenen und geflickten Kleidern und Stiefeln, sowie mit unreiner Wäsche; die Liebe zur Bequemlichkeit hatte längst den Sinn für Reinlichkeit und Schönheit in ihm ertödtet. So beschreibt uns der Graf Ségur den König, indem er erzählt:

„Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeern und seiner langen Mühen gebeugt war.

Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Schnupftaback bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes.

An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer als alle andern Menschen."

Bis zum Jahre 1785 erfreute sich Friedrich einer ziemlich guten Gesundheit. Alljährlich litt er allerdings an Gicht und an Hämorrhoiden und die Heimsuchung derselben steigerte sich mit jedem Jahr; aber diese Leiden waren vorübergehend und durch Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, sowie durch geringe Medikamente zu beseitigen.

Friedrich würde vielleicht noch manches Jahr sein Wohlbefinden bewahrt haben, wenn er sich mehr geschont hätte; dies aber war nicht der Fall, er stürmte fast muthwillig auf seine Gesundheit ein, indem er die schwersten und unverdaulichsten Speisen genoß und sich den Strapazen der Reisen und der angestrengtesten Arbeit ohne Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter überließ. Die Aerzte waren vergeblich bemüht, ihn zu einer größern Schonung zu ermahnen, sie kamen dabei meistens schlecht an.

Als Friedrich z. B. nach dem bairischen Erbfolgekrieg an

Magenkrämpfen und an Kolik litt, meinte sein damaliger Leibarzt, der berühmte Schriftsteller Möhsen, in aller Unterwürfigkeit: „Es würde gut sein, wenn Se. Majestät sich eine Zeitlang vor Parmesankäse hüten wollten, bis der Magen die Kraft zur Verdauung der schweren Speise wiedererhalten haben würde."

Ueber diese Aeußerung brauste der König im Zorn auf und rief:

„Aller Teufel will mich reprimandiren, gehe Er fort, ich brauche Seiner nicht weiter!"

Möhsen war in Ungnade entlassen und mußte nach Berlin zurückkehren.

Mit dem Beginn des Jahres 1785 war die Gesundheit Friedrichs sehr schwankend geworden, trotzdem unterließ der König nicht seine gewöhnlichen Reisen nach Berlin, Magdeburg und andern Städten, sogar nach Westpreußen und zuletzt zum Manöver nach Schlesien anzutreten.

Friedrich war bei dieser letzten Reise körperlich und geistig tief verstimmt; seine Offiziere mußten dies erfahren, denn so grimmig war der alte König noch bei keiner Revue gewesen, als bei der letzten schlesischen. Die von uns mitgetheilte ungnädige Kabinets-Ordre war der Ausfluß seiner unglücklichen Stimmung.

Trotz seiner Krankheit schonte sich der König nicht. Er wußte, daß ihm jede Erkältung schadete, dies aber hielt ihn nicht ab, am vorletzten Revuetage, am 24. August, in einem kalten und heftigen Regen 6 Stunden lang zu Pferde der Musterung beizuwohnen, ohne sich dabei seines Pelzes zu bedienen.

Erst nach beendeter Revue kleidete Friedrich sich um, aber er hatte sich schon so erkältet, daß er am Nachmittag ein heftiges Fieber bekam. Auch am folgenden Tage wohnte er, nachdem er durch einen starken Schweiß in der Nacht einigermaßen wiederhergestellt war, zu Pferde der Revue bei und setzte dann seine Reise weiter fort.

Die Folgen solcher Unvorsichtigkeit blieben nicht aus, wenn sie sich auch nicht unmitelbar zeigten. Das große Herbstmanöver bei Potsdam, welches in diesem Jahr besonders prächtig werden sollte, konnte Friedrich nicht mehr abhalten, er wohnte nur noch den am 10. September 1785 bei Berlin stattfindenden Artillerie-

Uebungen bei, dann kehrte er nach Potsdam zurück. Er sah Berlin nicht wieder.

Am 18. September, 3 Tage vor den Herbstmanövern, ergriff ihn ein heftiges Unwohlsein und von diesem Tage an kränkelte er unaufhörlich; er mußte ganz gegen seine Gewohnheit den Karneval vorübergehen lassen, ohne Berlin zu besuchen, denn heftige Schmerzen, welche den ganzen Winter anhielten, bannten ihn an das Schloß zu Potsdam.

Die Krankheit wurde immer schlimmer, schon zeigten sich die Vorboten der Brustwassersucht, trotzdem aber fuhr Friedrich ganz in alter Weise fort, den Regierungsgeschäften die vollste Thätigkeit zu widmen. Die Selbstüberwindung, welche er übte, wenn es galt, zu arbeiten, ist wahrhaft bewundernswerth. So von der Brustwassersucht geschwollen, daß er sich nicht allein aus seinem Stuhl erheben konnte, in dem er Tag und Nacht zubrachte, da er nicht im Stande war, sich zu Bett zu legen, arbeitete er doch unaufhörlich mit allem Eifer, wie in seinen jungen Jahren.

Des Morgens nach 4 oder 5 Uhr empfing er seine drei Kabinetsräthe, einen nach dem andern, und diktirte ihnen die Antworten auf die eingesandten Depeschen seiner Gesandten und auf die Briefe, welche er theils von seinen Ministern und Generalen, theils von Privatpersonen empfangen hatte.

Dies Geschäft dauerte bis gegen 7 oder 8 Uhr, dann empfing er den Kommandanten von Potsdam, ertheilte ihm militärische Befehle und erst, nachdem auch diese Arbeit vollendet war, durfte der Arzt zu ihm kommen, um seinen Gesundheitszustand zu untersuchen.

Die Stunde von 11 bis 12 Uhr war der Geselligkeit gewidmet. Der Marquis von Lucchesini, die Generale Graf Görtz und Graf Schwerin, der Oberst Pinto und der Minister v. Hertzberg waren die Gesellschafter des Königs in seinen letzten Tagen.

Um 12 Uhr wurden sie entlassen, dann nahm der König sein Mittagessen allein ein; bei diesem aber verließ ihn jene Selbstbeherrschung, welche er sonst so meisterhaft übte. Er war nicht zu bewegen, eine Diät einzuhalten, welche sein kranker Körper erforderte. Er machte noch immer persönlich die Küchen=

zettel und wählte stets die für ihn schädlichsten, aber seinem Geschmack am meisten zusagenden Speisen aus.

Der berühmte hannoversche Leibarzt Zimmermann, der Friedrich in seiner letzten Krankheit behandelte, konnte ebenso wenig gegen den Geschmack des Kranken etwas ausrichten, als die andern Aerzte. Er erzählt uns, daß Friedrich gerade die unverdaulichsten Speisen am Liebsten genossen habe und beweist dies durch die Schilderung eines Mittagessens, indem er sagt:

„Der König hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepreßten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne — Rindfleisch, das mit einem halben Quartier Branntwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen Gericht, das zur Hälfte aus türkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse, dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese Lieblingsschüssel hieß Polenta.

Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so hitzig und würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Konvulsionen."

Die Köche waren nach Zimmermanns Ansicht Friedrichs gefährlichste Feinde.

Nach dem Mittagessen setzte sich der König mitunter auf seine Terrasse in die Sonne, dann unterzeichnete er die von ihm am Morgen diktirten Depeschen und Briefe und ließ endlich gegen 5 Uhr seine Gesellschafter wieder rufen, die er bis zum Abendessen bei sich behielt. Abends ließ er sich aus den Klassikern des Alterthums oder der neuern Zeit durch seinen Lektor Dantal vorlesen, nach der Vorlesung empfing er die neu einge-

gangenen Depeschen und beschäftigte sich mit ihnen so lange, bis es ihm gelang, einige Stunden zu schlafen.

Bis zu den letzten Tagen Friedrichs dauerte eine solche angestrengte Thätigkeit, ja er fuhr noch fort zu arbeiten, während er schon mit dem Tode kämpfte. Am 15. August, zwei Tage vor seinem Tode, diktirte er noch, wenn auch mit schwacher Stimme, doch mit vollkommener Geistesgegenwart eine Reihe von Depeschen und darunter eine Gesandten-Instruktion, welche 4 Quartseiten füllte; an diesem Tage hatte er auch noch dem Kommandanten von Potsdam die Disposition für ein Manöver der Potsdamer Garnison ertheilt.

Während der letzten Wochen litt Friedrich unsägliche Schmerzen, aber gerade in dieser schweren Zeit gewann er wieder jene freundliche Liebenswürdigkeit, durch welche er sich früher so sehr ausgezeichnet hatte. Er wurde mild und duldsam gegen seine Gesellschafter und Diener und er zeigte sogar große Schonung, als einige fromme Berliner den ungeschickten Versuch machten, ihn auf seinem Todtenbett zum wahren Christenthum durch einen Brief*) bekehren zu wollen.

---

*) Der merkwürdige Brief, welcher von einem Mitglied der Herrnhuter Gemeinde in Berlin einging, lautet folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigster &c.

Mit Zittern und Ehrfurcht für den Allmächtigen, kann ich nunmehr Ihro Königlichen Majestät nicht länger verhalten das größte und nothwendigste Kleinod, das alle Schätze übertrifft und Allerhöchst Dieselben allein vollkommen glücklich macht, allerunterthänigst aus tiefster Hochachtungsliebe vorzustellen. Es ist der Glaube, den Gott wirket. Der Weiseste selbst kann sich ihn nicht geben, Gott allein kann es; aber einsehen kann Höchstdero großer Verstand, daß wenn so eine Sache wirklich zu haben wäre, und man so gewiß dadurch ins ewige Leben eingehen könne, es als das Nothwendigste müßte von Gott verlangt werden durch Beten, Wohlthun und Betrachtung des Wortes Gottes.

Nun diese Gewißheit will Ihro Königlichen Majestät Gott, Dero liebreicher Vater, so gern schenken, wenn Sie die Versöh-

„Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es gut mit mir", sagte Friedrich lächelnd, als er den frommen Brief gehört hatte, in früherer Zeit würde er wohl anders geantwortet haben.

Schon am 15. August hatte der schwere Todeskampf begonnen, er dauerte bis zum 17. August Morgens 2 Uhr 20 Minuten mit kurzen Unterbrechungen, dann erst verließ — um Friedrichs eigne Worte zu gebrauchen — die Seele die abgenutzte Hülle.

Friedrich starb in seinem Lieblingsschloß Sanssouci.

Ueber die Feierlichkeit der Leichenparade giebt uns der verdienstvolle Biograph Friedrichs des Großen, Preuß, folgende Schilderung:

„Nachdem von dem Bildhauer Eckstein das Gesicht in Gyps abgeformt worden war, wurde dem Leichnam die Uniform des ersten Bataillons Garde angethan. Er lag in einer mit einem

nung seines Sohnes Jesu Christi, diese liebreichste Versöhnung, und den heiligen Geist zum Führer ernstlich wünschen. Eine ganze Ewigkeit ist's ja wohl werth! Das geschieht vor Gott in kindlicher Demuth. Es sei denn, sagt der Herr Jesus, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. O was für Licht und Herrlichkeit werden Allerhöchst Dieselben dann über die Reden des Herrn Jesu und seiner Apostel und über Dero künftiges Schicksal verbreitet sehen! Sollte dies auch erst schwer fallen. Doch, bei Gott ist gar kein Ding unmöglich. Herr Jesu! Hilf!

Ich verbleibe

Ihro Königlichen Majestät mit allerunterthänigstem Respekt und Liebe verbundener Christ

D. F.

Nachschrift. Johannis 11, 25. 26 ist ein Wink, um, wie Enoch, unsterblich zu werden, geschrieben in großen Trübsalen. — — Ich lasse dich nicht, mein Herr Jesu! Du segnest mich denn! Sogar mit meinem Athem halte ich dich in meinem leiblichen Herzen und fühle neue Lebenskräfte, ja Kräfte der Unsterblichkeit."

schwarzen Teppich bedeckten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison, welche um 11 Uhr zur Pärole nach Sanssouci beschieden waren, die Erlaubniß erhielten, in das Trauerzimmer einzutreten.

Sie vergossen tausend, tausend Thränen, als sie ihren Herrn so vor sich sahen. Schmerzlich rührend war die Wehmuth in dem Blick und der Gebärde dieser Krieger, welche als in Noth und Tod bewährte Söhne ihrem Vater Kindesthränen weinten und als Familie ihn umstanden, wie er oftmals in Stunden der Gefahr sie als heilige Schaar erkannt.

In gleicher Stimmung weilten unter ihnen des neuen Königs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig, mit Gedanken, wie sie die Bahre eines solchen Fürsten geben muß.

Abends acht Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren des Ersten Bataillons Garde in den Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Wagen nach dem Schloß in der Stadt gebracht. Vorauf ritt der Adjutant vom ersten Bataillon Garde; zu beiden Seiten des Wagens gingen die zwölf Unteroffiziere; nachfolgten nur drei Wagen, in welchen die Generale v. Rohdich und Graf Schwerin, die beiden Aerzte Frese und Engel, die beiden Kammerhusaren Neumann und Schöning saßen.

Der stille Zug ging zum Brandenburger Thor hinein, wo sich viele Offiziere anschlossen, die in Ehrfurcht und Liebe sich hier versammelt hatten und dem großen Todten mit gesenktem Blick das Geleit gaben.

Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschenhaufen überfüllt. Aber, wie noch lebende Augenzeugen sich erinnern, daß, so oft der König lebend von dem Schloß zu Berlin unter die unsägliche Einwohnerzahl wie ein Heiliger getreten, vor seinem Anblick Aller Athem stockte und Tempelstille herrschte — so lag, als er jetzt zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volk; nur hie und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und der Seufzer: „Ach, der gute König!"

An demselben Eingang des Schlosses, auf der Mittagsseite, von welchem aus der Selige am 17. April nach Sanssouci ab=

gegangen war, wurde er jetzt von vier Obersten empfangen und in dem Audienzzimmer die Nacht hindurch bewacht.

Am andern Tage stand er von Morgens acht Uhr an unter dem daselbst befindlichen Baldachin in Parade, einfach, ganz wie im Leben bei festlicher Gelegenheit angethan; das dünne eisgraue Haar etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt. Ruhig sinnender Ernst sprach aus den erbleichten Zügen des Gesichts. Krückstock, Degen und Schärpe lagen über Kreuz auf einem Taburet neben ihm. So war er den ganzen Tag zu sehen.

Tausende waren auf die Trauerkunde vom Lande, von den kleinen Städten, aus Berlin herbeigeströmt, um den einzigen Landesvater Einmal noch im Sarg zu betrachten. Es war ein rührender Anblick, die Hülle des Geistes zu sehen, dessen Thaten ewig in der Weltgeschichte leben werden, und welche eher den Gebeinen eines Kindes, als denen eines Mannes ähnlich war; nur das Angesicht bewahrte das letzte augenscheinliche Bild von seiner Größe. Bei dem Anblick des Uebrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Handvoll Knochen solcher wunderbaren Kraft habe zum Wohnplatz dienen können.

Wahre Trauer erfüllte alle Herzen, und wenn auch der Einzelne hie und da Mißvergnügen empfunden, wenn auch manches Unbequeme in der Verwaltung gefühlt wurde: jetzt durchbebte das ganze Volk der entsetzliche Schlag eines solchen Verlustes!

Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit, weit hervorragte über die gewöhnlichen gekrönten Häupter, der gerade so lange, wie sein großer Geistesverwandter Karl der Große, 46 Jahre, am Ruder gesessen, mit einer Kraft, mit einem Blick, mit einem Willen, wie, so lange die Geschichte denkt, wenigen Sterblichen eigen war.

Friedrich war nicht mehr, welcher die Zierde und der Stolz, der Vater und Erzieher, der wohlthätige Freund und Genius seines Volks gewesen: das wußte selbst der Einfältigste, das fühlte selbst der Stumpfsinnigste wohl. In diesem Sinn hatte Preußen eine wahre Landestrauer.

Friedrich hatte schon in der Heiterkeit der frischen Lebenskraft an seine Gruft gedacht und auf den Höhen von Sanssouci, wo man von der Südostseite des Schlosses sich der schönsten

Aussicht freut, bestattet werden wollen, auch in seinem letzten Willen so verordnet. Aber die Gruft auf den Terrassen schien nicht ganz würdig zu sein und der neue König wählte dafür den Platz neben Friedrich Wilhelms des Ersten Ruhestätte unter der Kanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam.

Dahin setzte sich der Zug den 18. Abends 8 Uhr in Bewegung, begleitet von den Generalen und Offizieren, von dem Magistrat der Stadt und von des verstorbenen Königs Hofstaat. Zwei Prediger gingen der Leiche entgegen und begleiteten sie, indem die Orgel: „Dein sind wir, Gott, in Ewigkeit" mit gedämpften Tönen spielte, bis zum Eingang des Gewölbes.

Der üblichen Gedächtnißpredigt wurde in der ganzen Monarchie die Stelle aus 1. Chronikon 18, 8 zum Grunde gelegt: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben."

Das feierliche Leichenbegängniß fand den 9. September in der Garnisonkirche zu Potsdam statt, wobei unter Flöten- und Saitenspiel eine lateinische Trauerkantate vom Marquis Lucchesini, von Reichardt in Musik gesetzt, gesungen wurde. Es wurde dieses Ehrenfest grade so eingerichtet, wie es bei Friedrich Wilhelms des Ersten Tode war gehalten worden."

Die ergreifende Schilderung, welche uns Preuß hier über den Schmerz des Volks beim Hingang des großen Königs macht, ist dem Enthusiasmus entsprossen, den der Biograph für den Helden fühlt, nach andern Zeugnissen, denen wir Vertrauen zu schenken volle Veranlassung haben, wir nennen das des Grafen Mirabeau, eines eifrigen Bewunderers Friedrichs des Großen, war die Trauer des Volks nicht so groß.

Jene Begeisterung, welche die siegreichen Schlachten des siebenjährigen Krieges im Volk und besonders in dem von Berlin erzeugt hatte, war längst verrauscht, in frischem Andenken aber standen die Bedrückungen der französischen Regie, die Plackereien der Kaffeeriecher und manche scharfe Kabinets-Ordre, durch welche der König die Sympathien der Berliner verletzt hatte. Das Volk von Berlin liebte den großen König nicht, es bedurfte der Regierung seines Nachfolgers, Friedrich Wilhelms II., um den

Berlinern klar zu machen, was sie durch den Tod Friedrichs verloren hatten.

Zum Schluß dieses Abschnitts übergeben wir unsern Lesern noch einen Auszug des Testaments*) Friedrichs des Großen, welches dieser am 8. Januar 1769 niedergeschrieben hatte. Es lautet in der Uebersetzung:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblick der Geburt an bis zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten.

Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe, zu regieren, glücklich und blühend zu machen.

Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Manneszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europens den Vorrang erhalten hat.

Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familien-Angelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

1) Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich

*) In der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß finden unsere Leser das vollständige Testament sowohl im französischen Originaltext als in der Uebersetzung; das Original desselben befindet sich im königlichen Archiv zu Berlin.

mag weder geöffnet, noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci, oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten dem besten Ort und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

2) Ich überlasse meinem lieben Neffen Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz in dem Zustand, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staat zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volks angewandt werden darf.

3) Sollte sich's nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll sie mein Neffe entrichten. Das ist mein Wille!

4) Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordre ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schloß frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr, als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfad abgewichen, gebührt.

5) Nun zur Allodialverlassenschaft! Ich bin nie weder geizig, noch reich gewesen und habe folglich auch nicht

viel eignes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besondern Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

6) Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahle:"

Es folgen nun die Legate, bei denen sämmtliche Verwandte des Königs, seine Offiziere und Diener bedacht sind, dann fährt das Testament fort:

„Sterbe ich auf einem Feldzug, so ist mein Universalerbe nicht gehalten, die Vermächtnisse auszuzahlen, bis nach hergestellter Ruhe. Während des Krieges hat Niemand das Recht, etwas zu fordern.

Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ohngefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt: und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth, als die Uebrigen.

Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständniß zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheil des Staats aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reichs sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am Besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am

Tapferften vertheidigte Staat sein; o, möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!

Den regierenden Herzog Karl von Braunschweig ernenne ich zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens. Von seiner Freundschaft, Aufrichtigkeit und Redlichkeit erwarte ich die Vollziehung desselben."

IX. Abtheilung.

Berlin im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts
und
im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm II. an der Leiche Friedrichs des Großen. Erste Regierungs-Maßregeln. Leutseligkeit des Königs. Der Vielgeliebte. Aufhebung der Regie, der Tabacks-Administration und der Monopole. Der König und Prinz Heinrich. Das allgemeine Landrecht. Wöllner. Die Rosenkreuzer. Das Religions-Edikt. Die Censur. Die Examinations-Kommission. Preßprozesse. Die Fäulniß vor der Reife.

Friedrich der Große hatte seinem Erben ein weit ausgedehntes, zerstückeltes Reich hinterlassen, ein Reich, umringt von Feinden, eine Krone, welche in ihrem Glanz nur durch eine mächtige Armee aufrecht erhalten werden konnte.

Diese Armee war der Krebsschaden, der an dem Wohlstand des Landes nagte. Der Ruhm des siebenjährigen Krieges übertünchte alle Schwächen des preußischen Heeres, man ahnte nicht, daß dasselbe zum Friedensheer, zur Maschine ohne Geist herabgesunken sei, der selbst der mächtige Geist Friedrichs des Großen

in einem ernsten Kriege schwerlich ein neues Leben hätte einflößen können.

Dem Nachfolger des großen Königs wird daher mit Unrecht die Schuld aufgebürdet, daß durch ihn das preußische Heer demoralisirt worden sei!

Wie im Heer äußerer Glanz und innere Hohlheit sich vereinten, so auch in der Verwaltung; Friedrichs Ruhm verdeckte die Schäden, welche durch das verderbliche Merkantilsystem, durch einen, jede geistige Frische zerstörenden, in alle Details eindringenden, die Beamten zur geistlosen Maschine herabwürdigenden Absolutismus geschaffen worden waren.

Der Staat Friedrichs des Großen galt in Europa als ein Musterbild, weil Niemand die innere Fäulniß desselben kannte, der gewaltige Geist eines einzelnen Mannes hatte die ungeheure Maschine zusammengehalten und geleitet, sie erschien als ein einiges Ganzes und dennoch litt sie an tiefer, innerer Zerrissenheit, welche sich offenbaren mußte, sobald Friedrich die Augen schloß.

Die Geschichte ist nicht immer gerecht. Der schnelle Verfall des preußischen Staats bis zum Jahre 1806 hin wird meistens allein der kurzen Regierung Friedrich Wilhelms II. zur Last gelegt; eine wie große Schuld dieser aber auch tragen mag, allein schuldig ist er nicht, der Keim des Verfalls war vorhanden, als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg und er entwickelte sich unter seiner Regierung mit trauriger Schnelligkeit.

Friedrich Wilhelm hatte sich, als er von dem bevorstehenden Tode des Königs unterrichtet worden war, in den letzten Tagen desselben auf seinem Weinberge in Potsdam aufgehalten; eine schriftliche Anzeige des Minister von Hertzberg machte ihm sofort nach dem Tode Friedrichs die Mittheilung, daß er König geworden sei. Er eilte nach Sanssouci, wo er gegen 3 Uhr des Morgens ankam.

Man erzählt, daß er beim Anblick der Leiche des großen Königs in Thränen ausgebrochen sei und daß er lange in stiller Betrachtung am Fuße des Todesbettes gestanden habe; der Kammerhusar Schöning mußte ihm die letzten Augenblicke Friedrichs beschreiben, dann befahl er, daß eine Todtenmaske von dem Gesicht des Verstorbenen abgenommen werde, um die Züge des

größten preußischen Fürsten unverfälscht den Nachkommen zu erhalten.

Friedrich Wilhelm hatte hierdurch die Achtung, welche er dem Anstande gemäß dem Verstorbenen widmen mußte, bezeugt, einen übermäßigen Schmerz aber fühlte er nicht, er hatte ja den Augenblick, der ihn aus langer trauriger Abhängigkeit befreien mußte, seit Jahren herbeigesehnt.

An der noch nicht erkalteten Leiche des Verstorbenen umarmte er seinen treuen Kämmerer Rietz, den Genossen seiner Vergnügungen, und zum Lohne für seine treuen Dienste ernannte er ihn am Todtenbette Friedrich des Großen zum Schatzmeister.

Friedrich Wilhelm war, als er den Thron bestieg, von dem Wunsche beseelt, ein guter und gerechter König zu werden; er hatte selbst schwer unter dem strengen und oft ungerechten Regiment seines Oheims gelitten, sein Bestreben ging daher dahin, die Wunden zu heilen, welche Friedrich der Große geschlagen hatte. Seine erste Regierungs-Zeit zeigt, daß er vom ernsten Willen, Gutes zu schaffen, durchdrungen war.

Er stand beim Tode seines Oheims schon im vorgerückten Alter; er war 42 Jahre alt. Von großer, fast herkulischer Gestalt — man hat ihm deshalb den Beinamen des Dicken gegeben — liebte Friedrich Wilhelm die Ruhe und Bequemlichkeit, welche seine Körper-Konstitution ihm nothwendig machte; trotzdem aber vertiefte er sich mit Ernst und Anstrengung in die Regierungs-Geschäfte. Er, der früher jede Arbeit gescheut hatte, der nur schwer zu bewegen gewesen war, ein wissenschaftliches oder politisches Gespräch zu unterhalten oder einen Brief zu schreiben, stand jetzt Morgens früh auf und arbeitete viele Stunden lang mit seinen Räthen und Ministern.

Die verdienstvollen Rathgeber Friedrichs des Großen blieben nicht nur in ihren Aemtern, sondern wurden mit Auszeichnungen überhäuft; dem Minister v. Hertzberg, dem geistreichsten Rath Friedrichs, hing der König eigenhändig das Band des schwarzen Adlerordens, des höchsten Ordens in Preußen, um, indem er sagte:

„Ich thue hiermit weiter nichts, als was mein verstorbener Oheim schon längst hätte thun sollen.“

Einige Wochen später bewies er dem Minister seine Hochachtung von Neuem, indem er ihn bei der Huldigungsfeier zum Grafen ernannte.

Auch andere bewährte Diener des Verstorbenen wurden durch Belohnungen ausgezeichnet; viele Bürgerliche wurden geadelt zum Verdruß der Altadligen, welche darüber und zum Theil nicht mit Unrecht laut skandalirten, denn bei dieser Gelegenheit zeigte sich schon, daß der König dem Einfluß seiner Günstlinge zugänglich sei.

Unter den Geadelten waren Viele, welche kein andres Verdienst, als die Gunst des Kämmerers Rietz hatten; dieser trieb einen einträglichen Handel mit Adelsdiplomen und Johanniterkreuzen, welche auf seine Verwendung hin manchen unwürdigen Subjekten verliehen wurden.

Der alte Adel nannte deshalb die vom König Friedrich Wilhelm geadelten Bürgerlichen nicht anders, als „die neugebacknen 86er" und ein Zeitgenosse spricht sich über den neuen Adel jener Zeit charakteristisch aus, indem er in seinen berühmt gewordenen „vertrauten Briefen" sagt:

„So mancher preußische Edelmann, dessen Söhne jetzt auf ihre Ahnen pochen, ist nicht vom König, sondern vom Kammerdiener geadelt worden."

Wenn auch der Adel über die neugebacknen 86er wüthend war, das Volk theilte seinen Aerger nicht; es sah mit Freuden, daß der König von jener Verachtung der Bürgerlichen, welche Friedrich der Große so oft gezeigt hatte, vollkommen frei war.

Im einfachen blauen Rock mit metallenen Knöpfen ging Friedrich Wilhelm häufig gegen Mittag zu Fuß im Thiergarten spazieren; kein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Kammerherren begleitete ihn, nur in der Ferne folgte ihm ein Jäger, um seine etwaigen Befehle zu erwarten.

Bei diesen Spaziergängen sprach der König im freundlichsten Ton mit den Kindern, deren Spiele er beobachtete, welche er über ihre Eltern und über ihre Unterrichtsstunden ausfragte und ebenso herablassend zeigte er sich auch gegen die Bürger, mit denen er etwa zufällig in das Gespräch kam.

Der König behandelte diese stets mit der größten Höflichkeit, ja er nannte dieselben sogar „Sie", was von einem Für-

sten bisher unerhört gewesen war, denn die Handwerker waren daran gewöhnt, von den Vornehmen am Hofe, selbst von den geringern Adligen mit „Er" angeredet zu werden.

Diese Leutseligkeit, welche dem Könige vom Volke hoch angerechnet wurde, behielt Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierung bei, und gerade durch dieselbe hat er sich den Haß des Adels, der den Verlust seiner Vorrechte fürchtete, zugezogen.

Bei den Redouten, von denen wir noch weiter sprechen werden, hob Friedrich Wilhelm die bis dahin bestehende Bevorzugung des Adels auf; für diesen waren bisher besondere Plätze reservirt gewesen; der König bestimmte, daß fortan jeder Gast, gleichgültig ob bürgerlich oder adelich, hingehen könne wo er wolle; er erschien selbst mit seiner Familie im Maskenanzuge auf den Redouten und sprach freundlich mit allen Bürgern, um das Vergnügen derselben zu erhöhen.

Auch später noch, im Jahre 1794, zeigte Friedrich Wilhelm dieselbe Freundlichkeit gegen den Bürgerstand, indem er bei der Hochzeit seines Sohnes, des Prinzen Louis, den Befehl gab, daß alle anständig gekleideten Bürger gegen eine Eintrittskarte im königlichen Schlosse Zutritt haben sollten. Es strömte infolge dieses Befehls eine so große Menschenmenge in das Schloß, daß es kaum möglich war, für die sich zur Trauungs-Ceremonie begebenden Personen einen Weg herzustellen. Trotzdem durfte keiner der Bürger zurückgewiesen werden, und der König grüßte auf dem ganzen Wege durch die Zimmer des Schlosses die gedrängt Herumstehenden auf's Freundlichste.

Friedrich der Große hatte seit vielen Jahren vom Berliner Volke ganz abgesondert gelebt, die Bürger hatten den greisen König nicht geliebt, sondern nur gefürchtet, sie zitterten, wenn er sie mit seinen großen blitzenden blauen Augen durchdringend anschaute.

Da war Friedrich Wilhelm II. ein ganz anderer Mann, so herablassend und freundlich, so ganz und gar nicht stolz, er gewann im Sturm die Herzen der Berliner. Es wird ja einem König so leicht, sich die Liebe des Volkes zu erwerben, wenn er sich nur die geringste Mühe darum geben will.

Der Schmeichelname, Friedrich Wilhelm der Vielgeliebte, ist

damals entstanden; das Volk gab ihn dem Könige, von feilen Zeitungs- und Geschichtsschreibern aber ist er gebraucht worden, als schon längst die Verachtung der Liebe gefolgt war.

Friedrich Wilhelm bestrebte sich in seinen ersten Regierungs-Jahren, den schönen Namen des Vielgeliebten zu verdienen, eine Reihe von Verfügungen wurde getroffen, welche sämmtlich wohlgeeignet waren, die Zufriedenheit des Volkes zu erhöhen. Die Ungerechtigkeit, welche Friedrich der Große im Arnold'schen Prozesse begangen hatte, wurde durch eine neue Untersuchung gut gemacht, die unschuldig eingekerkerten Räthe wurden ihrer Haft entlassen. Gegen den verhaßten Geheimen Rath de Launay, den Beförderer der abscheulichen französischen Regie wurden die Untersuchungen eingeleitet; diese ergaben sich jedoch als fruchtlos, denn de Launay war ein rechtschaffener Mann, dem kein Betrug, keine Unterschlagung nachgewiesen werden konnte. Die Regie selbst wurde aufgehoben, das französische Gesindel, welches bei derselben angestellt war, entlassen, der Kaffeeverkauf wurde freigegeben, die Kaffee-Riecherei hörte auf und auch die verhaßte Taback-Administration wurde beseitigt.

Vom 1. Juni 1787 an konnte Jeder nach Belieben Taback bauen, fabriciren und verkaufen. Auch das Zucker-Monopol, welches bis dahin das Splittgerber'sche Handlungshaus in Berlin besessen hatte, hörte auf; allen Unternehmern, welche Lust hatten, Zucker-Raffinerien anzulegen, wurde dies gestattet, und der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er fernerhin keinen Kleinhandel, der zum Schaden Anderer einen Einzelnen bereichere, gestatten werde.

Hätte Friedrich Wilhelm in gleichem Schritt mit diesen Reformen einer fehlerhaften Handelspolitik Ersparungen im Staatshaushalt durch eine geordnete Finanzwirthschaft und durch Verringerung des stehenden Heeres eintreten lassen, dann würde der Jubel, der bei seinen Reformen im Volke laut wurde, ein bleibender gewesen sein, dies aber war nicht der Fall. Das Heer wurde nicht vermindert, sondern vermehrt, Günstlinge und Maitressen, sowie auswärtige, nicht zum Schutz des Landes, sondern für dynastische Interessen geführte Kriege, welche der Geschichte Berlins zu fern liegen, als daß wir hier näher auf dieselben ein-

gehen könnten, verschlangen ungeheure Summen, zu deren Aufbringung eine Erhöhung der Steuern nothwendig war.

Schon unmittelbar nach Aufhebung der Regie, des Kaffee-Monopols und der Tabacks-Administration mußten neue Auflagen geschaffen werden. Da wurde eine Mehl- und Tabacks-Accise eingeführt und die Weizensteuer erhöht, da vergrößerte man die Abgaben auf Salz, Zucker und die Stempelgebühren und damit nicht genug; da auch diese Summen nicht zureichten, um den Staatshaushalt fortzuführen, wurde ein Zuschlag zur Accise erhoben, von jedem Thaler 1 Groschen, und später sogar 1 Groschen 4 Pfennig, gewissermaßen eine Accise von der Accise.

Die Berliner, welche Anfangs gejubelt hatten, daß sie nun wieder billigen Taback rauchen und guten selbstgebrannten Kaffee trinken konnten, sahen bald genug ein, daß sie um Nichts gebessert seien, denn gerade diejenigen Bedürfnisse, welche jeder Einzelne im Haushalt hatte, Mehl, Salz, Zucker u. s. w. wurden mit hohen Abgaben beschwert. Wenn früher nur die Raucher und Kaffeetrinker geschimpft hatten, so schimpften jetzt Alle.

Die nachtheiligen Folgen der neuen Besteuerung wurden dem Volke durch eine Schrift klar gemacht, welche in jenen Tagen erschien, um für die Vorzüge der Tabacks-Administration zu streiten. Der anonyme Verfasser brachte für seine Ansicht alle die Gründe vor, welche von den Freunden der Monopole und indirekten Steuern stets angeführt worden sind, Gründe, so seicht und wenig stichhaltig, daß sie mit Leichtigkeit hätten widerlegt werden können; trotzdem aber fanden sie Gehör bei dem Volke, da an die Stelle der einen schlechten Steuer nur eine eben so schlechte, vielleicht eine noch schlechtere getreten war, und da Jedermann den Druck der neuen Auflagen fühlte.

„Wehe Euch Hausvätern", so rief der Verfasser in seiner Schrift aus, „eure Sorgen, eure Lasten rühren keinen hartherzigen Finanzier mehr. Ihr sollt Brod, Fleisch, Bier, Salz, Syrup, Zucker und vermöge der Nachschußaccisen überhaupt alle Lebensbedürfnisse jedes Jahr theurer bezahlen, damit müßige Weibsleute oder weibische Mannsleute wohlfeilen Kaffee trinken und alle unnützen Pflastertreter mit geringeren Kosten die Tabagieen besuchen können."

Die Schrift machte großes Aufsehen, sie war den Räthen Friedrich Wilhelms im höchsten Grade unbequem und diese sahen sich daher veranlaßt, dem Könige die Mittheilung zu machen, daß ein aufrührerischer Federheld es gewagt habe, das Volk zum Hasse gegen die königliche Regierung aufzuwiegeln. Friedrich Wilhelm, der leicht einem schlechten Rathe zugänglich war, ließ sich bewegen, in den Zeitungen eine an den General-Fiskal gerichtete Kabinets-Ordre bekannt zu machen, in welcher ausgesprochen wurde, daß Se. Majestät eifersüchtig auf die Liebe seiner getreuen Unterthanen, die durch die Schrift über die Tabacks-Administration erschüttert werden solle, den Befehl gebe, nicht nur diese Schrift zu konfisciren, sondern auch den elenden Schriftsteller, der es gewagt habe, sie herauszugeben, zur Verantwortung zu ziehen. Da der Verfasser nicht genannt war, so wurde in den Zeitungen eine Belohnung von 100 Thalern für denjenigen, der denselben angeben würde, ausgeboten.

Der abscheuliche Verbrecher fand keinen Verräther, aber er meldete sich selbst, und es erregte kein geringes Aufsehen in Berlin, als man erfuhr, daß der geächtete Schriftsteller Niemand Anders sei, als ein hoher Staatsbeamter, der Geheime Legationsrath von Borck, der Sohn des verstorbenen Staatsministers, ein Verwandter des ehemaligen Erziehers des Königs.

Auch bei Hofe war man über diese Entdeckung ebensosehr erstaunt als wenig erfreut, und von einer Fortsetzung des Prozesses war jetzt keine Rede mehr.

Die Staats-Ausgaben wuchsen unter der Regierung Friedrich Wilhelms von Jahr zu Jahr, bald genügten auch die neuen und erhöhten Steuern nicht mehr, um sie zu decken. Im Jahre 1792 war schon der von Friedrich dem Großen hinterlassene Schatz erschöpft und das Land mit 28 Millionen Thaler Schulden belastet. Immer mehr wuchsen die Ausgaben und dadurch sah sich endlich Friedrich Wilhelm noch im letzten Jahre seiner Regierung 1797 veranlaßt, zu denselben fehlerhaften Finanzmitteln zurückzukehren, welche er im Jahre 1787 verdammt hatte.

Am 7. August 1797 erschien ein königliches Edikt, welches den Handel mit Taback wieder zu einem Regierungs-Monopol machte, und obgleich nun der Druck einer Tabacks-Administration von Neuem auf dem Volke lastete, obgleich alle diejenigen Fabri-

kanten, welche im Vertrauen auf das ausdrückliche Versprechen des Königs, daß niemals wieder eine Tabacks-Administration stattfinden solle, ihr Vermögen in der Anlegung von Tabacks-Fabriken verbraucht hatten, dem Ruine preisgegeben waren, denn man nahm ihnen die vorhandenen Waarenvorräthe mit Gewalt fort und zahlte ihnen für dieselben nur höchst unbedeutende Entschädigungspreise, so blieben doch die erhöhten Accisen, welche für die Tabacks-Administration eingeführt worden waren, jetzt neben derselben in Kraft.

Aehnlich wie auf dem Gebiete der Handels-Gesetzgebung sehen wir auch auf allen andern Gebieten des Staatslebens in der 11jährigen Regierung Friedrich Wilhelms einem kurzen Fortschritt den schnellen Rückschritt folgen. Friedrich Wilhelm hatte bei seinem Regierungs-Antritt einen Anlauf genommen, der seiner Natur zuwider war; nur kurze Zeit vermochte er sich zur ernsten Arbeit zu zwingen, dann ließ er in derselben nach und bald genug gab er sich wieder ganz dem süßen Nichtsthun, dem Strom der Vergnügungen, dem sinnlichen Genuß in den weichen Armen seiner Maitressen hin, indem er die Regierungs-Geschäfte seinen Günstlingen und den Kreaturen derselben überließ. Nicht einmal die eingehenden Briefe las er mehr, viel weniger die Berichte über langweilige Regierungs-Verhandlungen; er setzte oft genug seinen Namen unter Kabinets-Ordres, ohne sie gelesen zu haben, fast immer aber, ohne sich die Mühe zu geben, über sie nachzudenken.

Bei dem Widerwillen, welchen Friedrich Wilhelm von jeher gegen geniale, ihn geistig überragende Männer gehabt hatte, konnte es nicht fehlen, daß ihm bald die alten tüchtigen Minister Friedrichs des Großen unbequem wurden. Anfangs folgte er wohl dem Rathe des Grafen Hertzberg und auch in den ersten Tagen dem seines Oheims, des geistreichen Prinzen Heinrich, und so lange er dies that, zeigte sich in Preußen ein rüstiger Fortschritt. Da stellte sich der König an die Spitze derer, welche die alte französische Richtung der Regierung Friedrichs des Großen in eine deutsche umwandeln wollten, da wurde das neue Allgemeine Gesetzbuch für den preußischen Staat, welches unter Friedrich begonnen worden war, vollständig ausgearbeitet und sogar den halb vergessenen Landständen zur Berathung unterbreitet. Wissenschaft

und Kunst wurden gefördert, der Jesuitenorden, der im katholischen Preußen eine bedeutende Macht erlangt hatte, wurde aufgehoben und sein Güterbesitz an die katholischen Schulen und die Universitäten zu Halle und Frankfurt a. d. O. vertheilt.

Der Einfluß Hertzbergs und des Prinzen Heinrichs war indessen nicht von langer Dauer. Der alte Prinz machte sich bald bei dem König so unbeliebt als möglich; er zeigte, daß er herrschen wollte und dies verträgt ein regierender Fürst nicht leicht. Bald nach seiner Thronbesteigung brach Friedrich Wilhelm mit seinem Oheim vollständig.

Als er einst mit dem Feldmarschall Möllendorf vor dem Palais des Prinzen vorüberritt, fragte er denselben:

„Spricht man wohl von meinem Oheim?"

„Sire", war die Antwort, „alle Welt spricht von dem Prinzen und Jedermann glaubt, daß Ew. Majestät ihn an die Spitze der Staatsgeschäfte stellen werden."

Eine solche Antwort beleidigte den König, er biß sich in die Lippen und wie man erzählt, brummte er vor sich hin:

„Er möchte gern ein Königreich verspeisen, dieses aber soll ihm zwischen den Zähnen stecken bleiben."

Von diesem Tage an wollte er nichts mehr vom Prinzen wissen und auch dieser entfernte sich mehr und mehr vom Könige, denn die Aeußerung desselben war ihm hinterbracht worden. Unwillig rief Prinz Heinrich aus:

„Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, er verachtet Sitte und Anstand und läßt sich von seinen Günstlingen und Maitressen an der Nase herumführen; er ist faul und wird nur die Menge der königlichen Nichtsthuer vergrößern."

Damit war der Bruch des Prinzen und des Königs entschieden.

Auch Hertzberg verlor bald seinen Einfluß; er blieb noch einige Jahre zum Schein Minister, dann aber nahm er im Mai 1791 seine Entlassung, und von dieser Zeit an erhielt der Rückschritt in der inneren Entwickelung Preußens während der Regierung Friedrich Wilhelms II. eine fortwährende Steigerung. Es zeigte sich dies auch bei der Einführung des Landrechts, jenes schon erwähnten allgemeinen Gesetzbuches für den preußischen Staat.

Unsere Leser erinnern sich der Vorarbeiten, welche unter Friedrich dem Großen zur Beschaffung eines solchen Gesetzbuches gemacht worden waren; die tüchtigsten Rechtsgelehrten arbeiteten an demselben. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung befahl Friedrich Wilhelm am 27. August 1783 dem Großkanzler Carmer, daß derselbe unermüdlich mit der Arbeit an diesem Werke fortfahren lassen sollte.

Diesem Befehle wurde genügt und schon im Jahre 1788 konnte, wie erwähnt, der vollendete „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten" der Ritterschaft und den übrigen Ständen in den Provinzen zur Prüfung übergeben werden.

Die Stände erhielten die Aufforderung, ganz frei und ohne Rückhalt sich über das Gesetzbuch zu äußern, damit der König soviel als irgend möglich über die Gesinnungen und Wünsche seiner treuen Unterthanen in Beziehung auf ein solches Gesetz unterrichtet werde. Die Gesetz=Commission, der die weitere Bearbeitung des Gesetzbuches anvertraut war und an deren Spitze der berühmte Geheime Rath Suarez stand, erhielt nicht weniger als 80 dicke Foliobände ständischer Monita. Die ungeheure Arbeit, diese durchzulesen und an geeigneter Stelle zu berücksichtigen, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet; schon am 20. März 1791 konnte vermöge eines königlichen Patents das Gesetzbuch veröffentlicht werden; am 1. Juni 1792 sollte es Gesetzeskraft erlangen.

Das neue Gesetzbuch enthielt, wenn wir den Maaßstab der Zeit, in der es entstanden ist, anlegen und wenn wir bedenken, daß es für einen Staat geschaffen war, in dem ein absoluter König herrschte, einen ungeheuren Fortschritt; es sprach Grundsätze aus, welche man fast revolutionair nennen konnte. Die Publicirung wurde deshalb von dem gebildeten Theil des Volkes mit Freuden begrüßt und um so größer war die allgemeine Enttäuschung, als plötzlich durch eine Verfügung vom 18. April 1792 der Einführungs=Termin auf unbestimmte Zeit vertagt wurde.

Vergeblich wendete sich der Großkanzler an den König und stellte ihm vor, welche Rechtsunsicherheit durch solche Vertagung erzeugt werden würde; er wurde abschläglich beschieden. Die

nächsten Umgebungen des Königs, welche denselben vollständig beherrschten, hatten ihn gewarnt vor dem revolutionären Geist, der in dem neuen Gesetzbuch walte; seine Krone werde bedroht, wenn dasselbe eingeführt werden würde, denn in demselben herrschten jene Grundsätze, welche in Frankreich die Revolution erzeugt hätten.

Der Großkanzler konnte nichts weiter erlangen, als daß ihm am 12. November 1793 ein Kabinets-Befehl ertheilt wurde, aus dem neuen Gesetzbuch alle jene Sätze zu entfernen, welche das Staatsrecht und die Regierungs-Form beträfen und welche die Gewalt des Königs vermindern könnten; binnen 14 Tagen sollte er dies abgeänderte Gesetzbuch vorlegen.

In Folge des Befehls wurde mancher treffliche Paragraph gestrichen, da aber die Arbeit eilig geschehen mußte, so blieben doch viele gute Bestimmungen in dem neuen Gesetzbuche, welches den Namen Allgemeines Land-Recht erhielt, stehen und merkwürdiger Weise auch die Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit, nach der alle Verordnungen des Königs vor der Vollziehung der Gesetz-Commission vorgelegt werden sollen.

Das revidirte Gesetzbuch wurde am 5. Februar 1794 publicirt und trat mit dem 1. Juni desselben Jahres in Kraft.

Am schroffsten und grellsten trat der Rückschritt während der Regierung Friedrich Wilhelms auf geistigem Gebiete hervor; das berüchtigte Wöllner'sche Religions-Edikt und die Beschränkung der geringen noch in Preußen herrschenden Preßfreiheit waren eine Frucht desselben.

Es ist eine alte Erfahrung, welche zu allen Zeiten und in allen Ständen gemacht worden ist, daß die üppigste Sinnlichkeit meist im engsten Verbande steht mit religiöser Schwärmerei. Auch Friedrich Wilhelm neigte sich der mystischen Frömmelei zu und diese Neigung machte ihn zum Gönner eines Mannes, der kein anderes Verdienst, als das eines orthodoxen Glaubens hatte, des berüchtigten Wöllner.

Wöllner war der Sohn eines Landgeistlichen, er hatte in Halle Theologie studirt, wurde darauf Hauslehrer bei dem Rittergutsbesitzer von Itzenplitz und erhielt später die Pfarrstelle auf dem Gute desselben. Er blieb nicht lange Pfarrer, sondern zog es vor, auf Bitten seines frühern Schülers diesem bei der Be-

wirthschaftung seiner bedeutenden Güter beizustehen; er heirathete die Schwester desselben und verband sich dadurch mit dem einflußreichen Adel.

Wöllner war ein tüchtiger Landwirth, er erwarb sich um die Verwaltung der Itzenplitzschen Güter nicht unbedeutende Verdienste; auch schrieb er für die bei Nicolai erscheinende allgemeine deutsche Bibliothek manche gute wissenschaftliche Aufsätze aus dem Gebiete der Land- und Staatswirthschaft, er machte sich hierdurch in weiteren Kreisen bekannt und wurde dem Prinzen Heinrich empfohlen, der ihn nach Rheinsberg als Rath bei seiner Rentenkammer berief.

Hierdurch war er in den Kreis des Hofes gekommen und machte dort die Bekanntschaft des Herrn von Bischofswerder, ein Edelmann, der im hohen Vertrauen des Prinzen von Preußen stand.

Bischofswerder stammte aus einem armen adligen sächsischen Geschlecht. Er war im siebenjährigen Kriege als Cornet in's preußische Heer eingetreten, später im bairischen Erbfolgekriege hatte er unter dem Prinzen Heinrich eine selbst errichtete Jäger-Abtheilung kommandirt; nach dem Kriege kam er in das königliche Gefolge, wo er sich eng an den Kronprinzen anschloß und bald dessen unzertrennlicher Gesellschafter wurde. Die Freundschaft, welche Wöllner und Bischofswerder schlossen, war verhängnißvoll für den preußischen Staat, denn die beiden Freunde unterstützten sich fortan gegenseitig; einer hob den Andern, bis sie endlich gemeinsam, durch glückliche Verhältnisse begünstigt, Preußen beherrschten.

Wöllner wurde durch Bischofswerder dem Prinzen von Preußen zugeführt, dem er vom Jahre 1782 an Vorträge über Staatswirthschaft hielt; dafür erzeigte er sich dankbar und half seinem Genossen bei den Geisterbeschwörungen, durch welche, wie wir noch weiter erzählen werden, Bischofswerder einen unbegrenzten Einfluß über den abergläubigen Prinzen erhielt.

Durch Bischofswerder wurde Wöllner in den geheimen Orden der Gold- oder Rosenkreuzer eingeführt; er gewann hierdurch ein bedeutendes Ansehen, denn die Rosenkreuzer übten in Berlin einen weit reichenden Einfluß aus.

Es war damals in Deutschland ein wunderbarer Geistes-

kampf entbrannt, das Licht kämpfte gegen die Finsterniß, die Aufklärung gegen Aberglauben und Ueberglauben, und seltsam genug, beide kämpfende Parteien nahmen zu denselben Schutzwaffen ihre Zuflucht, beide suchten ihre Macht durch Bildung geheimer Gesellschaften zu vergrößern, beide nutzten den Freimaurerorden zu ihren Zwecken aus, beide hatten diesem seine seltsame geheimnißvolle Aufnahme-Feierlichkeit für ihre neu hinzutretenden Mitglieder entlehnt.

Die Illuminaten kämpften gegen die orthodoxe Kirche, gegen den Despotismus der Fürsten und Priester, sie wollten dem Volke die geistige und politische Freiheit erringen. Die Gold- oder Rosenkreuzer dagegen waren geheime Jünger des Katholicismus, den sie durch den Schutz der strengsten Orthodoxie in der protestantischen Kirche förderten; sie waren die Vorkämpfer für den tollsten Aberglauben und die wahnsinnigste Geisterseherei; ihren Anhängern versprachen sie die Herrschaft der Welt, sie gaben vor, im Besitze des Steins der Weisen zu sein und über unendliche Schätze zu gebieten.

Für die große Masse hatten sich beide Gesellschaften in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllt, sie wurden deshalb häufig mit einander verwechselt und daher kommt es, daß in viele Geschichtsbücher der Irrthum übergegangen ist, der geistige Rückschritt in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms sei den Illuminaten zuzuschreiben, welche die Herrschaft am Hofe erlangt hätten, während er eine Frucht der Bestrebungen der Rosenkreuzer ist.

In Berlin war der in ganz Deutschland herrschende Kampf der streitenden Parteien ein besonders heftiger; hier fand er den günstigsten Boden. Die Illuminaten fanden ihren Schutz in den aufgeklärten Gelehrten, unter denen sich besonders Nicolai auszeichnete, der in seiner neuen allgemeinen deutschen Bibliothek unermüdlich gegen die Rosenkreuzer kämpfte, seit Wöllner ihn selbst unter den seltsamsten Vorspiegelungen in den geheimen Bund derselben hatte aufnehmen wollen. Der Prediger Gallus erzählt dies folgendermaßen:

„Im Jahre 1782 wollte Wöllner den Buchhändler Nicolai, den muthigen Bestreiter aller Schwärmereien, zu seinen Ordens-

possen bekehren, weil er glaubte, daß er auf seinen Reisen Kenntnisse von vielen geheimen Wissenschaften und Verbindungen erlangt habe. Er entdeckte ihm im vollen Ernst das erstaunende Wunder, daß man im Orden eine magische Bouteille besitze, die ein Luftgeist verfertigt habe; er meldete ihm, daß ein Ritter des Tempelherrnordens, Jacob a Cuniculo, 1778 eine Deposition oder Zeugenaussage unterschrieben habe, worin die Geschichte eines erschienenen Geistes, welches hohe Glück einer gewissen Frauensperson widerfahren sei, erzählt und auf eine unwiderlegliche Art bewiesen wäre, daß Geister nicht nur erscheinen, sondern auch auf Menschen wirken könnten."

Nikolai ließ sich durch solche Vorspiegelungen nicht verführen, er stellte sich sogar fortan die Aufgabe, die Rosenkreuzer zu bekämpfen und führte gegen dieselben einen Streit, der um so verdienstvoller ist, als der feindliche Orden gerade in den höchsten Kreisen seine Stütze fand. Es bestanden drei Cirkel der Rosenkreuzer in Berlin, denen die vornehmsten Herren des Adels, die einflußreichsten Staatsbeamten angehörten.

Wöllner war die Seele des Ordens; er schrieb unter seinem Ordensnamen Chrysophiron für denselben eine Schrift:

„Die Pflichten der Rosenkreuzer alten Systems in den „Junioratsversammlungen, abgehandelt von Chrisophi„ron 1782. Nur für Ordens-Mitglieder gedruckt."

Er verstand es trefflich, sich in den mystischen Unsinn der Rosenkreuzer hinein zu arbeiten; eine Stelle aus einer von ihm gehaltenen, gedruckten Ordensrede mag davon Zeugniß geben; sie lautet:

„Ich stehe am äußersten Ende flammender Morgensterne und das unermeßliche Gebiet der Geister nimmt mich auf. — Zürnet nicht, ihr erhabenen Meister der Kunst, die ihr am Ruder der Welt sitzt (ihr unbekannten Obern), wenn ein freier wißbegieriger Schüler es wagt, sein blödes, aber sehnsuchtsvolles Auge auf euch hin zu richten. Zürnet nicht, wenn er sein bebendes Knie vor euren Geheimnissen beugt und anbetend aus dunkler Ferne den frommen Wunsch thut: ach! daß es euch gefiele, gleich

jenem Engel seinen umwolkten Verstand zu erleuchten, daß er zur Ehre Gottes begreifen möge, wie alle verborgne Wirkung von der Einheit ausfließe und wie die Dreiheit das Siegel der Schöpfung sei."

Solcher Unsinn wurde von den Ordensbrüdern mit Entzücken vernommen, sie schwelgten in den bombastischsten Redensarten, welche ihnen der Inbegriff der Weisheit und Poesie waren. Wir können hier in das innere Wesen der geheimen Orden nicht weiter eindringen, nur von den Aufnahme-Feierlichkeiten wollen wir unsern Lesern noch eine kurze Beschreibung geben; sie wird genügen, um ihnen einen Begriff von den Mitteln zu verschaffen, mit denen die Rosenkreuzer auf die Phantasie ihrer Jünger wirkten. Ein Zeitgenosse erzählt:

„Wenn man einem Mann den erforderlichen Eifer einflößt, ihn zum Glauben geschickt gemacht, von einer Täuschung und einer Versprechung zur andern, alle Grade hindurch so weit geführt hat, daß er Worte für Sachen, Einbildungen für Wirklichkeiten, Körper für Geister annimmt; oder vielmehr, wenn man versichert ist, daß ein Mensch alle die traurigen Eigenschaften hat, die hier erforderlich sind, so macht man ihm den Antrag, sich dem Orden zu widmen und seine Entschließung, welche man schon als wankend kennt, durch eidliche Zusagungen zu bestätigen.

In der sehr gegründeten Furcht, daß er für Schrecken und Entsetzen bei der hierbei üblichen Formel zurücktreten möchte, hält man sie zurück und sagt ihm im Allgemeinen blos, daß er mit dem Himmel (!), welcher sein Rächerschwerd den Menschen übergeben habe, um es gegen die zu kehren, die ihr Wort brechen würden, einen Bund machen werde.

Sobald der übel unterrichtete Kandidat auf Treue und Glauben dessen, der ihn zur Einweihung vorbereitet, dies annimmt, wird er durch einen finstern Gang in einen sehr großen Saal geführt, dessen Decke, Fußboden und Wände mit schwarzem Tuch, mit hier und da angebrachten rothen Flammen und drohenden Schlangen, ausgeschlagen ist.

Drei düstere Lampen werfen von Zeit zu Zeit einen fast verlöschenden Schein in diesem traurigen Kreise umher, so daß

man die Trümmer der mit Trauerflor umhängten Leichname kaum unterscheiden kann; in der Mitte bildet ein Haufen Gerippe eine Art von Altar; auf der Seite stehen Bücher, deren einige Drohungen gegen die Meineidigen, andre aber die traurige Geschichte von der Rache des unsichtbaren Geistes enthalten.

Nach Verlauf von acht Stunden ziehen gräßliche Gestalten, mit Trauerschleiern hinter sich her, langsam durch den Saal und stürzen sich in die geöffneten Abgründe hinab, ohne daß man das Geräusch der Fallthüren oder ihres Falls hören kann. Man empfindet blos einen aufsteigenden häßlichen Gestank.

Der Eingeweihte bleibt 24 Stunden in dieser Freistatt der grausenvollsten Finsterniß mit einer Stille umgeben, die das Blut in den Adern erstarren möchte. Ein strenges Fasten hat seine Denkkraft schon geschwächt; zubereitete starke Getränke erschlaffen ihn anfänglich und rauben seinen benebelten Sinnen endlich alle Gefühlskraft. Zu seinen Füßen stehen drei große Becher, die mit einem grünlichen Getränk gefüllt sind. Das dringende Bedürfniß bringt sie zwar an die Lippen, aber eine unwillkürlich bange Furcht stößt sie wieder davon zurück.

Endlich erscheinen zween Menschen, welche wie Diener des Todes aussehen. Sie umwinden die blasse Stirn des Aufzunehmenden mit einem rothen Band, das mit Blut gefärbt und voll silberner Buchstaben, zwischen welchen das Bild der Jungfrau Maria von Loretto gemalt ist. Nun empfängt er ein kupfernes Krucifix, 2 Zoll lang. — Man vergesse nicht, daß Evangelische und Reformirte hier von Bildern und Reliquien Gebrauch machen, welche nach ihren Religionsgrundsätzen so hart und nachdrücklich verboten sind. —

An den Hals hängt man ihm Amulette mit einem violetten Tuch überzogen. Seine Kleider werden ihm ausgezogen und zween Aufwärterbrüder legen sie auf einen an dem andern Ende des Saals errichteten Scheiterhaufen. Man zeichnet auf seinem bloßen Körper blutige Kreuze und ein weiß angezogener sogenannter Geist bindet ihn mit einem rosenfarbigen Band.

In diesem Zustand der Duldung und Erniedrigung sieht er fünf mit Degen bewaffnete gräßliche Gestalten, deren ekelhafte Kleidung mit Blut befleckt ist, eilig auf sich zukommen. Ihr

Gesicht ist mit einem Schleier bedeckt; sie breiten einen Teppich auf dem Fußboden aus, knieen darauf, beten, bleiben hier mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen und werfen sich dann mit dem Gesicht zur Erde in ein tiefes Stillschweigen nieder. Diese beschwerliche Stellung dauert eine ganze Stunde lang.

Nach dieser ermüdenden Probe hört man klagende Töne; der Scheiterhaufen wird angezündet, aber er giebt nur einen blassen Schimmer; hier werden seine Kleider verbrannt; eine mehr als menschlich große und fast durchsichtige Gestalt geht aus dem Schoße der Flammen hervor.

Sobald die fünf hingestreckten Männer sie erblicken, verfallen sie in Zuckungen, die das Auge kaum aushalten kann — ein mehr als zu treues Bild von jenem schrecklichen Kampf, den der Sterbliche mit einem ihm überlegnen Uebel kämpft, von dem er endlich besiegt wird.

Hierauf durchdringt eine zitternde Stimme das Gewölbe und spricht die Formel der schrecklichsten Eidschwüre vor, welche nachgesprochen werden muß. Meine Hand zittert und ich halte mich fast für strafbar, sie nur herzusetzen:

„Im Namen des gekreuzigten Sohnes, schwöre, die fleischlichen Bande zu zerreißen, die Dich noch an Vater, Mutter, Brüder, Schwester, Gattinn, Anverwandte, Freunde, Könige, Obrigkeiten, Wohlthäter, kurz an irgend ein Wesen binden, dem Du Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienste angelobt haben magst.

„Entsage dem Ort, an dem Du geboren wurdest, um in einem andern Kreise zu leben, wohin Du aber nur, nachdem Du diesen vergifteten Erdball, den häßlichen Auswurf der Himmel, abgeschworen hast, kommen kannst.

„In diesem Augenblick bist Du von dem, Deinem Vaterland und den Gesetzen geleisteten vermeintlichen Eid frei und los; schwöre Deinem neuen Obern das, was Du wirst gethan, angenommen, gelesen, gehört, gelernt oder erdacht haben, zu entdecken und selbst dasjenige aufzusuchen und auszuspähen, was sich Deinen Blicken nicht darbot.

„Ehre und schätze die Aqua Toffana als ein sicheres, schleuniges und nöthiges Mittel, die Welt durch den Tod oder durch gänzliche Abstumpfung derjenigen, welche die Wahrheit herabzuwürdigen oder sie unsern Händen zu entreißen suchen, zu befreien.

„Fliehe Spanien, fliehe Neapel, fliehe jedes verfluchte Land, fliehe endlich auch die Versuchung, das zu verrathen, was Du hörst; denn schneller wie der Blitz wird Dich sonst der Dolch, wo Du auch immer seist, gewiß erreichen.

„Lebe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

In dem Augenblick, wenn der Duldende die nämlichen Worte nachsprechen will, wird ein Leuchter mit sieben schwarzen Kerzen vor ihm hingesetzt. Bei seinen Füßen steht ein Gefäß voll Menschenblut, womit man seinen Körper wäscht; auch trinkt er ein halbes Glas davon und spricht dann die unglücklichen Worte aus.

Ein kalter Schweiß läuft von seinen blassen Wangen herab. Kaum kann er auf seinen wankenden Füßen stehen. Die Brüder werfen sich zur Erde nieder — und er erwartet, von Gewissensbissen gefoltert und in eine Art von Wahnsinn versetzt, sein Schicksal zitternd — wie ruchlose Verbrecher von dem verübten Mord zurückkehren oder ein Orest den mörderischen Dolch aus dem Busen seiner Mutter zurückzieht.

Gleich nach dem Ende dieser Handlung geht der Aufzunehmende in ein Bad und wenn er aus diesem herauskommt, wird ihm eine Mahlzeit, die aus Wurzeln besteht, gereicht."

Hatten die neuen Mitglieder alle diese abscheulichen Feierlichkeiten durchgemacht, so wurden sie zu einem Festmahl geführt, welches sie durch ausgesuchte Genüsse für die überstandenen Qualen entschädigte.

Wöllner und Bischofswerder standen an der Spitze der Rosenkreuzer, die Jünger des Ordens waren ihre bereitwilligen Helfershelfer, diese ebneten ihren Führern die Wege, um sie zu den höchsten Staatsstellen zu tragen. Die beiden würdigen Freunde verstanden es, den Kronprinzen völlig zu umgarnen und

sie bewahrten ihre Herrschaft über denselben, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg.

So lange die alten Minister Friedrichs des Großen an der Spitze der Verwaltung standen, konnten Wöllner und Bischofswerder nicht unumschränkt herrschen, ihr Streben mußte daher dahin gerichtet sein, die Nebenbuhler zu entfernen.

Es gelang ihnen bald genug, Friedrich Wilhelm gegen die treusten Diener des Staats mißtrauisch zu machen, Hertzberg verlor seinen Einfluß, der Minister v. Zedlitz wurde beseitigt und jetzt konnten sich die beiden Bundesgenossen in die Herrschaft theilen, welche ihnen der arbeitsscheue König ja vollständig überließ.

Wöllner wurde Minister der geistlichen Angelegenheiten, er hatte dadurch vollkommene Gelegenheit, jene verhaßte, durch Friedrich den Großen in den preußischen Staat getragene Aufklärung zu bekämpfen. Eine seiner ersten Maßregeln war das berüchtigte Religions-Edikt vom 9. Juli 1788.

„Manche Geistliche — so heißt es in demselben — hätten sich zügellose Freiheiten im Lehrbegriff der Konfessionen erlaubt, sie hätten die Grundwahrheiten der christlichen Religion weggeleugnet, dagegen die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und andrer Sekten aufgewärmt und unter dem Namen der Aufklärung mit Unverschämtheit im Volk verbreitet; sie hätten die Bibel verfälscht und verdreht, den Glauben an das Geheimniß des Versöhnungswerks verdächtigt und dadurch dem Christenthum Hohn geboten.

Solchem Unwesen müsse gesteuert werden, denn es sei die erste Pflicht eines christlichen Regenten, die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erhalten.

Alle Prediger und Schullehrer in Preußen wurden daher bei Strafe der Kassation verwarnt, solche Irrthümer auf irgend eine Weise zu verbreiten; es dürfe keinem Geistlichen freistehen, nach Gutdünken in Religionssachen zu handeln oder die Grundwahrheiten der Religion anders zu lehren, als sie in der Kirche vorgeschrieben seien. Eine allgemeine Richtschnur müsse feststehen, die durch die sogenannten Aufklärer nicht geändert werden könnte.

Es sei deshalb der Wille des Königs darauf gerichtet, daß diese unabänderliche Ordnung festgehalten werde, obwohl der König sich keine Herrschaft über das Gewissen anmaßen wolle! Glauben könnten die Geistlichen, was sie wollten, lehren aber müßten sie nach Vorschrift."

Dies war im Wesentlichen der Inhalt des Edikts, dem noch außerdem Befehle über eine strenge Feier der Sonn- und Festtage und einige andere unwesentliche Bestimmungen beigefügt wurden.

Ein solches Edikt im Staat Friedrichs des Großen, in welchem Jeder nach seiner Façon selig werden sollte, mußte ungeheures Aufsehen erregen. Es war nur der erste Schritt im Kampf gegen die Geistesfreiheit, dem Religions-Edikt wurde würdig ein Censur-Edikt angereiht.

Der Großkanzler v. Carmer erhielt ein Kabinets-Schreiben folgenden Inhalts:

„Mein lieber Großkanzler v. Carmer!

Da ich vernehme, daß die Preßfreiheit in Preßfrechheit ausartet und die Bücher-Censur völlig eingeschlafen ist, mithin gegen dieses Edict allerlei aufrührerische Charteken gedruckt werden, so habt Ihr gegen die Buchhändler und Buchdrucker sofort den Fiscum zu excitiren und Mir übrigens Vorschläge zu thun, wie diese Bücher-Censur auf einen bessern Fuß eingerichtet werden kann. Ich will Meinen Unterthanen alle erlaubten Freiheiten gern accordiren, aber Ich will auch zugleich Ordnung im Lande haben, welche durch die Zügellosigkeit der jetzigen sogenannten Aufklärer, die sich über Alles wegsetzen, sehr gelitten hat.

Ich bin

Euer wohl affectionirter König

Friedrich Wilhelm."

Das Censur-Edikt erschien in Folge dieses Schreibens am 19. Dezember 1788; es ordnete die Anstellung von Censoren an, welche die Aufgabe haben sollten, alle Manuskripte vor dem Druck durchzulesen und die etwa in denselben wider das Staats-

wohl oder die Religion streitenden Stellen zu streichen. Wie in allen derartigen Gesetzen verwahrte sich auch in diesem der Gesetzgeber dagegen, daß er eine anständige Preßfreiheit beschränken wolle; § 2 des Edikts lautet:

„Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern oder sonst den Schriftstellern irgend einen unnützen oder lästigen Zwang aufzulegen, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was wider die allgemeinen Grundsätze der Religion, wider den Staat und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist oder zur Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt."

Das Erscheinen des Censur-Edikts erregte in Berlin eine allgemeine Aufregung. Die Presse hatte in der Hauptstadt eine mächtige Bedeutung gewonnen, große Kapitalien waren in zahlreichen Flug- und Zeitschriften angelegt, Buchhandel und Buchdruckerei, welche einträgliche Gewerbe geworden waren, sahen sich durch das neue Gesetz gefährdet; viele Schriftsteller lehnten sich gegen das Censur-Edikt auf.

In der nach Kiel verlegten allgemeinen deutschen Bibliothek erschienen gediegene Aufsätze gegen das Gesetz und auch der Buchdrucker Unger in Berlin beleuchtete dasselbe in Beziehung auf die Nachtheile, welche es für das Preßgewerbe haben müsse.

Es war ein ehrenvolles Zeichen für die Berliner Schriftsteller, daß Wöllner mit aller Mühe nicht gefügige Censoren genug finden konnte. Wie gern er auch die Freiheit des Gedankens ganz unterdrückt hätte, es gelang ihm nicht, denn die meisten Censoren schämten sich, Gedankenmörder zu sein. Sie strichen, indem sie sich auf den § 2 des Gesetzes beriefen, in den meisten Schriften nur wirklich gegen die Gesetze streitende Stellen.

Wöllner war hierüber häufig tief entrüstet. Einst las er eine Flugschrift, welche unter dem Titel „allgemeine Zustände" erschienen war. Dieselbe enthielt eine Stelle, in der der Verfasser sagte:

„Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind!"

Der würdige Wöllner fühlte sich getroffen und tief beleidigt; er ließ sofort den Konsistorialrath Cosmar, den Censor, rufen, las ihm die Stelle vor und fragte ihn wüthend:

„Habe ich Sie deshalb zum Censor ernannt, Herr Konsistorialrath, daß Sie dergleichen Beleidigungen zu drucken verstatten?"

Er erwartete sicher eine demüthige Entschuldigung, diese aber erhielt er nicht.

Der Censor verbeugte sich und fragte lächelnd:

„Befehlen Ew. Excellenz, daß ich anstatt des „Wehe dem Lande" drucken lassen sollte: „Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind?"

Gegen dies Argument vermochte Wöllner nicht zu kämpfen, er entließ den Censor und die Flugschrift wurde nicht konfiszirt.

Erst im Lauf der Jahre gelang es dem Minister, gefügigere Censoren zu finden. Ein käufliches Subjekt, der Geheime Rath Hilmer, erbot sich sogar freiwillig, die Censur über alle Monats-, Zeit- und Gelegenheitsschriften, sowie über alle moralischen und theologischen Bücher zu übernehmen. Wie zu erwarten stand, führte er das ihm übertragene Amt ganz zur Zufriedenheit Wöllners, indem er mit unbarmherzigem Stift die besten Gedanken aus den schriftstellerischen Erzeugnissen strich und so sank denn fortan die Berliner Presse immer mehr und mehr.

Auch Schriftsteller fanden sich, welche sich nicht schämten, dem mächtigen Minister zu Munde zu reden, Volksschriften erschienen, welche das Wöllnersche System schmeichelnd dem Volk anpriesen. Solchen Schriften wurde eine fast ungezügelte Preßfreiheit gestattet; sie durften über Personen, besonders über solche, welche dem Ministerium verhaßt waren, mit grenzenloser Frechheit schreiben, sie durften sich gegenseitig überbieten in Unanständigkeit und Unsittlichkeit.

Eine Wochenschrift, welche unter dem Titel „Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten, herausgegeben von Tlantlaquatlapatli" erschien und außerordentlich gelesen wurde — sie hat 12 Bände erlebt — ist eine wahre Musterkarte der gehässigsten Persönlichkeiten und zotigsten Geschichten. Der Herausgeber wurde mit jedem Jahre frecher und in den letzten Bän-

den wurde er so schamlos cynisch, daß selbst das damals an derbe Zweideutigkeiten gewöhnte Publikum von Ekel ergriffen ward. Die Abonnenten verloren sich und die Chronik mußte eingehen. Sie war der Vorläufer des noch jetzt existirenden „Beobachters an der Spree", der den Stadtklatsch in anständigerer Weise fortsetzte.

Wie Wöllner Anfangs trotz seines Censur-Edikts gegen die Presse fruchtlos stritt, so gelang es ihm auch trotz des Religions-Edikts nicht, die Glaubensfreiheit zu brechen und den Drang, den besonders das Volk in Berlin nach religiöser Aufklärung fühlte, zu unterdrücken.

Die Prediger und Schullehrer kümmerten sich wenig um das Religions-Edikt, sie predigten und lehrten, wie sie es vorher gethan hatten und sie wurden in ihrem Bestreben auch durch die Schul-Inspektoren nicht gehindert, denn diesen fiel es nicht ein, dem Wöllnerschen Prinzip gemäß die Schule zu überwachen.

Auch die Konsistorien hielten auf den Geist der Religion, nicht auf den Buchstaben; besonders zeichnete sich in dieser Beziehung das Ober-Konsistorium in Berlin aus, in welchem drei treffliche Männer, Teller, Zöllner und Gedicke, mit eiserner Festigkeit das Recht der religiösen Freiheit wahrten.

Das Religions-Edikt hatte, Dank der Energie vieler trefflicher Gelehrten, Prediger und Lehrer, Anfangs so gut als keine Wirkung, man lachte über dasselbe und schon glaubte man, Wöllner werde nicht im Stande sein, seine finstern Pläne auch nur theilweise zur Ausführung zu bringen.

Wöllner aber war entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, um seine Gegner zu bekämpfen. Durch den in allen Zeitungen und Flugschriften gegen ihn erhobenen offenen Tadel und sarkastischen Spott wurde er nur noch mehr gereizt. Da er bei der bestehenden geistlichen Behörde keine Unterstützung fand, zog er aus niedern Stellen und aus den Provinzen solche Männer an sich, von denen er überzeugt sein konnte, daß sie seine dienstwilligen Subjekte sein würden.

Naturgemäß wählte er dieselben vorzugsweise aus den ihm ganz ergebenen Mitgliedern des Rosenkreuzer-Ordens.

Ein Prediger in Breslau, Hermann Daniel Hermes, hatte

schon während Friedrichs des Großen Regierungszeit gewagt, gegen die Sünde der Aufklärung zu predigen. Ein solcher Mann war ganz zum Werkzeug Wöllners geeignet. Er wurde nach Berlin berufen und mit ihm auch sein Schwiegersohn, ein Kaufmann Sigismund Oswald, der sich in Breslau als Geisterseher berühmt gemacht hatte, indem er die Weissagungen einer nervenkranken Schlafrednerin verkündigte.

Von Bischofswerder waren die beiden würdigen Männer in den Rosenkreuzerorden aufgenommen worden und von ihm wurden sie an Wöllner empfohlen. Hermes wurde als Prediger ursprünglich nach Potsdam berufen, Oswald erhielt mit dem Titel eines Geheimen Raths die Stelle als Vorleser des Königs.

Auch in Berlin fanden sich einige taugliche Subjekte, die beiden Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, Woltersdorf und Silberschlag; den fünften im Bunde machte der Geheime Rath Hillmer, den wir schon als Censor erwähnt haben.

Nachdem Wöllner diese dienstwilligen Gehülfen gefunden hatte, schritt er seinem Ziel näher.

Im April 1791 wurden Hermes, Woltersdorf und Hillmer zu einer geheimen Berathschlagung vom König nach Potsdam berufen, Wöllner wohnte der Unterredung bei, in welcher hauptsächlich über die Mittel gesprochen wurde, welche man ergreifen wollte, um dem Religions-Edikt Respekt und Gehorsam zu verschaffen.

Die Folgen der Berathung zeigten sich bald. Der Geschäftskreis des Ober-Konsistoriums, welches dem Namen nach bestehen blieb, wurde bedeutend eingeschränkt, neben dasselbe setzte Wöllner eine geistliche Examinations-Kommission, in welche Hermes, Woltersdorf, Hillmer und Silberschlag berufen wurden.

Die neue Kommission erhielt am 31. August 1791 eine königliche Instruktion und den Auftrag, für die Ausführung des Religions-Edikts zu sorgen; zu diesem Zweck sollte sie an sämmtliche Landes-Konsistorien eine Instruktion erlassen, damit das Edikt nicht ferner wie bisher nur nachlässig beobachtet werde. Sie erhielt den Auftrag, eine doppelte Liste von allen preußischen Predigern und Schullehrern anzulegen.

In der ersten mußten alle guten Subjekte, d. h. diejenigen,

welche an der Orthodoxie und der alten, reinen christlichen Glaubenslehre hingen, bemerkt werden, die zweite aber sollte alle Neugläubigen und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer enthalten.

Nur aus der ersten Liste durften die Wahlkandidaten für die wichtigsten Lehrstellen in Kirche und Schule genommen werden, die Geistlichen und Lehrer aber, welche auf der zweiten Liste ständen, sollten auf's Strengste beobachtet werden.

Jeder Kandidat, der sich um eine Pfarre oder Schule bewerben würde, sollte von der Kommission, ehe er zu dem gewöhnlichen Konsistorial-Examen zugelassen wurde, über sein Glaubensbekenntniß geprüft werden; genügte dasselbe den Vorschriften des Religions-Edikts nicht, dann durfte er zum Konsistorial-Examen gar nicht vorgelassen werden.

Es wurde den Räthen der Kommission in der Instruktion besonders ans Herz gelegt, bei diesen Glaubens-Examen auf das Strengste zu verfahren.

Das neue Inquisitions-Tribunal, so wurde die Examinations-Kommission in Berlin allgemein genannt, begann seine Wirksamkeit durch die Veröffentlichung eines lateinischen Schema's für die Prüfung der Kandidaten, welches noch im Jahre 1791 an alle Konsistorien versandt wurde. Hermes war der Verfasser dieses Schriftstücks.

Ein jämmerlicheres Machwerk ließ sich kaum denken, in Sprache und Anordnung war es so fehlerhaft, daß es überall nur Lachen erregte; es enthielt eine Unsumme von Schülerschnitzern, so daß ein leidlicher Gymnasiast etwas Besseres geliefert haben würde.

Die Kritik fiel sofort unbarmherzig über das Schema her und dagegen durfte selbst die Wöllnersche Censur nichts thun, denn die angesehensten Theologen betheiligten sich an dem Streit und verdammten das jammervolle Schriftstück.

Die Examinations-Kommission mußte sich endlich entschließen, ihr eignes Machwerk von den Buchhändlern zurückzukaufen, um dessen weitere Verbreitung zu verhindern; sie verbesserte die ihr nachgewiesenen grammatikalischen und andern Fehler, dann ließ sie es in einigen Monaten von Neuem erscheinen. Aber

auch der zweiten Auflage erging es nicht besser, als der ersten; sie wurde durch die Presse ebenso unbarmherzig durchgehechelt.

Die Examinations-Kommission und besonders ihr hervorragendstes Mitglied verfiel durch die offen an den Tag gelegte Unwissenheit der allgemeinen Verachtung und diese steigerte sich, als ein neues Werk der Kommission, welches nicht weniger jammervoll als das erste war, ein allgemeiner Landes-Katechismus, erschien; er führte den Titel:

„Die christliche Lehre im Zusammenhang. Auf Allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet und zu einem allgemeinen Lehrbuch in den niedern Schulen der preußischen Lande eingerichtet. — Berlin 1792."

Auch dieses Werk wurde in der Presse mit schneidender Kritik verarbeitet. Nikolai's allgemeine deutsche Bibliothek beurtheilte es treffend, indem sie sagte:

„Das können und müssen wir bezeugen, daß alt oder neu, viel oder wenig verändert, dieser Katechismus eins der armseligsten Bücher seiner Art ist, um Vieles schlechter, als irgend ein andres und daß die Worte „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet" auf dem Titel dieses Buchs eine wahre Schandrede auf die jetzige Zeit sei."

Die Herausgabe des allgemeinen Katechismus gab Veranlassung zu einem höchst merkwürdigen Preßprozeß, der die Stimmung aller nur einigermaßen unabhängigen Behörden in Berlin gegen das Wöllnersche Regiment kennzeichnet.

Der reformirte Prediger Gebhard in Berlin hatte eine kleine Schrift gegen die Nothwendigkeit der Einführung eines allgemeinen Landes-Katechismus geschrieben. Um sicher zu gehen, hatte der Verleger Gebhards, der Buchdrucker Unger, diese Schrift der Behörde vor dem Druck zur Censur eingereicht. Diese war dem Ober-Konsistorialrath Zöllner als bestalltem königlichen Censor übertragen worden und Zöllner fand nichts Unerlaubtes in der Schrift; er ertheilte daher die Druck-Erlaubniß.

Kaum aber war das Büchelchen erschienen, so bekam Wöllner es zur Hand; er war wüthend über dasselbe und erließ sofort das Verbot des Verkaufs bei 100 Dukaten Strafe. In

diesem Verbot wurde die Schrift eine elende Charteke genannt und als einen Grund für seinen Schritt gab Wöllner an, daß sie einen sträflichen Tadel der von Sr. Majestät verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christlichen Religion enthalte.

Der Verleger Unger war nicht Willens, sich eine solche Willkürlichkeit gefallen zu lassen, er verlangte von dem Minister einen Schadenersatz, da er dem Gesetz gemäß das Werk nur gedruckt habe, nachdem ihm von der Censur die Erlaubniß dazu ertheilt worden sei.

Wöllner aber weigerte sich, zu zahlen. Er wies den Verleger an, sich wegen eines Schadenersatzes an den Verfasser, sowie an den Censor zu halten.

Unger sprach mit den beiden Herren und im vollen Einverständniß mit ihnen reichte er eine Anklage gegen sie bei dem Kammergericht ein.

Ein berühmter Vertheidiger, der Kriminalrath Amelang, vertrat die Klage und er that es mit einem genialen Scharfsinn, der seinen Ruf in der Hauptstadt noch erhöhte.

Die Klage-Eingabe kursirte in vielen Abschriften in der Stadt und Jedermann freute sich über dieselbe, denn mit bitterer Ironie und treffendem Witz hatte sich Amelang in das Gewand eines Wöllnerschen Glaubensstreiters gehüllt.

„Ein treuer Unterthan — so führte er aus — müsse der Ueberzeugung sein, daß das Reskript des Ministers Wöllner nicht irrig sein könne; denn wer an der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe dieses Mannes zweifle, der gebe zu erkennen, daß Wöllner den Namen des Königs gemißbraucht habe, der mache sich eines sträflichen Tadels gegen königliche Anordnungen schuldig, denn von einem so erleuchteten und von Vorurtheilen so weit entfernten Mann als dem Minister Wöllner dürfe Niemand den Verdacht aussprechen, daß er sich geirrt haben könne. Man müsse also glauben, daß die von Wöllner gegen die Schrift erhobenen Vorwürfe gegründet seien und daß dieser deshalb das Recht gehabt habe, den Druck der Gebhardschen Schrift zu untersagen. Wenn dies aber der Fall sei, so habe der Censor sie gegen alles Recht und gegen seine Pflicht zum Druck gestattet

und sei deshalb ebenso wohl wie der Verfasser dem Verleger zum Schadenersatz verpflichtet."

Alle Welt war gespannt auf den Richterspruch des Kammergerichts; Manche befürchteten wohl, die Richter würden dem allmächtigen Minister zu Gefallen das Recht beugen, Andere vertrauten dem Rechtssinn der Richter und diese triumphirten, denn das Kammergericht wies die Klage ab und zwar mit Entscheidungsgründen, welche wohl verdienen, zu Ehren der furchtlosen Richter in der Geschichte aufbewahrt zu bleiben.

„Einer guten Sache — so hieß es in dem Urtheil — wird nicht sowohl durch ihre Gegner, als durch schlechte Vertheidiger geschadet. Wer schwache Gründe verdrängt, macht stärkern Platz. Wenn es daher auch richtig wäre, daß die Einführung eines allgemeinen Landes-Katechismus von der Regierung beschlossen und dieser Beschluß dem Censor bekannt gewesen wäre, so könnte doch die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniß dieses Vorhabens betrachtet werden.

Beklagter hätte sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, wenn er angenommen hätte, sie wolle lieber den einmal gefaßten Vorsatz blindlings befolgen, als bessern Gründen Gehör geben.

Wenn jemals über Gesetze und öffentliche Anstalten mit Nutzen geschrieben werden kann, so ist es gewiß zu der Zeit, da sie eben entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, die getroffen werden sollen, das Religions- und Erziehungswesen zum Gegenstand, so ist es ja offenbar, daß unter den vielen tausend Menschen, welche diesem Geschäft ihre ganze Lebenszeit widmen, mancher anzutreffen sein müsse, dessen Belehrung dem noch mit vielen andern wichtigen Dingen beschäftigten Staatsmann nützlich werden kann.

Dergleichen Belehrungen dürfen um so weniger behindert werden, da sie auch gegen schon bestehende Einrichtungen Statt finden müssen. Wenn nichts, was diesen entgegen ist, behauptet werden dürfte, so würden, wie Beklagter mit Recht in seiner Deduction anführt, alle Kompendien der Staatswissenschaft unter die verbotenen Bücher und Plato, Montesquieu und Thomasius

unter die Staatsverbrecher gehören; ja es würden dadurch alle Bemühungen der Gelehrten auf Gedächtnißkram und unnütze Spekulationen eingeschränkt werden.

Daß es besonders in den preußischen Staaten erlaubt sei, die wirklich vorhandenen Anstalten und Gesetze zum Gegenstand gelehrter Untersuchungen zu machen, ist von dem Kammergericht in der Würzerschen Sache anerkannt worden und es erhellt ganz deutlich aus dem Artikel 2 des Censur-Edikts, wo es heißt:

„Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern";

und im Eingang desselben **wird nicht die Prüfung,** sondern **die hämische Verspottung** und **der boshafte Tadel** öffentlicher Anstalten und Verfügungen als unzulässig gemißbilligt."

Dies Urtheil des Kammergerichts machte in Berlin ein ungeheures Aufsehen, denn es enthielt die unzweifelhafte Verurtheilung der Wöllnerschen Regierungs-Grundsätze, für den Verleger aber hatte es einen materiellen Vortheil nicht, denn Wöllner wußte den König zu einer Kabinets-Ordre zu bewegen, in welcher ohne Rücksicht auf den Rechtsspruch des Kammergerichts das Verbot der Schrift bestätigt wurde.

Eine Reihe anderer religiöser Preßprozesse hatte kein günstigeres Resultat für Wöllner. Die Richter ließen sich nicht irre machen in ihren Entscheidungen und nur durch königliche Kabinets-Ordres vermochte der Minister die Unterdrückung mancher freisinniger religiöser Schriften mit einigem Erfolg durchzusetzen. Wir führen noch eine solche Kabinets-Ordre an, um durch diese noch einmal den Kampf, welchen Wöllner gegen die Glaubensfreiheit führte und zu dem er den Namen des schwachen Königs mißbrauchte, zu charakterisiren. Sie ist vom 5. Mai 1791 datirt und an dem Großkanzler v. Carmer gerichtet. Sie lautet:

„Mein lieber Staatskanzler v. Carmer!

Das Villaume'sche Buch soll hier nicht gedruckt werden. Wenn der Druck von dergleichen Büchern in meinem Lande zugelassen wird, so kann dies als eine Genehmigung für derglei-

chen Schriften angesehen werden, die ich aber sehr entfernt bin, je zu geben.

Ich bin gewiß tolerant, ebenso wie meine Vorfahren und ich habe solches öffentlich im Religions-Edict erklärt. Ich will keinen Gewissenszwang und lasse einen Jeden glauben, was er will. Aber das kann und werde ich nie leiden, daß das gemeine Volk durch Irrlehren von der alten, wahren christlichen Religion abgeleitet und daß Schriften, die solches befördern, öffentlich in meinem Lande gedruckt werden.

Hierauf muß die Bücher-Censur schärfer und attenter sein.

Die Prediger der lutherischen und reformirten Confession müssen nach der Bibel das Volk lehren, so wie diese in ihrer jedesmaligen Kirche erklärt wird. Die symbolischen Bücher müssen nicht zurückgesetzt werden, auf daß ein Jeder nach seinen Einfällen die Bibel verdrehe, denn daraus entsteht lauter Confusion und die sogenannten Aufklärer wissen selbst nicht, was sie wollen.

Ich aber will Ruhe und Ordnung im Lande haben und dazu muß mir ein Jeder behülflich sein, worauf Sie, mein lieber Großkanzler und alle meine Minister zu achten haben."

Diese Kabinets-Ordre hatte keinen andern Erfolg, als den, daß das Buch des Professors Villaume am Joachimsthal'schen Gymnasium, gegen welchen sie gerichtet war, in Leipzig statt in Berlin gedruckt und hier viel eifriger gelesen wurde, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre. Mit dem Aufgebot aller Mittel des Gesetzes und der Willkür, der Religions- und Censur-Edikte und der königlichen Kabinets-Ordres konnte Wöllner die einmal in das Volk gedrungene religiöse Aufklärung nicht wieder unterdrücken.

Alle seine eifrigsten Bemühungen scheiterten, aber eins erreichte er, ohne es zu wollen, daß die Verachtung und der Haß des Volks, welche durch sein Regiment erzeugt worden waren, nicht ihn allein, sondern auch den König trafen, daß sie den durch die französische Revolution sich mehr und mehr in Deutschland verbreitenden Freiheitsideen auch in Berlin einen günstigen Boden erschufen, daß sie eine allgemeine Unzufriedenheit erweckten, welche durch die Brutalität der Wöllnerschen und Bischofs-

werderschen Kreaturen, denen hohe und niedere Staatsstellen verliehen worden waren, von Jahr zu Jahr mehr befördert wurde.

Der berühmte französische Agent Graf Mirabeau schildert mit einem treffenden Wort die Zustände des preußischen Staats unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., indem er sagt: „Preußen ist die Fäulniß vor der Reife!“

Zweites Kapitel.

Die Maitressen und Günstlinge Friedrich Wilhelms II. Die schöne Rietz. Der Graf von der Mark. Bischofswerder und sein Diavolini. Geistererscheinungen. Die Voß. Königliche Bigamie. Die Dönhoff. Die Gräfin Lichtenau. Der dicke Schmidts und der König. Ein Zauberfest bei der Lichtenau.

Friedrich Wilhelm war während seiner ganzen Regierung ein Spielball seiner Maitressen und Günstlinge; nur für kurze Zeit ermannte er sich, dann aber sank er wieder zurück in die Schlaffheit und Trägheit, der er sich schon als Kronprinz so gern überlassen hatte.

Sein Leben war dem Genuß gewidmet und zwar dem materiellsten Sinnengenusse. Bald gab er sich den Einflüssen seiner Geliebten hin, wenn seine derb sinnliche Natur ihn zu diesen trieb, bald wieder überließ er sich seinen Günstlingen, welche für ihn regierten, weil er zu träge war, selbst zu denken oder gar zu arbeiten.

Unter der großen Zahl der königlichen Maitressen war die schöne Rietz, die spätere Gräfin Lichtenau, bei Weitem die bedeutendste; sie hat ihren Einfluß auf den König, der nur für kurze Zeit erschüttert wurde, bis an das Lebensende Friedrich Wilhelms bewahrt.

Unter den königlichen Günstlingen sind Bischofswerder und

Wöllner diejenigen, deren Namen die traurigste Berühmtheit erlangt haben.

Die Rietz muß nach allen Anschauungen, welche uns von ihr überliefert worden sind, wunderbar schön gewesen sein. Der von allen Verhältnissen des Hofes wohl unterrichtete Verfasser eines berühmt gewordenen Buches: „Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ giebt folgende Charakteristik der merkwürdigen Frau:

„Sie liebte den Prinzen (d. h. den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm) wirklich, ja sie war sogar eifersüchtig, bis endlich ihre Existenz von einem klügeren Betragen abhing. Nun wurde sie die Kupplerin des Königs und unterrichtete die Schlachtopfer seiner Wollust, wie sie mit dem Könige sich zu benehmen hätten. Sie hatte aber so genau des Königs Reizbarkeit studirt, daß, wenn er durch häufigen Wechsel sich abgestumpft hatte, die alte Freundin noch Reizmittel im Rückhalt hatte, wodurch sie ihn so zu fesseln wußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam. Bösartig war sie nicht; sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel.

Sie hat manchen Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten. Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet und was sie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verschwender, der 100 Millionen aus dem Fenster geworfen hatte, eine Bagatelle. — — —

Güter in Südpreußen hat sie sich nie schenken lassen, sie wurden an Andere verschenkt. Bestochen von fremden Mächten war sie nie. Am Tode der Ingenheim war sie unschuldig.

Die Rosenkreuzerei war ihr zum Gelächter; sie persiflirte solche in Gegenwart des Königs; dadurch machte sie ihn oft wüthend.

Die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um genußliebende Männer zu fesseln; tändelnde Liebe war nicht ihre schwache Seite, sondern voller physischer Genuß, mit allen Reizen ausgestattet, die die Natur zuläßt. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaß, ganz ohnegleichen.

Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und an Ge-

schmack in Kunstsachen. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die zwangslosesten und freudevollsten, die es gab.

Sie war zu einer Maitresse geboren und gebildet."

Ein Band, welches Friedrich Wilhelm immer wieder zu der Geliebten hinzog, wenn er dieser für kurze Zeit treulos geworden war, bildeten die beiden Kinder, welche sie ihm geboren hatte und die er als die seinigen anerkannte, ein Sohn, geboren im Jahre 1770, und eine Tochter, geboren 1778; beide hatten den gräflichen Namen von der Mark erhalten. Friedrich Wilhelm liebte diese Kinder, besonders den Grafen von der Mark, auf das Zärtlichste.

Die Rietz stand in einem fortwährenden Kampfe mit Bischofswerder und Wöllner; ihr klarer, scharfer Verstand ließ sie die Rosenkreuzer verachten. Sie wußte, daß die Günstlinge Friedrich Wilhelms ihre ärgsten Feinde waren, daß sie den König gern aus ihren Armen gerissen hätten und sie trat deshalb, wo sie es irgend konnte, den Plänen der beiden mächtigen Männern entgegen.

Man erzählt, daß die schöne Rietz den König häufig abgehalten habe von tyrannischen Maßregeln und schroffer Unterdrückung freisinnig religiöser Bestrebungen, welche ihm durch Wöllner und Bischofswerder angerathen worden seien.

Die Rietz hätte wohl gern den König ganz dem Einflusse der verhaßten Männer entzogen, dazu aber reichte ihre Macht nicht aus, denn die beiden Freunde hatten sich so tief in das Vertrauen Friedrich Wilhelms eingenistet, daß sie in demselben unerschüttert fest standen.

Bischofswerder hatte es trefflich verstanden, den schwachen Fürsten völlig zu umgarnen; mit großem Geschick war er darauf bedacht gewesen, sowohl der Sinnlichkeit Friedrich Wilhelms zu dienen, als auch dessen Hang zu religiöser Schwärmerei und zum Aberglauben zu befördern.

Er besaß eines jener geheimen Mittel, welche in jener Zeit besonders in Italien vielfach fabricirt und Diavolini genannt wurden, und die bei alten abgelebten Lüstlingen Wunderdinge thaten. Dies Mittel gab er dem durch Ausschweifungen er=

schöpften Kronprinzen, der ihm dafür nicht dankbar genug sein konnte.

Außerdem war Bischofswerder seiner Aussage nach im Besitz einer Zaubertinktur, welche die Kunst zu verjüngen besitzen sollte.

Man glaubte damals selbst in den höchsten Kreisen allgemein an die Kraft derartiger Verjüngungsmittel, behauptete doch Graf Saint Germain, daß er in Folge des Gebrauchs derselben mehrere 100 Jahre alt sei und seine Behauptung wurde vielfach gläubig aufgenommen.

Bischofswerder selbst gab einen Beweis dafür, wie kräftigend sein Elexir sein müsse. Er war trotz des ausschweifenden Lebenswandels, den er führte, doch ein stark beleibter überaus kräftiger Mann, der eine wahrhaft wunderbare Gewandtheit in allen Leibesübungen besaß. Der beste Fechtmeister mit der scharfen Waffe in Hieb und Stich, der kühnste Reiter, der unermüdlichste Jäger, war er zugleich ein Tischgenosse bei der Flasche, wie kein anderer. Wenn bei wüsten Zechgelagen die Gäste längst sämmtlich vom Wein berauscht waren, er blieb nüchtern, nicht die mindeste Aufregung merkte man ihm an.

Seine Gesundheit erschien unzerstörbar, dabei war er ein Liebhaber schöner Frauen, der sich über das Gelübde eines reinen Lebenswandels, welches die Rosenkreuzer ablegen mußten, leicht hinwegsetzte. Mit seiner Schwägerin, einem Fräulein von Tarac, hatte er einen anstößigen Liebeshandel, der später für ihn einen skandalösen Ehescheidungsprozeß herbeiführte.

Die Diavolini und das Lebenselixir waren wichtige Mittel, um Bischofswerder in der Gunst Friedrich Wilhelms zu erhalten, ein mächtigeres aber war die Spekulation auf den Aberglauben des Königs, den er mit Geistererscheinungen ängstigte. Bischofswerder war ein Schüler des berüchtigten Schrepfer in Leipzig, der lange Zeit hindurch die abergläubische Masse durch Zauberkunststücke hinter das Licht geführt hatte, bis er sich im Leipziger Rosenthal selbst erschoß.

Von Schrepfer hatte Bischofswerder die Kunst, Geister erscheinen zu lassen, geerbt, und er benutzte dieselbe mit Glück zur Erhaltung seiner Herrschaft über den König. Die Rietz, welche über seine Geistererscheinungen lachte, hätte er gern verdrängt;

er machte einen vergeblichen Versuch dazu schon vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms.

Als sich der Kronprinz einst bei seiner Geliebten befand, wurde er von Bischofswerder abgeholt und dieser theilte ihm mit, daß er ihm jetzt endlich den häufig geäußerten Wunsch, einer Geisterbeschwörung beiwohnen zu dürfen, erfüllen könne. Er geleitete den Prinzen in ein abgelegenes Haus, wo die Beschwörung vor sich gehen sollte.

Friedrich Wilhelm wurde in ein großes viereckiges Gemach geführt; hier ließ man ihn in fast völliger Dunkelheit allein, um die Geistererscheinung zu erwarten. Er harrte in fieberhafter Aufregung, welche durch Bischofswerders Diavolini erzeugt worden war und durch einen betäubenden Wohlgeruch, der das Zimmer erfüllte, befördert wurde.

Eine tiefe Stille herrschte, endlich unterbrachen sie die tiefen Laute einer menschlichen Stimme. Der Geisterbeschwörer im Nebenzimmer las die Beschwörungsformel. Kaum hatte er geendet, da ertönte erst leise, dann lauter und lauter eine wundersame Musik. Die unbekannten Töne, sie rührten von einer Glasharmonika her, erhöhten die Nervenaufregung des Prinzen und steigerten sie fast bis zum Wahnsinn.

Plötzlich erhellte sich die hintere Wand des Zimmers, sie erglänzte in einem weißlich schimmernden Licht; die Musik verstummte und der Geist des Kaiser Mark Aurel erschien. Er stand in der antiken Tracht seiner Zeit vor der hellen Hinterwand. Es war kein leeres Schattenbild, denn der Geist bewegte sich, wie ein sterblicher Mensch, seine Kleider, seine Glieder schienen eine feste Körpermasse zu sein und doch konnten sie nur aus dem zartesten Aether bestehen, denn sie waren fast durchsichtig; hinter ihnen schimmerte das flimmernde Licht der weißen Wand.

Dem Kaiser Mark Aurel folgte der Geist des Philosophen Leibnitz, und diesem der des königlichen Ahnherrn, des großen Kurfürsten.

Friedrich Wilhelm hatte sich zu große Kraft zugetraut, als er den Wunsch ausgesprochen, die Geister der drei großen Männer zu sehen. Er wollte mit ihnen sprechen, wollte ihnen Fragen vorlegen, dies war ihm von Bischofswerder gestattet worden;

aber seine Glieder zitterten, seine Lippen bebten, er war keines Wortes mächtig. Sein Entsetzen wuchs, als im dumpfen Grabestone auch unbefragt die Geister zu reden begannen, als sie ihn ermahnten, sein lasterhaftes Leben aufzugeben, die schamlose Sünderin, an welche er sich gekettet habe, Wilhelmine Encke, von sich zu jagen und zu seiner tugendhaften Gemahlin zurückzukehren.

Hier konnte keine Täuschung möglich sein, ganz nahe vor dem Prinzen standen ja die Geister. Er sah, wie sich ihre bleichen Lippen bewegten und nicht aus der Ferne kam der Ton ihrer Stimme, sondern aus ihrem Munde, kaum zwei Schritte von ihm entfernt sprachen sie.

Er wollte aufspringen, aber er vermochte es nicht, seine Glieder waren gelähmt; vor Grausen halb ohnmächtig rief er nach Bischofswerder und flehte diesen an, den Zauber zu lösen, er müsse sonst in Todesangst vergehen.

Bischofswerder folgte dem Rufe, er führte den Kronprinzen aus dem dunkeln Zimmer nach seinem Wagen, der ihn im sausenden Galopp auf der Straße nach Potsdam fortführte. Der Kronprinz wollte zur Lichtenau zurückkehren, aber halb willenlos folgte er Bischofswerder, der ihn bat, einer Sitzung des Rosenkreuzer-Ordens beizuwohnen.

Hier wurden in feierlicher Versammlung noch einmal die Ermahnungen wiederholt, die schon aus Geistermunde ihm entgegengetönt waren.

Friedrich Wilhelm ließ sich endlich zu dem Versprechen bewegen, daß er den ehebrecherischen Umgang mit seiner Maitresse aufgeben wolle, er bat nur, man möge ihm gestatten, daß Wilhelmine auch ferner seine Freundin bleibe, daß er bei ihr, wenn er Kummer habe, Trost und Erheiterung suche.

Für einige Tage zog sich der Prinz von seiner Geliebten zurück, dann aber trieb ihn die Sehnsucht wieder zu ihr und „wovon das Herz voll ist, davon fließt nach dem alten Sprüchwort der Mund über". Er erzählte ihr die Erlebnisse jener furchtbaren Nacht und sein Versprechen, daß sie fortan nur seine Freundin sein solle.

Die schöne Wilhelmine protestirte zwar Anfangs gegen die falsche Geisterbeschwörung, welche nichts sei, als ein geschicktes

Taschenspielerkunststück Bischofswerders; als sie aber sah, daß sie gegen den Aberglauben des Prinzen nicht anzukämpfen vermochte, fügte sie sich scheinbar, indem sie erklärte, sie sei bereit, für den Geliebten jedes Opfer zu bringen, selbst das ihrer Liebe; sie würde überglücklich sein, wenn sie nur seine Freundin bleiben dürfe. Sie wußte nur zu gut, daß sie durch die Macht ihrer Reize bald genug den sinnlichen Freund wieder zum Geliebten machen werde.

Bischofswerder hatte mit dem Aufgebot aller seiner Zauberkunststücke wenig oders nicht gegen seine Feindin erreicht, wohl aber hatte er seine Herrschaft über Friedrich Wilhelm aufs Neue befestigt und er setzte deshalb die Geisterbeschwörungen fort, wenn er derselben zu irgend einem Zwecke bedurfte. Da ihm die Spottsucht der Geliebten Friedrich Wilhelms gefährlich erschien und er befürchtete, der König werde durch dieselbe vielleicht in seinem Glauben wankend gemacht werden, so bewegte er mit großer Schlauheit endlich die Rietz, daß sie selbst an einer Geisterbeschwörung zu ihrem Vortheile Theil nehme. Ihr Sohn, der Graf Alexander von der Mark, war zum tiefsten Schmerze Friedrich Wilhelms am 1. August 1787 gestorben. Der trostlose Vater verlangte noch einmal den Geist seines Lieblings zu sehen.

Bischofswerder ging auf seinen Wunsch ein und auch die Rietz zeigte sich gefügig. In jenem prachtvollen Palais unter den Linden, welches der König dem Grafen von der Mark geschenkt hatte, fand die Geisterbeschwörung in dem Sterbezimmer des jungen Grafen statt.

Das Zimmer war prächtig ausgeschmückt; es wurde verdunkelt, sobald der König erschien und nach kurzer Zeit zeigte sich diesem der Geist seines geliebten Sohnes. Der Graf sprach zu seinem Vater, er flehte ihn an, daß er niemals seine theure Mutter vergessen, sie nie verlassen möge.

Der Apparat, dessen sich Bischofswerder für seine Geisterbeschwörungen bediente, war einfach aber sinnreich, er hatte ihn von dem berüchtigten Schrepfer geerbt. Zwei Hohlspiegel von Metall standen in einem Nebenzimmer einander gegenüber; durch diese wurde das Bild einer lebenden Person, die im Kostüm der Zeit, der der Verstorbene angehört hatte, ausgeputzt war, und

welche eine künstlich mit den Gesichtszügen des Verstorbenen bemalte Maske trug, auf einen mit Milchflor bespannten Rahmen geworfen, der sich in dem dunkeln Gemache, welches der König einnahm, befand.

Man ließ auch wohl das Bild auf eine Rauchsäule reflektiren, um Abwechselung in das System der Geistererscheinungen zu bringen.

Ein geschickter Bauchredner, Namens Steinert, der es meisterhaft verstand, aus dem Innern der Brust einen hohlen Geisterton hervorzubringen, und der dabei die Kunst ausübte, so zu sprechen, daß es schien, als ob seine Stimme dicht am Ohre der hörenden Person ertöne, war der Gehilfe Bischofswerders bei seinen Geisterbeschwörungen.

Friedrich Wilhelm behielt den Glauben an die Zauberkunststücke seines Günstlings bis zu seinem Tode bei, denn Bischofswerder war klug genug, ihm denselben niemals mit Gewalt aufdrängen zu wollen, wodurch vielleicht der König hätte zweifelhaft werden können. Mit einer seltenen Geschmeidigkeit wußte er immer scheinbar seinen eigenen Willen und seine eigene Ansicht der Friedrich Wilhelms unterzuordnen und dadurch seine Herrschaft zu bewahren. In den schon erwähnten vertrauten Briefen wird sein Bestreben folgendermaßen treffend charakterisirt:

„Die ganze Politik Bischofswerders bestand darin: Nichts zu scheinen und Alles zu sein.

Selbst in der Rosenkreuzerei, in den Andachtsübungen verhielt sich Bischofswerder passiv. Wenn der König Zweifel äußerte, so hieß es: „Ja, es ist sonderbar, meine Vernunft sträubt sich stets gegen diese wunderbaren Erscheinungen; aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgesetzte Prüfungen anzustellen."

„Da haben Sie Recht", pflegte dann der König zu antworten, „wir wollen neue Versuche machen", wodurch er ihn dann immer mehr umstrickte. — — —

Wie Friedrich Wilhelm König geworden war, mischte sich Bischofswerder nie direkt in die Angelegenheiten des Staates, so wenig wie in die Liebschaften des Königs; er machte keine Ansprüche auf Beförderung, so wenig wie auf Geschenke; ja selbst die Angelegenheiten des Militärs bearbeitete er nicht, sondern

18*

verhielt sich ganz passiv. Wenn nun der König, wie es oft geschah, zwischen Meinungen schwankte, so eilte er zu seinem Vertrauten, um sich Raths zu erholen; er fand und benutzte ihn auf der Stelle.

Wenn der König mit seinem Vergnügen innigst beschäftigt war und aufgefordert wurde, ein wichtiges Staatsgeschäft zu entscheiden, so wurde Bischofswerder gerufen und es hieß dann: machen Sie die Sache ab, wie Sie glauben, daß es am besten ist. Bischofswerder entschuldigte sich dann wohl, es half aber nicht und wenn Alles expedirt war, unterschrieb der König die Reinschrift, ohne sie zu lesen."

Den Plan, die schöne Rietz aus der Liebe des Königs zu verdrängen, gab Bischofswerder nicht auf; da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er durch Geisterbeschwörungen nicht zum Ziele komme, suchte er neue Mittel; er war bestrebt, durch andere Maitressen den Einfluß seiner Feindin zu vernichten und er fand hierin die eifrigste Unterstützung des stolzen Hofadels.

Die französischen Sitten und Anschauungen waren so tief eingedrungen in das Hofleben, daß die vornehmsten Familien sich nicht scheuten, für ihre Töchter um die Gunst des Königs zu buhlen. Das stolze Wort: noblesse oblige, der Adel legt Pflichten auf, hatte der preußische Adel längst vergessen; die tiefe sittliche und sinnliche Versunkenheit Friedrich Wilhelms war für ihn der Gegenstand gemeiner Spekulation. Daß der König in den Armen einer Maitresse seine Gemahlin vernachlässigte, daß er ihr einen empörenden Einfluß auf die Anstellung von Beamten, selbst auf seine Regierungsmaßregeln gestattete, erschien den vornehmsten Familien des Landes verzeihlich, daß aber diese Maitresse eine Bürgerliche, die Tochter eines Trompeters, war, ließ sich nicht verzeihen. Der Hofadel intrigirte gemeinsam mit Bischofswerder gegen die Rietz.

Das sicherste Mittel, den König aus den Banden, welche ihn umschlangen, zu befreien, war sicherlich das, ihm eine andere Maitresse zu geben, und hierzu schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten.

Friedrich Wilhelm hatte schon als Kronprinz eine Vorliebe für eine Ehrendame der verwittweten Königin, das Fräulein Julie

von Voß, gezeigt; drei Jahre lang hatte er das junge Mädchen mit seiner Liebe verfolgt, war aber stets von ihr mit Stolz zurückgewiesen worden. Das Fräulein von Voß wurde jetzt von ihrer eigenen Familie zur Maitresse des Königs bestimmt, um die Rietz zu verdrängen; aber es fand sich eine Schwierigkeit, auf welche man wohl schwerlich gerechnet hatte, die junge Dame weigerte sich; sie hatte unter dem entarteten Hofadel ihre Tugend bewahrt und wollte sich dem Ehrgeiz ihrer Verwandten nicht opfern.

Da gab es in der Familie des Fräulein von Voß schwere Kämpfe, der Eigensinn der spröden Dame schien unbegreiflich, sie hatte zu demselben, nach den Ansichten ihrer Verwandten, nicht das geringste Recht, denn sie war weder schön noch geistreich und es konnte als ein wunderbarer Glückszufall betrachtet werden, daß sich gerade auf sie die Neigung des Königs gerichtet hatte.

Nach langen fruchtlosen Unterhandlungen erklärte sich Julie von Voß endlich bereit, den Wünschen ihrer Freunde nachzugeben, aber sie stellte Bedingungen, welche niemals erfüllbar schienen.

1) sollte die Rietz mit ihren Kindern nach Litthauen verbannt werden,
2) müsse, wenn sie sich ergeben solle, der König mit ihr ein Eheband zur linken Hand schließen, und
3) dürfe dies ohne die Bewilligung der Königin nicht geschehen.

Nachdem das Fräulein von Voß solche Bedingungen gestellt hatte, begann am Hofe ein Intriguenspiel, welches alle Gemüther erfüllte, die Hofherren und Hofdamen, selbst die Kammerdiener und Lakaien waren an demselben betheiligt, man kämpfte für und gegen die Rietz, für und gegen die Voß.

Als dem Könige die Bedingungen des tugendsamen Fräulein von Voß hinterbracht wurden, schlug er die erste rundweg ab; er habe versprochen, sich von der Rietz niemals zu trennen, und dieses Versprechen werde er halten, dagegen sei er zu einer Vermählung zur linken Hand bereit, wenn die Königin diese bewillige und wenn das Konsistorium sie für möglich halte. In Folge einer so bestimmten Erklärung ließ sich endlich Fräulein von Voß bewegen, von ihrer ersten Forderung abzustehen; jetzt

kam es also darauf an, die Einwilligung der Königin und des Konsistoriums zu erhalten.

Die Königin hatte die Liebe ihres Gatten stets mit andern getheilt, ihre Einwilligung war leicht zu erlangen, denn sie sah lieber die unschöne, sanfte und anspruchslose Voß an der Seite ihres Gemahls, als die reizende Rietz; sie gab ihre Zustimmung, nachdem der König versprochen hatte, ihre Schulden zu bezahlen und ihr Nadelgeld zu erhöhen.

Aber das Konsistorium! Es konnte unmöglich gestatten, daß der König zu gleicher Zeit zwei Frauen habe! Wenn auch eine Heirath zur linken Hand nicht die bürgerlichen Folgen einer Trauung zur rechten Hand hatte, wenn auch die aus solcher Ehe hervorgehenden Kinder kein legitimes Erbrecht besaßen und nicht zur Thronfolge berufen werden konnten, nach geistlichem Recht war die Ehe eine vollständig gültige.

Die Bigamie war ein Verbrechen, welches von der Kirche ebensowohl als von dem Strafrecht verdammt wurde, hängte man doch in verschiedenen deutschen Staaten unbarmherzig diejenigen auf, welche sich desselben schuldig machten; unmöglich konnte sich also das Konsistorium der Theilnahme an einem derartigen Verbrechen durch seine Billigung schuldig machen und dennoch geschah es.

Das Konsistorium gab zur Schande der frommen Geistlichkeit seiner Zeit die von ihm verlangte Einwilligung und es führte hierdurch abermals den Beweis, daß Frömmelei mit Wahrheit und Religiosität unvereinbar ist. Es motivirte seinen Beschluß durch das Beispiel der beiden Heroen der Reformation, Luthers und Melanchthons, welche einst ebenfalls einem Fürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Genehmigung zu einer Doppelheirath gegeben hatten.

Wir müssen auf dies seltsame, nicht unserer Geschichte angehörige Ereigniß, hier näher eingehen, weil es verhängnißvoll für die sittlichen und religiösen Anschauungen in Berlin geworden ist.

Landgraf Philipp von Hessen, der stürmische Vorkämpfer der Reformation, war seit 16 Jahren verheirathet, als er ein schönes Hoffräulein seiner Schwester, Margarethe von Saal, kennen lernte. Er entbrannte für die reizende Margarethe in glühender Leiden=

schaft, welche ihn endlich zu dem Entschluß trieb, die Geliebte zu heirathen und zwar, da für eine Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin gar keine Veranlassung vorlag, als zweite Frau. In Folge dieses Entschlusses schrieb er an Luther u. Melanchthon, in seinem Briefe berief er sich auf das Beispiel der Erzväter und bewies aus der Bibel, daß es nirgends einem Fürsten verboten sei, zwei Frauen zu haben; er schloß mit einer höflichen Drohung, indem er inständigst bat, ihn nicht zu zwingen, da Hülfe zu suchen, wo er es ungern thäte; tausendmal lieber wolle er sich der Erlaubniß Luther's und Melanchthon's, als der des Kaisers und anderer menschlicher Gewalt bedienen.

Die Reformatoren befanden sich in einer schweren, drängenden Verlegenheit. Der Abfall des Landgrafen wäre ein herber Verlust für den Protestantismus gewesen, und sie kannten den ungestümen Mann genugsam, um zu wissen, daß dieser bei einer Vereitelung seiner liebsten Pläne leicht ein Feind der Reformation werden könne.

Wohl oder übel mußten sie sich entschließen, zu einem jesuitischen Kunststückchen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie schrieben dem Landgrafen einen langen Brief, in welchem sie ihn von seinem Vorhaben abzureden suchten; aber sie schlossen endlich damit, daß, wenn der Fürst trotz alledem beschlossen habe, ein zweites Weib zu nehmen, dies heimlich geschehen müsse, und sie ertheilten ihre Genehmigung dazu, denn was im Gesetz Mosis hinsichtlich der Ehe erlaubt sei, habe auch das Evangelium nicht widerrufen und verboten!

Dies war genug für Philipp von Hessen. Am 3. März 1540 verheirathete er sich zu Rothenburg an der Fulda in Gegenwart Melanchthons und mehrerer anderer Zeugen, mit seiner Geliebten. Er lebte fortan mit zwei Frauen, welche ihn beide mit Kindern beschenkten; die Söhne Margarethe's ernannte er zu Grafen von Diez.

Die Doppelehe wurde noch einmal Gegenstand theologischer Berathungen. Luther und Melanchthon kamen mit mehreren hessischen Geistlichen in Eisenach zusammen, und dort wurde entschieden, daß allerdings die Doppelehe verboten sei, daß aber ein Erlaß von diesem Verbote stattfinden könne, wenn die dringende Nothwendigkeit einen solchen gebiete.

Es war dies ein trauriges Ergebniß der Forschungen der berühmten Theologen, und Luther sowohl als Melanchthon fühlten, daß sie einen entwürdigenden Schritt gethan hatten. Melanchthon verfiel aus Aerger über denselben in eine schwere Krankheit, und Luther ließ sich nur mit Mühe abhalten, öffentlich zu bekennen, daß er im Unrecht gewesen sei.

Die geistlichen Herren vom Konsistorium in Berlin mochten nicht weniger Aerger und Gewissensbisse empfinden, als die beiden berühmten Reformatoren, aber wie diese ließen sie sich aus Zweckmäßigkeitsgründen bewegen und gaben ihre Einwilligung zur Heirath des Königs mit dem Fräulein von Voß.

Der neuen Gemahlin Friedrich Wilhelms wurde in Potsdam eine Wohnung eingerichtet; sie erhielt den Titel einer Gräfin von Ingenheim, ihr Bruder wurde zum Staatsminister befördert und ihre übrigen Verwandten stiegen zu hohen Stellen empor. Trotz des Glanzes, der die Gräfin Ingenheim umringte, war sie doch nicht glücklich; sie behielt ein Gefühl der Entwürdigung und zeigte dies durch die liebenswürdigste Sanftmuth und Verehrung gegen die Königin. Niemals hat sie ihre Stellung mißbraucht und wenn Verwandte von ihr in Folge derselben mit stolz erhobenen Häuptern einherzogen und Gunstbezeugungen erschlichen, sie selbst that es nicht.

Auch die Liebe des Königs entschädigte sie nicht für die verlorne Ehre. Friedrich Wilhelm fühlte sich nicht wohl bei der Gräfin, deren trauriges Gesicht sein Gewissen beunruhigte; er kehrte bald wieder zur Rietz zurück. Die Gräfin Ingenheim härmte sich ab, sie kränkelte und nachdem sie am 2. Januar 1789 dem Könige einen Sohn geschenkt hatte, zeigte sich die in ihrer Familie erbliche Lungenschwindsucht. Sie wurde mit jedem Tage kränker, trauriger und reizloser, so daß Friedrich Wilhelm sich bald völlig von ihr zurückzog. Schon am 25. März 1789 machte der Tod den Leiden der Unglücklichen ein Ende.

Der Hofadel war mit dem Todesfall nicht unzufrieden, denn die Gräfin Ingenheim hatte niemals den Erwartungen entsprochen, welche man auf ihren Einfluß gesetzt hatte. Jetzt suchte man ihren Tod zu benutzen, um die Rietz zu stürzen; die infamsten Gerüchte wurden verbreitet, laut und öffentlich sprach man am Hofe davon, eine Vergiftung habe stattgefunden. Dem Hof-

adel war jedes Mittel recht, um die verhaßte bürgerliche Maitresse aus der Liebe des Königs zu verdrängen. Schon während die Ingenheim noch krank war, wurde erzählt, die Rietz habe ihr einst eine Tasse Chokolade gereicht und nach dieser seien sofort die Krankheitserscheinungen eingetreten; kaum hatte die unglückliche Frau die Augen geschlossen, da wurde die Geschichte von der vergifteten Tasse Chokolade so allgemein erzählt, daß sie auch in das Volk drang. Die Gräfin war nicht unbeliebt gewesen, durch ihre Sanftmuth hatte sie manches Herz erobert. Das Volk war daher wüthend auf die Rietz und als nun gar der Leichnam der Ingenheim, der im Erbbegräbniß der Familie Voß beigesetzt worden war, keine Spuren der Verwesung zeigte, da wurde im Glauben des Volkes der Verdacht der Vergiftung zur Gewißheit.

Friedrich Wilhelm, dem diese durch nichts begründeten Gerüchte ebenfalls zugetragen wurden, ließ sich durch dieselben nicht irre machen, er bewahrte der Rietz seine Liebe und der Hofadel schaute sich daher nach einer neuen vornehmen Maitresse für den Monarchen um. Sie war bald gefunden; eine reizende Blondine, die junge Gräfin von Dönhoff, zog durch ihre blendende Schönheit die Augen des lüsternen Königs auf sich. Auch die Dönhoff folgte dem Beispiele des Fräulein von Voß; sie wollte sich nur unter denselben Bedingungen, der Einwilligung der Königin, bei der sie Hofdame war, und der Heirath zur linken Hand, ergeben. Die Genehmigung des Konsistoriums und die der Königin zu erlangen, hielt nicht mehr schwer, und am 11. April 1790 wurde in der Kapelle zu Charlottenburg abermals das schmachvolle Band einer Heirath zur linken Hand eingesegnet, während die legitime Gattin des Königs noch lebte.

Die Gräfin Dönhoff wurde königlich ausgestattet, sie erhielt eine Mitgift von 200,000 Thalern und alle ihre Verwandten wurden ebenfalls mit reichen Geldgeschenken bedacht.

Die Dönhoff war eine Schöne andern Schlages, als die Gräfin Ingenheim, sie war stolz darauf, die Gemahlin des Königs zu sein und zeigte dies nicht nur den übrigen Hofdamen, sondern selbst der regierenden Königin, welche sie oft fast mit Verachtung behandelte. Sie wollte herrschen, nur zu diesem Zwecke hatte sie ihre Schönheit dem alternden Manne geopfert. In allen Staats-Angelegenheiten mußte ihr Rath zuerst einge-

holt werden. Wehe dem Minister, welcher es wagte, an den König zu berichten, ehe sie gehört worden war! Auch Friedrich Wilhelm mußte sich bittere Vorwürfe gefallen lassen, wenn er einmal ohne ihr Vorwissen gehandelt hatte.

Ein paar Jahre lang vermochte die Gräfin ihre Herrschaft zu erhalten, dann aber wurde der zum Wechsel geneigte König ihrer Reize müde, die Tyrannei der schönen Dame war ihm zuwider, er kehrte zurück zur Rietz, welche ihn klüger zu behandeln verstand.

Die Gräfin war außer sich vor Wuth, als sie sich vernachlässigt, verlassen, als sie ihre alte Nebenbuhlerin triumphiren sah. Sie hatte dem Könige zwei Kinder *) geschenkt, einen Sohn und eine Tochter, durch diese hoffte sie auf den treulosen Gatten zu wirken.

Am 19. November 1793 fuhr sie mit ihrem ¾jährigen Töchterchen nach Potsdam, wo sich gerade der König im neuen Garten aufhielt, um dort mit seinem Violoncellisten Duport vor einer auserlesenen Gesellschaft ein Concert zu halten. Mit aufgelöstem Haar erschien plötzlich die Dönhoff in der Gesellschaft; sie warf sich dem Könige zu Füßen, reichte ihm ihr Töchterchen entgegen und rief ihm zu:

„Hier haben Sie Ihr Eigenthum, nehmen Sie es zurück!"

Sie hatte gehofft, durch ihre Schönheit noch einmal den König zu verführen, durch seine Liebe für sein Kind ihn zu trennen von der Rietz, aber sie sah sich bitter getäuscht. Der König stand auf, schaute sie mit kalter Verachtung an, und indem er die anwesenden Damen in ein anstoßendes Kabinet führte, sagte er ruhig: „Versorgen!" und damit verließ er die Flehende. Diese folgte ihm, aber Friedrich Wilhelm blieb gegen ihre thränenreichsten Bitten unempfindlich.

Die Gräfin wurde in Folge dieses Auftritts vom Hofe verwiesen; der König gab ihr eine Pension von 8000 Thaler, aber er nahm ihr die Kinder ab, welche er, bezeichnend genug für sein sittliches Gefühl, unter der Aufsicht der Madame Rietz erziehen ließ.

---

*) Die Kinder erhielten den gräflichen Namen von Brandenburg.

Die alte Geliebte stand jetzt von Neuem fest in der Gunst Friedrich Wilhelms. Der Hofadel versuchte es kaum mehr, ihr diese streitig zu machen; die vornehmen Herren sahen ein, daß der Kampf gegen die mächtige königliche Maitresse zu ihrem Nachtheil ausfallen müsse; sie zogen es deshalb vor, sich diese zur Freundin zu machen. Die Rietz war fortan die gefeierte Gönnerin, zu deren Füßen die Kavaliere aus den ersten Geschlechtern ihre Huldigungen niederlegten; der tief entwürdigte Adel beugte sich endlich der bürgerlichen Maitresse.

Die Rietz hat ihre Stellung bis zum Tode des Königs erhalten, mit Klugheit und unendlicher Selbstbeherrschung verstand sie es, die Klippen zu vermeiden, an denen die Voß und die Dönhoff gescheitert waren; sie war weder langweilig nachgiebig, noch tyrannisch herrschsüchtig, niemals zeigte sie sich eifersüchtig; da sie den flatterhaften Sinn ihres königlichen Geliebten kannte, war sie im Gegentheil bemüht, dafür zu sorgen, daß Friedrich Wilhelm immer neue Schönheiten zugeführt wurden; sie selbst wählte diese aus und sie wußte es schon so einzurichten, daß sie ihr nicht gefährlich wurden. Sie genirte sich dabei für ihre Person ebensowenig, sondern führte ein ziemlich zügelloses Leben, in welchem sie der König nicht störte, denn dieser war ebenfalls nicht eifersüchtig und gestattete ihr sogar, daß sie in Begleitung eines zahlreichen Gefolges eine Reise nach Italien machte, bei welcher sie neue Triumphe ihrer Schönheit feierte.

Die Rietz war damals schon 44 Jahre alt, trotzdem aber verrückte sie im vollsten Sinne des Wortes noch allen Männern die Köpfe. An den italienischen Höfen wurde sie mit großer Zuvorkommenheit empfangen, nur in Neapel nicht, denn dort durfte nach dem herrschenden Ceremoniell eine Bürgerliche nicht bei Hofe erscheinen.

Sie schrieb dies an Friedrich Wilhelm und sofort erhielt sie ein zwei Jahre zurück datirtes Adelsdiplom, welches sie zur Gräfin von Lichtenau machte. Als sie zurückkehrte, beschenkte sie der König mit einer Grafschaft, welche aus den Domainen Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese bestand.

Das Haus der Lichtenau war fortan eines der glänzendsten in Berlin. Hier fanden sich die berühmtesten Künstler und Gelehrten zusammen; hier versammelten sich auch die vornehmsten

Adligen, selbst die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen durften es nicht verschmähen, die Feste der Lichtenau zu besuchen, nachdem diese der Königin vorgestellt und sehr gnädig empfangen worden war.

Zahlreiche Anbeter umringten die gefeierte Schöne und machten ihr Heiraths-Anträge; denn es war längst kein Geheimniß mehr, daß die Scheinheirath mit Rietz ohne alle rechtliche Gültigkeit sei. Friedrich Wilhelm amüsirte sich hierbei und häufig genug benutzte er die Anbeter seiner Maitresse, um sich mit ihnen einen Scherz zu machen.

Einer der eifrigsten Verehrer der Lichtenau war ein in Berlin sehr angesehener und stadtbekannter Mann, der sogenannte dicke Schmidts, ein reicher Tuchfabrikant, Direktor der Manufaktur im königlichen Lagerhause. Er verkehrte viel bei der Gräfin, machte dieser die kostbarsten Geschenke und da er stets freundlich aufgenommen wurde, hoffte er endlich von der Liebe der Gräfin beglückt zu werden. Die Lichtenau lachte oft mit dem Könige über ihren dicken Liebhaber und einst verabredete sie sich mit ihm zu einem lustigen Streiche.

Sie ließ Schmidts zu einem Besuche einladen, während sich der König bei ihr befand. Glücklich über die ihm gestattete Erlaubniß kam der liebedürstige Kaufmann und kaum in das Zimmer getreten, begann er mit Betheuerungen seiner Liebe, welche diesmal die Gräfin freundlich anhörte, sie versprach ihm sogar einen Kuß, wenn er sie fußfällig darum bitten werde.

So schwer ein Fußfall dem dicken unbeholfenen Mann auch wurde, um diesen Preis entschloß er sich zu demselben. Er kniete nieder, kaum aber lag er am Boden, da öffnete sich die Thür, der König trat mit wuthflammender Miene ins Zimmer und überraschte so seinen Nebenbuhler.

Todtenbleich vor Furcht wollte Schmidts sich erheben, aber das war ein Stück Arbeit, welches Zeit erforderte, um so mehr, da er sich in einer entsetzlichen Angst befand.

Friedrich Wilhelm mußte endlich lachen, er war dem dicken Mann behülflich, sich zu erheben und schenkte ihm einen kostbaren Krückstock Friedrichs II., dessen er sich künftig bedienen sollte, wenn er wieder Liebeserklärungen zu machen beabsichtige.

Aehnlich wie dem dicken Schmidts erging es manchem andern Anbeter der Lichtenau, Alle aber schmachteten vergebens nach der Hand der reichen Gräfin, denn diese führte ein zu freudenvolles Leben, um dasselbe durch eine Heirath zu beenden. Fest folgte in ihrem Hause auf Fest. Sie hatte sich selbst ein Privattheater erbauen lassen und auf diesem wurden Vorstellungen gegeben, denen gewöhnlich nur der König mit seinen Günstlingen beiwohnen durfte.

Die meisten dieser Vorstellungen hatten hauptsächlich den Zweck, den Monarchen mit den schönen jungen Tänzerinnen bekannt zu machen.

Von diesen geheimen Theater-Vorstellungen wurden in Berlin die wunderbarsten Geschichten erzählt, besonders von der bildschönen Tänzerin Hauchecorne, welche an Schamlosigkeit ihre Genossinnen weit übertreffen sollte.

Die Lichtenau benutzte das Theater außerdem, um die königliche Familie zu zwingen, ihr recht öffentliche Huldigungen darzubringen.

Zur Einweihung des neuen Saals wurde in dem Palais unter den Linden, welches die Lichtenau von ihrem Sohn, dem Grafen von der Mark, geerbt hatte, die Oper „Kleopatra" gegeben. Das ganze Personal der Oper und des Ballets, sowie die königliche Kapelle mußten bei der Vorstellung mitwirken; das glänzendste Fest sollte gefeiert werden, der ganze Hof hatte deshalb Einladungen erhalten, auch die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, sowie der Prinz Heinrich, der Oheim des Königs, und die übrigen Prinzen und Prinzessinnen.

Man wußte in Berlin, daß der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm III., einen tödtlichen Haß gegen die Maitresse seines Vaters hege und daß die Kronprinzessin diesen Haß theile. Auch Prinz Heinrich hatte häufig ganz offen seine Verachtung gegen die Rietz ausgesprochen; mit außerordentlicher Spannung erwartete man daher in Berlin den Ausgang des Festes, denn alle Welt glaubte, es würde zu einem öffentlichen Skandal kommen. Aber man täuschte sich, wie tief beleidigt sich auch die Mitglieder der königlichen Familie fühlen mochten, sie wußten sich zu beherrschen.

Es war ein merkwürdiges Fest, wie es wohl selten an einem

königlichen Hofe gefeiert worden ist. Da waren in der glänzenden Wohnung der gebietenden Maitresse alle vereinigt, die dem Könige durch Geburt oder Liebe nahe standen, die legitimen Kinder und die Sprößlinge der drei Maitressen, der Lichtenau, der Voß und der Dönhoff, — die Königin, die Lichtenau und neben dieser die zahlreichen anderen Geliebten des Königs, über deren Namen und Schicksale wir fortgehen, weil sie ohne besondern Einfluß auf das gesellschaftliche und sittliche Leben Berlins geblieben sind.

Der König wohnte natürlich ebenfalls dem Feste bei; er trug schon die tödtliche Krankheit in sich, welche sein Leben bald beenden sollte, seine matten blassen Züge verriethen dies. Er zeigte sich freundlich und aufgeräumt; schwerlich hatte er ein Gefühl dafür, daß das Fest alle Gesetze der Sittlichkeit verhöhnte. Er warf seinen legitimen Kindern in der Loge Näschereien zu, dann wieder erwies er der Lichtenau, welche im prächtigsten Schmuck viel herrlicher als die Königin glänzte, die zärtlichsten Aufmerksamkeiten.

Die Königin, welche seit langer Zeit daran gewöhnt war, still zu dulden, zeigte auch an diesem Tage ein freundliches Lächeln, aber wohl konnte man bemerken, daß es ein erzwungenes sei und daß es ihr in die Seele schnitt', mit der verachteten Lichtenau öffentlich in der Gunst ihres Gemahls konkurriren zu müssen.

Prinz Heinrich verstand es vollkommen, sich zu beherrschen; er zeigte nicht offen seinen Unmuth, aber seine zusammengekniffenen Lippen bewiesen seine innere Aufregung.

Am Wenigsten zu verstellen vermochte sich der Kronprinz. Er, der in sittlicher Beziehung außerordentlich streng dachte, der seine junge, in blendender Schönheit strahlende Gemahlin, die Kronprinzessin Louise, anbetete, und in der Treue gegen dieselbe seinen Stolz fand, war in einer Aufregung, welche er kaum mehr zu zügeln vermochte. Bald blickte er auf seine Mutter, als wolle er mit ihr zum Schutz gegen die Maitresse des Vaters sich verbinden, bald wendete er sich an seine Gemahlin, die ihn angstvoll anschaute, weil sie fürchtete, sein Zorn werde ausbrechen.

Nur die Schwester der Kronprinzessin, die Wittwe des kürzlich verstorbenen zweiten Sohnes des Königs, des Prinzen

Ludwig, eine schöne, gefallsüchtige junge Frau, überließ sich ganz dem Vergnügen der Vorstellung. Sie hatte zum erstenmal die Wittwenkleider abgelegt und sie benutzte diese Gelegenheit, um den Glanz ihrer Schönheit leuchten zu lassen.

Die junge Prinzessin, welche sich später wieder verheirathet hat und endlich Königin von Hannover geworden ist, war nicht so sittenstreng, als ihre Schwester, ihre Galanterien haben noch viel von sich reden lassen.

Das Fest verlief, so aufgeregt die Mitglieder der königlichen Familie auch waren, doch ohne einen störenden Zufall. Die Lichtenau hatte durch dasselbe einen glänzenden Triumph gefeiert, aber einen Triumph, der sich später an ihr rächen sollte, denn ihre Feinde brannten fortan vor Begierde, die schmachvollen Ketten, welche ihnen auferlegt waren, zu sprengen; sie warteten nur auf die günstige Zeit und sie ahnten, daß diese nahe sei. Es war der Triumph vor dem Fall!

Drittes Kapitel.

Krankheit des Königs. Die Lichtenau und ihre halbe Million. Domänenverschleuderung an den Hofadel. Das Genesungsfest des Vielgeliebten. Die Lichtenau als Krankenpflegerin. Wunderkuren. Die Lebensluft. Die letzten Tage des Königs. Der Tod Friedrich Wilhelms.

Das ausschweifende Leben, welches Friedrich Wilhelm führte, mußte selbst einen so kräftigen Körper, wie den seinigen erschöpfen. Bischofswerders Lebensbalsam verlor nach und nach seine Wirksamkeit. Der König wurde matt und hinfällig, sein Körperumfang nahm dabei mehr und mehr zu, die Vorboten der Wassersucht zeigten sich und bald war es am Hofe kein Geheimniß mehr, daß schwerlich die Lebenszeit des „Vielgeliebten" noch nach Jahren berechnet werden könne.

Die Gräfin Lichtenau befand sich gerade auf ihrer italienischen Reise, als die ersten gefährlichen Krankheitssymptome sich zeigten; sie erhielt durch die Getreuen, welche sie zurückgelassen hatte, genaue Nachrichten über das Befinden des Königs und nun zögerte sie nicht, sofort zurückzukehren. Mit Kourierpferden eilte sie nach Berlin.

Die Gräfin wird in vielen Geschichtswerken der Undankbarkeit bezüchtigt, man wirft ihr vor, daß sie, lediglich auf ihren Vortheil bedacht, in den letzten Augenblicken den König verlassen

habe. Dieser Vorwurf ist, wie wir dies bald zu erzählen Gelegenheit haben werden, vollkommen unbegründet. Die Lichtenau war sogar die treuste Krankenpflegerin, aber sie verstand es trefflich, dabei auch für sich selbst zu sorgen, ihre Zukunft möglichst zu sichern und ein freudenvolles Leben zu führen, wie das am Schluß des vorigen Kapitels geschilderte Fest uns beweist.

Trotz der bedeutenden Einnahmen, welche die Lichtenau vom König bezogen hatte, war sie doch außer Stande gewesen, etwas zurückzulegen, denn ihr Haushalt kostete enorme Summen. Sie mußte wohl für die Zukunft sorgen, wenn sie nicht Gefahr laufen sollte, einst zu darben, da der Besitz ihrer Grafschaft ihr nicht besonders sicher erschien. Sie kannte den Haß des Kronprinzen und sie war überzeugt, daß unmittelbar nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. alle ihre Feinde bemüht sein würden, diesen Haß zu schüren und die Konfiskation der ihr geschenkten Domäne zu veranlassen.

Allerdings hatte sie sich Freunde erworben; Graf Haugwitz, der Minister des Aeußern, war durch ihre Gunst so hoch gestiegen und viele andere hohe Staats- und Hofbeamten waren ihre Kreaturen, verdankten nur ihrer Fürsprache Aemter und Würden. Alle diese hatten ihr tausendmal ewige Dankbarkeit geschworen.

Solche Schwüre aber werden selten gehalten. Die Lichtenau wußte dies, sie zog es vor, nicht auf die Freunde im Glück sich zu verlassen, sondern sich durch ein reiches Vermögen für die Zukunft unabhängig zu machen.

Der König war leicht zu bewegen, ihr eine halbe Million Thaler zu schenken, welche sie in holländischen Banknoten anlegte.

Ueber diese halbe Million ist viel geschrieben und viel gestritten worden. Man hat die Lichtenau als Blutsaugerin dargestellt, aber man vergißt, daß sie nur that, was alle Andern vor ihr gethan hatten, daß sie dem Beispiel der vornehmsten Männer des Landes folgte, denn am Hofe Friedrich Wilhelms war Vornehm und Gering nur darauf bedacht, die Schwäche des Monarchen zu mißbrauchen, um sich selbst zu bereichern.

Der Hofadel hatte es in dieser Beziehung zu unübertroffener Meisterschaft, der Kammerdiener und Lakaien vergebens nach-

zueifern suchten, gebracht; die niedern Hofdiener stahlen im Kleinen, die Minister und Kammerherrn im Großen, aber auch erstere brachten ganz beträchtliche Summen in Sicherheit.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms fand man in einem Gehölz dicht beim neuen Garten in Potsdam eine Chatoulle mit Goldstücken, welche in einer mit dürrem Laub bedeckten Grube lag und nicht weniger als 2000 Stück Friedrichsd'ors enthielt. Nur irgend ein diebischer Hofbeamter konnte diesen Schatz entwendet haben, deshalb meldete sich auch kein Eigenthümer zu demselben und Friedrich Wilhelm III., der spätere König, machte dem Waisenhaus ein Geschenk damit. Der Verdacht des Diebstahls fiel auf den würdigen Kämmerer Rietz, aber er ist niemals erwiesen worden.

Auch eine Kiste mit halbverbrannten Wachslichtern, welche irgend ein spitzbübischer Kammerdiener für sich zurückgestellt hatte, wurde aufgefunden und als man die Lichter näher untersuchte, bemerkte man mit Staunen, daß jedes Licht in ein Werthpapier eingewickelt war; auch hierzu wurde der Eigenthümer nicht entdeckt.

Auf solche Weise konnten schon recht artige Summen aus dem königlichen Haushalt entfremdet werden, aber diese hatten keine Bedeutung gegen diejenigen, welche vom Hofadel in Form von Gnadengeschenken und Verleihungen erschlichen wurden, gegen die Millionen, um welche die vornehme Clique den preußischen Staat und das preußische Volk bestahl.

Ein besonders reiches Feld für die Spekulation boten den adligen Herren die geistlichen Güter und eingezogenen Starosteien in den bei der schmachvollen Theilung Polens an Preußen gekommenen Ländern. Um diese rissen sich die adligen Günstlinge des Königs. Die mehrfach erwähnten vertrauten Briefe geben uns hierüber folgende für den Geist, der am Hofe Friedrich Wilhelms herrschte, bezeichnende Schilderung:

„Beschenkt sind ganz vorzüglich der General Bischofswerder, der Major Zastrow, expedirender Adjutant des Königs, der Fürst Hohenloh, Herr von Treskov, ein Kaufmann in Berlin, der Reichsgraf von Lüttichau, Gesandter am Niedersächsischen Kreise, Herr von Hünerbein, Herr Marquis de Lucchesini u. s. w.

Mit den geistlichen Gütern möchte es hingehen; daß man aber den Starosten ihre Besitzungen nimmt, die sie erkauft haben, das scheint mir ungerecht zu sein, besonders wenn man sehen muß, daß diese Einziehung nicht zum Vortheil des Staats, sondern der Privatpersonen geschieht, die den Thron umlagern.

Der Graf Hoym, dem zuerst vom Kabinet ein Gutachten abgefordert wurde, unter welchen Modalitäten die geistlichen und starosteilichen Güter eingezogen werden könnten, setzte sich mit Macht dagegen und zeigte an, daß der König bei der Huldigung den Besitzern ihre Rechte garantirt hätte, daß demnach diese Güter abgeschätzt, die geistlichen auf 50, die starosteilichen noch höher in der Contribution angesetzt wären; daß der König nicht sehr viel durch die Einziehung, besonders in der ersten Zeit profitiren werde, da eine Menge Geld zur Unterhaltung des Gottesdienstes, zu milden Stiftungen und zur Alimentation der Geistlichkeit vom Ertrag abgezogen werden müsse; daß die Gebäude und das Vieh-Inventarium in schlechtem Zustand auf diesen Gütern sich befänden und daß man besser für das königliche Interesse sorgen werde, wenn man nach und nach die Abgaben erhöhen wolle.

Der üble Eindruck, den dieser Gewaltstreich auf die Nation und auf das gemeine Volk machen würde, welches der Geistlichkeit anhinge, sei endlich in seinen Folgen gar nicht zu berechnen. Das half aber alles nichts, Bischofswerder oder vielmehr seine Frau wollte sich bereichern. Deshalb mußte Friedrich Wilhelm II. wortbrüchig werden.

Sobald die geistlichen Güter eingezogen waren, zog Bischofswerder den Herrn von Triebenfeld nach Berlin, der sich in dem goldnen Adler einquartierte und brauchte ihn, die Vorschläge wegen der zu verschenkenden Güter zu machen, da er sehr viele Lokalkenntnisse besaß.

Im Kabinet fertigte man jedesmal das Concept der Schenkungsurkunde aus, schickte es an den Herrn von Triebenfeld, der die Namen der Güter einrückte, welche der Donatarius erhalten sollte. Dem schon beinahe abgestorbenen König legte man das Mundum vor, sagte ihm, es wären unbedeutende Vorwerke und er dankte Gott, wenn er die Urkunde unterschrieben hatte.

Bischofswerder war nichts daran gelegen, Güter in Süd-

deutschland zu besitzen, kaum waren sie ihm tradirt, so wollte er sie auch verkaufen. Dazu fand sich denn auch ein Gimpel aus Kopenhagen, ein während des Reichs-Interimisticums neugebackner Reichsgraf von Lüttichau, der ein großes Vermögen besaß. Bischofswerder machte ihn zum Gesandten am niedersächsischen Kreise und schlug dem König vor, diesen Millionär dadurch ins Land zu ziehen, daß man ihm Güter in Südpreußen schenkte. Dies geschah und zur schuldigen Dankbarkeit kaufte er Bischofswerder seine Donationen für 50,000 Stück Friedrichsd'ors ab.

Dieser Lüttichau erhielt nun eine Menge Güter und da man dem König nicht zu viele verschiedene Namen nennen wollte, so wurden die Güter, die man andern Creaturen schenken wollte, auf des Grafen Namen gesetzt, der darüber einen Schein-Kaufkontract sogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte.

Auf die allersonderbarste Weise erhielten zwei Personen Güter geschenkt, die nicht die entferntesten Ansprüche darauf hatten. Der Erste war der Postdirektor Goldbeck in Warschau, der Andere Herr v. Hünerbein, ehemaliger Adjutant des Prinzen Louis.

Die Güter, welche Herr v. Goldbeck erhielt, sollte ein Namensvetter von ihm bekommen, in der Schenkungsurkunde hatte aber die Canzley eine Verwechslung gemacht.

Dem König diesen Verstoß anzuzeigen, wagte man nicht und so blieb Jener im Besitz.

Herr v. Hünerbein war der Geliebte der schönen Knobelsdorfen, Hofdame der Prinzeß Louis; diese hielt sich mit dem König in Pyrmont auf.

Einst war der König des Morgens bei dieser Prinzeß zum Frühstück, wie die Knobelsdorfen durch das Zimmer ging. Es entfuhren ihm die Worte:

„Hübsch Mädchen, Prinzeß!"

„O ja! (antwortete diese) sie ist schon Braut."

„Mit wem?"

„Mit dem Herrn v. Hünerbein; es ist aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn sie haben beyde nichts."

„Heyrathen! Güter schenken!" war die Antwort des Königs.

Man fertigte sogleich eine Estafette an den Herrn v. Hüner-

bein nach Karge ab, wo er in Garnison stand, mit der Notiz: er sollte der Prinzeß eine Bittschrift an den König übersenden, worin er ein Gut in Vorschlag brächte.

Herr v. Hünerbein wählte das benachbarte Kloster Obra, 200,000 Thaler am Werth. Die Supplick ging ab und bald darauf war er im Besitz des Guts und seiner schönen Braut.

Ich könnte noch viele Fälle von ähnlichen Schenkungen anführen, es mag aber mit jenen genug seyn, um zu zeigen, wie der Hof unter der vorigen Regierung beschaffen war und wie dergleichen Begünstigungen verdienstloser Creaturen unter den Hofleuten auf die Polen wirken mußten, statt daß der König Gelegenheit gehabt hätte, die polnische Nation wieder mit sich auszusöhnen, wenn er den unglücklich gewordenen polnischen Officieren und Officianten Vorwerke geschenkt hätte."

Die vorstehende Schilderung der vertrauten Briefe giebt uns ein anschauliches Bild von den Intriguen, welche gespielt wurden, um von Friedrich Wilhelm Schenkungen zu erlangen. Wenn die Gräfin Lichtenau die Schwäche des Königs ebenfalls mißbrauchte, um ihr Schicksal einst sicher zu stellen, so trifft sie schwerlich ein größerer Vorwurf, als die hochadligen Herren vom Hofe, welche das Gleiche thaten, ohne wie die Lichtenau den kranken König dafür zu pflegen.

Die Erben der Höflinge hätten am Wenigsten das Recht gehabt, wie sie dies gethan, die Lichtenau zu verdammen.

Die Krankheit des Königs erschien in den ersten Stadien nicht besonders schwer; Schwäche und Schlaflosigkeit waren die Hauptzeichen derselben. Die Aerzte verordneten die seltsamsten Mittel, um die Gesundheit Friedrich Wilhelms wieder herzustellen und ihm neue Kräfte zu geben.

Eins dieser Mittel war, wie Dampmartin berichtet, daß man dem König empfahl, stets in genauster Verbindung mit einer jungen, frischen und kerngesunden Person zu leben; man wählte als Medizin für den Kranken die schöne Tänzerin Schulzki, die alle erforderlichen Eigenschaften besaß.

Unter der Aufsicht der Lichtenau wurde sie dem König, der sie einige Monate bei sich behielt, zugesellt; später fand sie einen Garde-Lieutenant, der sie heirathete.

Trotz aller Hülfsmittel traten die Vorboten der Wassersucht immer klarer hervor und die Aerzte verordneten deshalb den Besuch des Bades Pyrmont.

Die Gräfin Lichtenau begleitete den König dahin zweimal und sie feierte bei diesen Badereisen neue Triumphe, denn alle Fürsten und Herren, welche nach Pyrmont kamen, um dem König ihre Aufwartung zu machen, huldigten der Lichtenau fast, als ob sie eine regierende Königin gewesen wäre; auch der Kronprinz sah sich zu gleicher Huldigung gezwungen.

Auf Befehl des Königs hatte er mit seiner Gemahlin nach Pyrmont kommen müssen. An seinem Geburtstag, dem 3. August, wurde im Brunnensalon ein Fest gefeiert, zu welchem die Lichtenau das Festlied gedichtet hatte; sie trug es an der Tafel vor und der Kronprinz wurde gezwungen, ihr dafür in den verbindlichsten Ausdrücken zu danken.

Das Bad wirkte sehr günstig auf den König, er fühlte sich so sehr erleichtert, daß er sich selbst für gesund hielt und obgleich die Aerzte wohl wußten, daß bald genug die Krankheit sich auf's Neue einstellen würde, erklärten sie doch, um dem Monarchen zu Gefallen zu leben, daß er vollständig hergestellt sei.

Alle Zeitungen posaunten dies aus und die guten Berliner, welche in jener Zeit stets geneigt waren, sich in der Loyalität gegenseitig zu überbieten, benutzten die Gelegenheit, um Friedrich Wilhelm dem „Vielgeliebten" ein Freudenfest zur Feier seiner Genesung zu geben.

Mit dem frühsten Morgen läuteten die Glocken von allen Thürmen der Stadt und ertönten die Posaunen. Die öffentlichen Plätze waren prächtig ausgeschmückt; da standen Mastbäume, an denen die Knaben in die Höhe kletterten, um einige Kleinigkeiten, wenn sie an die Spitze gelangt waren, zu erobern, Puppentheater, Karroussels und Würfelbuden. Auch andere auf das Vergnügen des Volks berechnete Anstalten waren überall getroffen.

Die Armen wurden auf öffentliche Kosten gespeist; im Börsensaal wurde ein Zweckessen von 100 Kouverts gehalten, bei dem man an Toasten auf den „Vielgeliebten" sich gegenseitig überbot.

Abends war große Oper; die ganze Stadt schwamm in

einem Feuermeer der Illumination, ein prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt und in allen Tanzlokalen hatte man Bälle veranstaltet; auch auf den öffentlichen Plätzen, welche durch buntfarbige Lampen beleuchtet waren, spielten Musikchöre zu dem Tanz.

Der König hatte sich am Morgen des Tages sehr unwohl befunden, die Lichtenau flehte ihn deshalb an, seine Gesundheit zu schonen, auch die Aerzte wünschten dies; aber vergeblich, er nahm an den Festlichkeiten Theil, sowohl an dem großen Diner und Souper, welches ihm zu Ehren von den Bürgern gegeben wurde, als an den übrigen Vergnügungen. Er fuhr während der Illumination durch die bedeutendsten Straßen und besuchte selbst die öffentlichen Tanzplätze.

Das große Abendessen der Bürgerschaft war besonders glänzend. Die Lichtenau erschien bei demselben im griechischen Gewand mit einem goldnen Diadem im Haar; einer ihrer Anbeter, den sie aus Italien mitgebracht hatte, der berühmte Kunstforscher und Archäologe Hofrath Hirt, hatte das Kostüm angegeben. Sie sah trotz ihrer Jahre wieder reizend schön aus und entzückte alle Männer.

Durch die ihr dargebrachten Huldigungen wurde sie so kühn gemacht, an der öffentlichen Tafel ein Gedicht singend vorzutragen, welches sie selbst verfaßt hatte. Die Komposition war vom Kapellmeister Himmel.

Die zahlreich versammelten Bürger vernahmen die keineswegs glänzenden Verse mit unendlichem Jubel, Hofrath Hirt überreichte der Dichterin einen Lorbeerkranz, der König sagte ihr die liebenswürdigsten Schmeicheleien und auf seine Veranlassung mußte der Kronprinz, vor Wuth fast vergehend, die Hand der Dichterin küssen.

Nach Förster lautet die jammervolle Poesie folgendermaßen:

„Glänzend war die Morgenröthe,
Freudig endigt dieser Tag;
Ja wohl, freudig, weil er heute
Friedrich Wilhelm uns geschenkt.

Welchen Jubel, welch Entzücken!
Vater, Sohn so Hand in Hand

In die lange Zukunft blickend,
Uns ein edles Beispiel seiend.
Söhne, schaut den Sohn hier an;
Väter, folgt dem edlen Vater
In der Hütte, auf dem Thron."

Dem Freudenfest folgten bald trübe Tage.

Die scheinbare Besserung im Befinden des Königs war nur von kurzer Dauer, die Krankheit kehrte bald mit erneuter Macht zurück.

Friedrich Wilhelm fühlte, daß er seinem Ende entgegengehe. Er war besorgt um das Schicksal seiner Geliebten, denn auch er kannte ja den Haß seines Sohnes gegen die Lichtenau, er fürchtete, daß diese nach seinem Tode verfolgt und gekränkt werden würde. Deshalb bat er sie selbst, sie möge ihn verlassen, möge nach England gehen, um dort ihr Vermögen zu genießen; er bot ihr 2 Millionen Thaler, für welche er ihr ihre Häuser und Güter abkaufen wollte; mit einer solchen Summe war sie für immer gesichert. Eine ehrenvolle Aufnahme in England stand ihr bevor, denn der reiche Lord Bristol hatte ihr seine Hand angeboten. Die Lichtenau aber erklärte, daß sie sich nun und nimmermehr von ihrem kranken Freunde trennen werde, sie blieb bei dem König, der fortan im Marmorpalais zu Potsdam seinen Wohnsitz nahm, während seine Familie in Berlin blieb.

Im Marmorpalais verlebte Friedrich Wilhelm die letzten Monate seines Lebens, eine trübe, traurige Zeit. Förster giebt uns in seiner neuern preußischen Geschichte nach Berichten von Augenzeugen über dieselbe folgende Schilderung:

„Die Gesellschaft, welche den kranken König, der an Brustbeschwerden und Schlaflosigkeit litt, umgab, hatte die Gräfin seit den kürzern Octobertagen (1797) fast ausschließlich auf französische Auswanderer vom Adel beschränkt; von dem Hofstaat wurde Niemand mehr zugelassen, die Königin und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen mußten zuvor bei der Gräfin anfragen und wurden zuweilen nicht angenommen.

Früher fand der König großen Gefallen an Quartettmusik, zumal so lang er selbst das Cello spielen konnte; jetzt war die

Unterhaltung auf Vorlesen beschränkt. Welch ein trauriges Bild bot dieser Salon eines deutschen Königs dar!

Ein Augenzeuge schildert ihn:

Im Hintergrund eines Saals, welcher durch den sanften, aber melancholischen Schein von Wachslichtern in Alabastervasen erhellt wurde, saß, die geschwollenen Füße in Kissen gehüllt, in einem tiefen Polsterstuhl von grünem Sammt der gute König bleich, abgemagert, mit beängstigtem Athem, die erstorbenen Augen mit unstätem Blick hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die geschwollene Hand leise streichelnd; zur Linken die Marquise von Nadaillac, deren geistreiche Liebenswürdigkeit ihm wohlthat. Es befanden sich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, Saint-Patern und Saint-Ygnon ein; der Letztere war der Vorleser, ein jovialer Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüsiren, als den Kranken seine Leiden vergessen zu machen.

Am Kamin spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen sank der hohe Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böse Träume aufschreckten; der Vorleser ließ sich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tode kranken Königs Molière's Lustspiel: „der eingebildete Kranke" lesen zu hören."

Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, den Kranken wieder herstellen zu können, Quacksalber und Charlatane traten an ihre Stelle und versuchten ihre Wunderkuren.

Der König mußte auf Polstern und Kissen schlafen, die von der Haut und den Gedärmen ungeborner Kälber gemacht worden waren; aber das Mittel half nichts und man nahm daher zu neuen Charlatanerien die Zuflucht.

Ein alter Lieutenant von Randel, der häufig beim König verkehrte und der sich einen großen Ruf durch seine Kenntniß in der Chemie erworben hatte, rieth, Friedrich Wilhelm möge zur Erleichterung seines Uebels sich der künstlichen Lebensluft bedienen. Diese war nichts Anderes als Sauerstoffgas, von dessen

Wirkung auf den menschlichen Körper man damals übertriebene Begriffe hatte.

Der König setzte auf die Lebensluft großes Vertrauen, er berief deshalb den Ober-Sanitätsrath und Professor Dr. Hermbstädt am 3. Oktober 1797 von Berlin aus zu sich nach Potsdam, damit dieser die Lebensluft bereiten und bei ihm anwenden möge.

Hermbstädt erklärte sich bereit, obgleich er offen aussprach, daß die Lebensluft den König sicherlich nicht heilen, ihm auch nicht viel helfen würde; da aber Friedrich Wilhelm dies nicht glaubte und auch die Leibärzte, welche zu Rath gezogen wurden, ihre Genehmigung ertheilten, so ging der Professor an die Bereitung des Sauerstoffgases, zu der er sich der alten Methode der Entwicklung aus Braunstein bediente.

Den frei gewordenen Sauerstoff faßte er in Ballons von Goldschlägerhäutchen auf, jeden Abend wurde ein Ballon in die Nähe des königlichen Betts auf einen Stuhl gelegt; ein an denselben befindlicher Schlauch war so eingerichtet, daß er den Sauerstoff die ganze Nacht hindurch langsam ausströmen ließ, so daß der Ballon am folgenden Morgen noch nicht ganz entleert war.

Bei Tage wurde das Zimmer des Königs nur in dem Fall mit der Lebensluft gefüllt, wenn eine ungünstige Witterung das Verschließen der Thüren und Fenster nothwendig machte.

Vermöge des großen Vertrauens, welches der König auf die Lebensluft setzte, wirkte dieselbe Anfangs günstig. Der Schlaf, den er seit fünf Wochen verloren hatte, stellte sich wieder ein, er konnte im Zimmer auf- und abgehen und sogar im Rollwagen einige Stunden im Garten spazieren fahren; aber die Besserung war nicht von Dauer und ebenso wenig bewirkten andere Wundermittel dieselbe.

Friedrich Wilhelm wurde mit jedem Tage kränker, sein Tod war nahe bevorstehend. Am 12. Nov. wohnte er zum letztenmal einer Gesellschaft bei. Ein Mittagsmahl war bereitet worden, aber schon fühlte sich der König außer Stande, den Löffel zum Mund zu führen, seine bleichen Züge schienen fast die eines Sterbenden zu sein.

Es war ein trauriges Mahl; keiner der Gäste wagte laut

zu sprechen; die köstlichen Speisen wurden unangerührt vom Tisch getragen und als nun gar beim Lösen eines Champagnerpfropfens der König, durch den Schreck ohnmächtig gemacht, in sein Zimmer getragen werden mußte, da stiebte die Gesellschaft auseinander, Keiner wagte zu bleiben.

Friedrich Wilhelm, der jetzt selbst überzeugt war, daß er nur noch wenige Tage leben könne, fühlte die ängstlichste Sorge für die Lichtenau; er befahl ihr, eine große Schreibmappe von Maroquin, in der sich ihre Briefe befanden, aus seinem Schreibtisch zu nehmen und in Sicherheit zu bringen.

Die Lichtenau that es, sie glaubte so sehr im Recht zu sein, daß sie sich gar keine Mühe gab, die Mappe zu verbergen, sondern dieselbe in einem offenen Wagen nach Berlin fuhr. Dort las sie die Briefe noch einmal und dann erst übergab sie dieselben den Flammen. Noch am Abend kehrte sie nach Potsdam zurück.

Am 14. November eilte der Kronprinz mit der Königin nach Potsdam; sie wurden durch die Lichtenau zum König geführt.

Friedrich Wilhelm versuchte es, sich aus seinem Lehnsessel zu erheben, aber er sank in die Arme der Gräfin zurück und diese mußte ihn unterstützen, während er mit seiner Gemahlin und seinem Sohn die letzte Unterredung hatte. Er gab dem Kronprinzen den Segen, aber er war zu schwach, seine Hände auf das Haupt des Sohnes zu legen, die Lichtenau mußte seinen Arm unterstützen.

Wahrlich ein seltsamer Segen, den der Vater, unterstützt von seiner Buhlerin, in Gegenwart seiner Gattin dem Sohn ertheilte.

Auch von der Königin nahm Friedrich Wilhelm Abschied, indem er ihr versicherte, daß, wie sehr er sie auch im Leben gekränkt haben möge, seine Liebe zu ihr unverändert geblieben sei. Endlich entfernten sich die Königin und der Kronprinz, geleitet von der Lichtenau.

Die gutmüthige Königin war so tief gerührt von dem Abschied, daß sie im Vorzimmer der Lichtenau um den Hals fiel und ihr für die treue Pflege des Sterbenden dankte. Der Kron=

prinz dagegen blickte die Gräfin voll Haß und Verachtung an und entfernte sich schweigend.

Als die Lichtenau in das Krankenzimmer zurückgekehrt war, mußte sie dem König erzählen, was draußen geschehen sei.

Friedrich Wilhelm war wüthend, als er hörte, daß der Kronprinz seiner Geliebten kein Wort des Danks gesagt habe; er wollte nichts mehr von Besuchen seiner Familie wissen und diese hat ihn nicht wiedergesehen.

Die Lichtenau blieb die Krankenwärterin des Sterbenden. Während der Nacht vom 15. zum 16. November saß sie an sei= Bett, eine Zeugin der fürchterlichsten Qualen des von gräßlichen Phantasien geängstigten Kranken.

Erst am folgenden Morgen verließen sie ihre Kräfte und der Leibarzt, Geheimer Rath Selle, drang deshalb in sie, sich ein wenig zurückzuziehen, indem er ihr das Versprechen gab, sie zu rufen, wenn der Zustand des Kranken schlimmer werden sollte. Sie zog sich in ihre Wohnung, welche sie im Kavalierhause genommen hatte, zurück.

Bischofswerder und zwei Stabsoffiziere befanden sich im Vorzimmer des Königs, im Sterbezimmer befanden sich der Kämmerer Rietz, ein französischer Kammerdiener und drei Lakaien; alle Viertelstunden wurde der Gräfin Nachricht vom Zustand des Königs gegeben.

Friedrich Wilhelm litt fürchterlich; er zerriß in entsetzlichen Schmerzen das Leder an den Lehnen seines Stuhls, er verwünschte sein Leben. Er, der „der Vielgeliebte" genannt wurde, mußte in seinen letzten Augenblicken die Erfahrung machen, daß er selbst von Denen, die ihm am Nächsten gestanden hatten, nicht geliebt wurde.

Sein treuer Rietz, der Genosse seiner Laster, schaute mit kaltem Blick auf seinen Herrn und wartete nur sehnsüchtig auf den Augenblick, wo er der unangenehmen Pflicht, bei demselben zu wachen, entbunden werden könnte.

Der französische Kammerdiener soll sogar während des Röchelns des Sterbenden roh ausgerufen haben:

„Wird denn dies niemals endigen, will er denn gar nicht krepiren?"

Endlich gegen 9 Uhr Morgens am 16. November 1797 trat der Tod als Erlösung von so entsetzlichen Qualen ein. Die Gräfin Lichtenau war im Todesaugenblick nicht gegenwärtig; denn Bischofswerder trieb die Treulosigkeit gegen sie so weit, daß er ihr, nachdem Friedrich Wilhelm bereits verschieden war, sagen ließ, der König sei in einen wohlthätigen Schlaf verfallen.

Viertes Kapitel.

Bauten in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms II. Langhans. Der Aufbau des Marienthurms. Das Brandenburger Thor. Andere Bauten. Die Akademie der Künste. Die Bildhauerkunst. Schadow. Die Musik. Die Oper. Menschen und Hunde in der Oper. Das deutsche Theater. Deutsche Wissenschaft in Berlin. Das Schulwesen. Berliner Gelehrte. Die Juden. Kobolde und Gespenster in Berlin. Das Blut der Hingerichteten und das Osterwasser. Erwachen der Demokratie in Berlin. Die Vergnügungen der Berliner. Luxus. Mode.

Nur 11 Jahre regierte Friedrich Wilhelm II. So kurz eine solche Regierungszeit ist, so hatte sie doch für Berlin eine große Bedeutung. Die Hauptstadt wurde geschmückt mit manchen schönen Bauwerken, Kunst und Wissenschaft entwickelten sich und das deutsche Element kam zu neuer Geltung; dagegen aber schritt auch der sittliche Verfall der Gesellschaft in der Residenz mächtig vor.

Friedrich Wilhelm war nicht ohne Sinn für eine künstlerische Ausschmückung seiner Residenz; zu träge, um selbst viel zu denken oder gar sich um die Details angefangener Bauten zu kümmern, überließ er dieselben den Baumeistern und er that wohl daran, denn er hatte tüchtige Kräfte in den königlichen Dienst gezogen. Vor allen andern haben wir Langhans zu nen-

nen, von dem die meisten schönen Bauten aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms herrühren. Er war früher Oberbaurath bei der schlesischen Kammer gewesen und hatte sich durch tüchtige Bauwerke in Breslau ausgezeichnet. In Folge dessen wurde er nach Berlin berufen und hier zum Geheimen Kriegsrath und Chef des gesammten Bauwesens ernannt.

Langhans hat sich um Berlin ein Verdienst vorzüglich dadurch erworben, daß er den französischen Geschmack bekämpfte, und den Baumeistern, indem er ihnen die griechische Architektur als Muster hinstellte, eine neue edlere Richtung vorschrieb.

Den Beginn der großen Bauten Friedrich Wilhelms machte die Abtragung des Marienkirchthums, die im Jahre 1787 eingetretener Baufälligkeit wegen begann. In den Jahren 1789—90 wurde ein neuer Thurm erbaut, der bis zu einer Höhe von 286 Fuß 8 Zoll emporwuchs und der höchste in Berlin wurde. Langhans lieferte die Zeichnungen zu dem im gothischen Styl erbauten Thurm. Boumann der Jüngere leitete den Bau. Am 7. Juli 1790 wurde derselbe durch die Aufsetzung des Knopfes beendet.

Es fand dabei eine große Feierlichkeit statt, bei welcher sich sowohl die Staats= als städtischen Behörden betheiligten und zu der das Berliner Volk mit seiner alle Zeit regen Schaulust in zahlloser Schaar herbeigeströmt war.

Vor der Aufsetzung hatte man diejenigen Papiere und Münzen, welche man in dem abgenommenen Knopf gefunden, dem neuen einverleibt; außerdem wurden in demselben auch geschriebene und gedruckte Nachrichten über die Zustände Berlins im Jahre 1789, über die Einwohnerzahl, die Zahl der Kirchen, Häuser u. s. w., über den Viehstand, die Preise der Lebensmittel und dergleichen statistische Nachrichten mehr verschlossen.

Am Bemerkenswerthesten unter diesen Papieren ist eine vom Oberkonsistorialrath Gedicke in lateinischer und deutscher Sprache verfaßte Urkunde, deren deutschen Text wir hier mittheilen wollen, weil sie die in offiziellen Kreisen herrschende Anschauungsweise der damaliger Zeitereignisse bezeichnet. Sie lautet:

Heil und Segen diesem Werk!

Der Thurm
Der von der Jungfrau Maria genannten Kirche
Einst erbaut im dreizehnten Jahrhundert.
N. E. G.
Mehrmals vom Blitz getroffen
Und mehrmals wieder aufgebaut, zuletzt MDCLXVI
Erhebt sich nun wieder mit neuem Glanz
Denn wankend und dem Umsturz drohend
Schreckt' er die Stadt;
Da hieß Niederreißen
Den schwankenden Theil
Der Vater des Vaterlandes
König Friedrich Wilhelm.
Und daß nicht seine Zierde die Stadt verlöre
Baut' er auf eigne Kosten wieder empor
Den verstümmelten Thurm
Unter Aufsicht Seines Staatsministers,
Des Verschönerers der Stadt
Johann Christoph von Wöllner;
Durch die geistvolle Kunst
Seines Baumeisters Langhans.
Das Werk begann
In dem von allen je entflohenen Jahren merkwürdigsten
MDCCLXXXVIII.

In welchem Jahr
Der Franken Volk
Das länger nicht mehr erträgliche Joch
Kühn abwarf
Und von unglaublicher Freiheitswuth ergriffen
Den Thurm,
Der Bürger Schrecken,
Aller Völker Abscheu,
Rasch niederriß,
Durch Recht und Unrecht hinstürzend,
Von Grund auf alles durcheinander warf,
Mit zu heftiger Neuerungssucht
Die alte Verfassung gänzlich vernichtete
Und die Trümmer mit Bürgerblut befleckte;
Mit neuen Fittigen plötzlich emporfliegend
Zu ätherischen Freiheitslüften,
Und der Königlichen Würde Grabhügel
Bestreuend mit Lilien.

In eben diesem Jahre
Trug Galliens Beispiel,
Stärker als der Blitz,
Wie einst des Leichtsinns, so nun der Empörung
Fackel voran bei allen Völkern,
Zwar hie und da
Verlosch sie bald durch guter Fürsten Sorge,
Doch lodert anderswo sie desto heftiger.
Die Zügel Oestreichs zerriß
Ungeduldig der Belgier Volk.
Seine Uralten Rechte fordert wieder Lüttich,
Dessen Bischof unverjagt entfloh.
Indeß erschütterte Waffengeräusch
Europens Länder,
Welche der Nord und Ost durchstreicht
Es erbebte der Mond
Vor Oestreichs und Rußlands
Verbundenen siegreichen Adlern.
Es freut sich
Mitten in den Wogen ruhig
Seines Königes
Borussien,
Blühend durch des Friedens Künste
Welcher das Zerstörte baut
Das Getrennte verbindet.
Siehe in kurzem Zeitraum
Steigt schöner wieder empor
Mariens Thurm
Im Jahre MDCCLXXXX.

Welches Jahr
Ins Grab darnieder warf
Den Kaiser Joseph den Zweiten,
Der viel neues muthig aufgebaut,
Mehr altes unglücklich niederriß,
Ach eben dies Jahr ruft jetzt
Die zögernden Völker Europens
Zu den Waffen herbei.
Es waffnet sich die neue Verbündete,
Polens endlich freie Republik,
Die Hoffnung leuchtet wieder den Besiegten.
Eine neue Sonne geht auf für den verdunkelten Mond.
Ha! schon ertönt
Der Hörner drohender Schlachtruf,
Schon schmettern die Drometen

Bald wird der Waffenblitz
Borussiens
Die Feinde Schrecken
Gott schützt Borussien.
Erzittert nicht ihr Bürger.
Frohlocke Borussien.

Es lebt Dein Friedrich Wilhelm!
Frohlocke Berlin!
Es sitzen am Ruder der Stadt
Männer jeglichen Lobes Werth,
Der Kirchen und Schulen verdiente Patronen,
Die Präsidenten des Magistrats,
Bürgermeister, Syndici und Stadträthe.
Lange glücklich erhalte Sie
Die segnende Gottheit.
Sie erhalte
Die öffentlichen Lehrer der Religion in Diesem Tempel
Und die Obervorsteher desselben.
Euch allen
Glückliche Seelen
Und Euren spätesten Enkeln
Glänze lange,
Ungetroffen vom Blitz,
Unverwüstet von der Zeit,
Der Königliche Thurm!

Ein anderes unter Friedrich Wilhelms Regierung entstandenes Bauwerk ist das Vorgebäude des Schlosses Monbijou, welches nach der Zeichnung Ungers von Scheffler aufgeführt wurde. Das Schloß war der Königin zum Sommer-Aufenthalt angewiesen und diese verschönerte nun den Garten durch Ankauf und Bepflanzung neuer Ländereien, durch die Anlage von englischen Partien, den Bau von Tempeln und Lusthäusern. Auch ein Badehaus von Gypsmarmor wurde in dem Garten, der später der Lieblingsspaziergang der Berliner geworden ist, errichtet.

In der Umgegend des Schlosses fanden ebenfalls Verschönerungen statt. 1792 erhielt der Monbijou-Platz, der bis dahin eine wüste Sandfläche gewesen war, das so sehr nöthige Pflaster, die hölzerne neue Friedrichsbrücke wurde abgebrochen und an deren Stelle erbaute Langhans eine steinerne, die von jeder

Seite mit kolossalen Bildwerken geschmückt wurde. Eins derselben stellt den Kampf des Herkules mit dem Löwen, das andere dessen Kampf mit dem Centauren Nessus vor. Die Brücke erhielt von dieser Zeit an den Namen Herkulesbrücke, vom Volk wurde sie auch häufig die Simsonbrücke genannt.

Auch die gesammte große Pommeranzenbrücke, welche von der neuen Friedrichsstraße nach Köln hinüberführte, wurde neu erbaut und erhielt den Namen neue Friedrichsbrücke.

Das großartigste Bauwerk, durch welches Langhans sich in der Baugeschichte Berlins einen dauernden Namen erworben hat, ist das in den Jahren von 1789—93 aufgeführte Brandenburgerthor; es ist eine Nachbildung der Vorhalle der Akropolis des alten Athens. Die Siegesgöttin, welche in einem von 4 Rossen gezogenen Wagen das Thor krönt, wurde von dem Meister Schadow modellirt, von den Gebrüdern Wohlers in Potsdam in Holz ausgehauen und von dem Kupferschmied Jury daselbst in Kupfer getrieben.

Das Thor wurde zum ersten Male zum Empfange Friedrich Wilhelms II. geöffnet, als dieser von dem Feldzuge in der Champagne nach Berlin zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit sang man auch das später zum Volkslied gewordene: „Heil Dir im Siegerkranz", dessen Verfasser ein Dr. juris Schuhmacher in Lübeck war.

Von anderen aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. entstandenen Bauwerken nennen wir die Vorderseite der alten Münze, die Kolonaden der Mohrenbrücke, das Gebäude der Thierarzneischule, die Stadtmauer vom Unterbaum bis zum Schönhäuserthor, welche an die Stelle der dort noch stehenden Pallisaden kam, das Oranienburger-, das Hamburger- und Rosenthalerthor. Außerdem erwähnen wir den innern Umbau des königlichen Schlosses und des Opernhauses.

Bei diesen zahlreichen Bauten und bei denen, welche Friedrich Wilhelm außerdem in Charlottenburg und Potsdam aufführen ließ, zeichneten sich außer Langhans folgende Baumeister aus: Becherer, Boumann der jüngere, Genz, Gilly Vater und Sohn, Gontard, Krüger, Moser, Riedel, Scheffler, J. C. Schultze, C. G. Seidel, Tittel und Triest.

Zeigte Friedrich Wilhelm ein reges Interesse für die Bau-

kunst, so war er nicht minder bestrebt, auch die übrigen Künste zu begünstigen und besonders muß es anerkannt werden, daß er sich von dem ungerechten Vorurtheil seines großen Vorgängers für die fremdländische Kunst vollständig losgesagt hatte, daß er die deutschen Künstler mit Achtung und Anerkennung behandelte.

Der Akademie für die bildenden Künste wurde durch das Reglement vom 26. Januar 1790 ein neues Leben eingehaucht; mit derselben wurde ein Lehr-Institut verbunden, in welchem auch Lehrlinge und Gesellen, selbst wenn sie ganz unbemittelt waren, Unterricht empfangen konnten. Dasselbe erhielt tüchtige Lehrer der Baukunst, der Malerei, Bildhauerei u. s. w.

Alljährlich, mindestens alle zwei Jahre sollte eine öffentliche 4—5 Wochen dauernde Ausstellung von Gemälden und andern Kunstsachen gehalten werden; seit 1793 wurde auch Handwerkern und Fabrikanten erlaubt, solche Arbeiten, die durch Neuheit in der Erfindung oder der Form, oder durch einen hohen Grad der Vollendung der Aufmerksamkeit würdig waren, zur Ausstellung einzusenden.

Einen besonders bedeutenden Aufschwung nahm die Bildhauerkunst in Berlin, Dank dem trefflichen Schadow, der sich um dieselbe unvergeßliche Verdienste erworben hat. Schadow war ein Schneiderssohn aus der Mark; er hatte sich in der Werkstatt des Bildhauer Tessaert in Berlin gebildet, ging später nach Rom und wurde von dort durch die Gräfin Lichtenau wieder nach Berlin gezogen.

Hier errichtete er eine Werkstatt und von dieser Zeit an schreibt sich das Emporblühen der Bildhauerkunst in unserer Stadt.

Wie Langhans als Baumeister, so Schadow als Bildhauer; beide kämpften gegen den verderbten französischen Geschmack, beide für die einfache Schönheit in der Antike. Schadows Meisterhand schuf damals das im Jahre 1791 in der Kirche der Dorotheenstadt aufgestellte Monument des verstorbenen jungen Grafen von der Mark, eines der schönsten Bildhauerwerke seines Jahrhunderts.

Nicht weniger Ehre machte dem Meißel des trefflichen Meisters die im Jahre 1797 auf dem Wilhelmsplatz aufgestellte

Bildsäule des General von Ziethen, welche einen grellen Gegensatz zu den dort schon unter Friedrich dem Großen errichteten Monumenten bildet.

Von geringerer Bedeutung als in der Bildhauerkunst war der Fortschritt in der Malerei. Wir nennen als damals anerkannte Maler Rode, Bardou, die Landschaftsmaler Genelly und Lütke, die Historien- und Portraitmaler Kretschmar, Rieblich, Schumann, Weitsch und Madame F. Robert, geb. Tessaert.

Von Kupferstechern haben wir, außer Chodowiecki, Bollinger, Fr. Bolt, Buchhorn, Freidhoff, Meno Haas und Henne zu erwähnen.

Die Musik war diejenige Kunst, für welche Friedrich Wilhelm die größte Neigung und auch das größte Verständniß hatte. Er liebte die Musik und war selbst ein guter Cellospieler. Wöchentlich fanden zweimal Kammerconcerte im königlichen Schlosse statt, an denen der König persönlich Antheil nahm, bis seine übermäßige Leibesstärke ihm das Halten des Instruments unmöglich machte.

Auch für die Oper wurde von Friedrich Wilhelm II. viel gethan, aber den Glanz, welchen sie unter Friedrich dem Großen eine Zeit lang gehabt hatte, bekam sie nicht wieder, obgleich das geräumige neue Haus von allen denen, welche mit Billets beglückt wurden, sehr zahlreiche Besuche erhielt.

Der Kapellmeister Reichardt sorgte für das Engagement trefflicher Sänger und Sängerinnen, der Freiherr von der Recke, dem die Leitung der Oper anvertraut war, unterstützte ihn dabei redlich.

An reichen Gagen ließ es Friedrich Wilhelm nicht fehlen; eine berühmte Sängerin, die Todi, erhielt 5000 Thaler und eben so viel erhielt sogar im Jahre 1790 eine Madame le Brun blos für die Karnevalzeit.

Der König war ein regelmäßiger Gast der Oper; er saß wie Friedrich der Große unmittelbar hinter dem Orchester, umringt von den Prinzen und Generälen, die der Vorstellung stehend beiwohnen mußten.

Die Opern-Vorstellungen wurden unentgeltlich gegeben; man theilte die Billets an die Hofbeamten und auch an die Bürgerschaft, für welche das Parterre bestimmt war, gratis aus.

Dabei aber kamen freilich Menschlichkeiten genug vor, denn die mit der Austheilung betrauten Beamten legten einen Handel mit Billets an, um deren Preis sie auf die gemeinste Weise feilschten. Selbst dem Freiherrn von der Recke wird nachgesagt, daß auch er seine Hände bei diesem Handel nicht rein gehalten habe. Von den Käufern wurde ebenfalls ein Schacher mit Billets getrieben, der bei besonders beliebten Vorstellungen sehr vortheilhaft war.

Bei den Vorstellungen ging es eigenthümlich genug zu. Es war strenges Gesetz, daß alle Zuschauer im Gesellschaftskostüm erscheinen mußten und hierauf wurde mit großer Konsequenz gesehen, so daß jeder nur einigermaßen einfach Gekleidete vor der Thüre zurückgewiesen wurde.

Mit dieser Vorschrift aber stand das übrige Ceremoniell, welches beobachtet wurde, im grellen Widerspruche.

Die Zuschauer brachten ihre Kinder mit in das Theater und stellten diese, damit sie besser sehen konnten, auf die Bänke. Auch die Kadetten, an welche viele Billets vertheilt wurden, machten sich derselben Unart schuldig und verhinderten dadurch die hinter ihnen Befindlichen am Sehen.

Es kam in Folge dessen häufig zum Streit, denn wenn die Bürger die jungen Kadetten aufforderten, doch von den Bänken herabzusteigen, so glaubten diese, im Bewußtsein ihres adligen Bluts, nicht nöthig zu haben einer so pöbelhaften Aufforderung Folge zu leisten, wodurch denn meistens heftige Wortwechsel entstanden.

Auch die ungeheuren damals modernen Kopfputze der Damen waren eine stete Veranlassung zu Streit und Lärm. Herr Tlantlaquatlapatli, der Herausgeber der Chronik von Berlin, klagt hierüber, indem er erzählt:

„Natürlich haben die Damen ein Vorrecht in den Logen alle oder soweit es der Raum gestattet, vornen zu sitzen. Die Herren stehen folglich hinter ihnen. Haben die Damen lange Federn oder große Hüthe a la Montgolfier oder Blanchard auf; so hindern sie nicht nur einander sich selbst, sondern benehmen auch den hintenstehenden Personen gänzlich die Aussicht. Nur ein Beispiel zu meiner Bestätigung, was für Folgen daraus entstehen können.

In einer Loge kamen ungefähr mehr verschiedene fremde männliche Personen, Vor ihnen saßen schon die Damen, welche gerade mit sehr großen Hüthen und Federbüschen versehen waren. Anfänglich ging es sehr ruhig zu. Die Vorstellung begann. Zuerst versuchte man über die Hüthe wegzusehen. Die Natur reichte nicht zu.

Was geschah? Einer der fremden Herrn rief: Huth ab! Da man es nicht verstand oder vielleicht nicht verstehen wollte, so nahm er ohne alle Complimente seinen Stock, berührte damit die Hüthe der Damen und wiederholte: Huth ab! Huth ab! — Die Damen sahen sich zur Vermeidung eines größern Lärmens genöthiget, ihre Hüthe in der That abzunehmen.

Eben dieses Rufen: Huth ab! Huth ab! Niedersitzen! fiel einigemahl im Parterre ebenfalls vor. Unrecht kann man diesen Personen nicht geben. Denn jeder will so gut sehen, als der andere."

Tlantlaquatlapatli rügt auch noch eine andere Unsitte, die, Hunde mit in die Oper zu bringen. Er klagt:

„Kleine Pologneser, Möpschen sind gemeiniglich die vierfüßigen Lieblinge der Damen. Nicht nur bemerkte ich ebenfalls solche Geschöpfe, sondern auch einigemahl Windspiele, Pudel, Jagdhunde.

Sonderbar ist es, daß, da man so sehr auf diejenigen Menschen Achtung giebt, welche ohne Billette in die Oper wollen, doch diesen Geschöpfen freier Eintritt gestattet wird. So sehr dadurch Stille und Ruhe unterbrochen werden können, so leicht ist es, diesen vierfüßigen Zuschauern den Weg zu versperren."

Wir können uns nach diesen naiven Mittheilungen eines Zeitgenossen einen Begriff davon machen, wie es in dem Zuschauerraum des Opernhauses hergegangen sein mag.

Das deutsche Theater fuhr unter der Regierung Friedrich Wilhelms fort, sich kräftig zu entwickeln. Unter Döbbelins einsichtsvoller Leitung wurden die unsinnigen Ritter- und Spektakelstücke mehr und mehr von demselben verdrängt und machten den Meisterwerken Shakespeares, Schillers und Göthe's Platz, obwohl der wackere Döbbelin dabei fortwährend mit der Ge-

schmacklosigkeit des Publikums zu kämpfen hatte. Der würdige Tlantlaquatlapatli giebt z. B. über die ersten Vorstellungen des Othello im März 1788 folgende Recension:

„Den 12. Auf Allerhöchsten Befehl zum erstenmahle Othello, oder der Mohr von Venedig. Tr. in 5 A. von Shakespeare nach einer neuen Uebersetzung. Diese rührte von Hagemeister her. Natürlich war Othello Fleck. Jeder verwunderte sich, daß er so einen erbärmlichen Lieutenant besoldete. Dieser war Antouch. So wenig das Stück sonst gefiel, so gefiel es doch Fleck am meisten.

Das Haus war ziemlich voll. Der König gab 60 Friedrichsd'or. Die Königinn 10 u. s. w. Und die ganze Einnahme erhielt er als Aufmunterung seines Talents. Wohl dem Künstler, dessen Regent aufmuntert und lohnt; aber auch desto mehr Pflicht für den Künstler, der Königlichen Gnade und des Beifalls des Publici würdiger zu werden. Doch nicht Stolz! Dieser Wurm zernagt die Blüthen des Talentes und der Verdienste.

Den 13. Othello wiederholt. Lange nicht so voll wie gestern. Das Stück wird überhaupt nicht viel thun. Hagemeister übereilte sich auch. Manche Rede blieb weg, welche stehen bleiben sollte.

Den 16. Othello zum 2. mahle. Wie schon gesagt, Othello wirkt nicht viel. Das Publicum war ziemlich schwach, aber das Getöse desto stärker. Selten konnte man 10 Minuten lang etwas hören. Die einzige Stelle, wo Fleck als Othello die Unschuld seines Weibes erfuhr und gleichsam vor Schmerz entmannt niederfiel, erhielt Aufmerksamkeit und ein Bravo ertönte!

Haben Sie nicht Baumwolle bei sich? fragte jemand eine Dame.

Nein, erwiederte dieselbe, was wollen Sie damit?

Ich möchte mir gern die Ohren züstopfen und den Ton der Döbbelin gedämpft hören.

Bekanntlich spielte sie die Emilia, Jago's Frau."

Das Publikum zeigte sich bei diesen und andern Vorstellungen so wenig gesittet, daß am 30. April 1788 das Pochen, Pfei-

fen und Zischen und andere Unordnungen im Theater streng untersagt werden mußten.

Friedrich Wilhelm begünstigte die Entwickelung des Theaters, indem er Döbbelin das französische Komödienhaus auf dem Gensdarmenmarkte einräumte und die deutsche Bühne zum Nationaltheater erhob.

Im Jahre 1789 ging der König noch weiter, er kaufte Döbbelin seine Garderobe und die Dekorationen für 14,000 Thaler ab; außerdem gewährte er dem verdienten Manne, so lange er lebte, eine jährliche Pension von 1200 Thaler.

Das Theater wurde fortan ein königliches; der berühmte Professor Engel vom Joachimsthalschen Gymnasium erhielt die Direktion desselben, welche er bis zum Jahre 1794 fortführte.

Treffliche Künstler wirkten unter Engels Direktoriat bei der königlichen Bühne: Fleck, Unzelmann, die Tochter Döbbelins und vor allen andern die reizende so berühmt gewordene Unzelmann, die spätere Madame Bethmann.

An Engels Stelle trat später in Beziehung auf den literarischen Theil des Direktoriums der Dichter Rammler; Fleck wurde zum Regisseur ernannt, die technische Geschäftsführung erhielt der Geheime Rath von Warsing.

Auch in dieser Zeit wurden tüchtige Kräfte für das Theater gewonnen; die Veteranen unserer Literatur erinnern sich noch mancher trefflichen Schauspieler, des alten Beschort, der liebenswürdigen Eunicke, welche später als Madame Händel-Schütz sich einen großen Ruhm erwarb und vor Allen Ifflands, der im Jahre 1796 als Gast auftrat, um ein Jahr später nicht nur engagirt, sondern mit dem Direktoriat des Theaters betraut zu werden.

Das Theater gewann durch die tüchtigen Kräfte, welche sich ihm widmeten, eine immer größere Bedeutung und auch die Schauspieler, deren Stand ein bisher vom Volke verachteter gewesen war, erhielten eine andere Stellung in der Gesellschaft, obgleich sie noch durchaus nicht als vollkommen ehrenhaft angesehen wurden.

Hierzu trug wohl viel die Ausnahmstellung bei, welche ihnen von den Gerichten gegeben wurde, denn alljährlich wurde die

folgende aus dem Jahre 1784 stammende Verordnung in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht:

„Dem Publico wird die schon öfters bekannt gemachte Verordnung:

denen bei der Oper und Comödie stehenden Personen weder an Geld oder Waaren nicht das geringste zu borgen oder zu leihen,

wiederholentlich in Erinnerung gebracht, und haben diejenigen, die wider diese Verordnung handeln, zu gewärtigen, daß sie ihres Credits gänzlich verlustig gehen, indem diejenigen Klagen, worinn dergleichen Schuldforderungen eingeklagt werden, bei keinem Judicio angenommen, sondern die Gläubiger mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich Jedermann zu achten und vor Schaden und Nachtheil zu hüten hat.

Gegeben Berlin, den 4. Februar 1784.

Königl. Preuß. Hof- und Cammergericht."

Wie die deutsche Kunst *) so förderte Friedrich Wilhelm auch die deutsche Wissenschaft. Die Akademie der Wissenschaften, welche bisher, wie unsere Leser sich erinnern, nur ein fremdländisches Institut auf deutschem Boden gewesen war, wurde in ein nationales umgewandelt, indem der König deutsche Gelehrte zu Mitgliedern ernannte.

Im Jahre 1794 wurde eine besondere Deputation niedergesetzt, welche die Aufgabe erhielt, sich mit der Bearbeitung und Ausbildung der deutschen Sprache zu beschäftigen und diese bei den Verhandlungen der Akademie zur Geltung zu bringen.

Die Bildung dieser Deputation ist um so bemerkenswerther, da Friedrich Wilhelm selbst meist französisch sprach und da die französische Sprache bei Hofe immer noch die Umgangssprache blieb, so daß sogar die Verhandlungen und Korrespondenzen mit den Ministern meist französisch geführt wurden.

---

*) Die deutsche Poesie fand ebenfalls in Friedrich Wilhelm einen eifrigen Freund; für Berliner Dichter aber vermochte der König wenig zu thun, denn deren gab es kaum, der alte Rammler ist der einzige erwähnenswerthe.

Als einige Hofdamen und Kammerherren sich einst auf deutsch „guten Morgen“ wünschten, da wurde dies als ein besonderer Fortschritt der deutschen Sprache vom Volke begrüßt.

Friedrich Wilhelm fühlte indessen sehr wohl, daß er als ein deutscher Fürst die Aufgabe habe, seine Muttersprache zu Ehren zu bringen; er ernannte deshalb Rammler zum Lehrer seiner Kinder in der deutschen Sprache, und als im Jahre 1787 der berühmte Adelung in Dresden ihm ein Werk über den deutschen Styl widmete, bedankte sich der König durch ein Kabinetsschreiben, dem ein goldene Dose beigefügt wurde; er schrieb: „als deutscher Fürst schätze ich ungemein die deutsche Sprache.“

Das immer noch sehr im Argen liegende Schulwesen wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. nach Kräften verbessert. Im Jahre 1787 wurde das Ober-Schul-Kollegium begründet, welches die Aufgabe erhielt, für die Hebung des Schulwesens zu sorgen; auch Provinzial-Schul-Kollegien wurden eingerichtet, die Unter-Konsistorien erhielten diese Stellung.

Im Jahre 1789 erfolgte der Befehl, daß alle diejenigen Schüler, welche studiren wollten, entweder auf den Gymnasien oder bei den Universitäten eine Prüfung überstehen sollten; außerdem wurden Seminarien sowohl für Lehrer und Gelehrte als auch Landschulen errichtet und die schon vorhandenen vervollkommnet.

In Berlin wurde die Zahl der Gymnasien um eins vermehrt, indem bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Realschule am 9. Mai 1797 das mit derselben verbundene Pädagogium die Vorrechte eines Gymnasiums und den Namen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium erhielt. Es bekam sein Lokal in dem Hause Friedrichsstraße 41 und 42.

Für höhere wissenschaftliche Zwecke stiftete Friedrich Wilhelm in Berlin die Thierarzneischule, 1791 die Artillerie-Akademie, 1796 die chirurgische Papinière zur Ausbildung für Militär-Aerzte.

Das wissenschaftliche Leben Berlins war in jener Zeit ein sehr reges; eine große Anzahl tüchtiger Gelehrten wirkte in allen Zweigen des Wissens. Wir finden unter denselben Namen, welche zu den bedeutendsten Deutschlands gehören, wie Wildenow und Sprengel als Botaniker, Karsten als Mineraloge, Heim als Me-

diziner, Genz als Staatswirth, Suarez als Jurist, Hirt als Alterthumsforscher, David Friedländer als Hebraiker und vor allen andern Wilhelm und Alexander von Humboldt, die beiden geistreichen Brüder, welche damals ihre ruhmgekrönte Gelehrtenlaufbahn begannen.

Der Drang nach wissenschaftlicher Forschung, der sich in Berlin mächtig zeigte, führte Männer, welche ein gleiches Streben hatten, zu einer engeren Verbindung, in der sie die gemachten Erfahrungen gegenseitig austauschen wollten. Hierdurch entstanden gelehrte und literarische Vereine, welche zum Theil eine dauernde Bedeutung gewonnen haben.

Im Jahre 1792 bildeten z. B. der Direktor und die Lehrer des Berlinisch-Kölnischen Gymnasiums die pädagogische Gesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, ihre Mitglieder in den Schulwissenschaften weiter auszubilden.

Im Jahre 1796 entstand die pharmaceutische Gesellschaft, gestiftet durch einen jungen Apotheker Namens Möbius; in den Jahren 1795—96 wurden außerdem zwei literarische Gesellschaften, die „Mittwochs-Gesellschaft" und die „Gesellschaft der Freunde der Humanität" gebildet, bei welchen Herren und Damen Zutritt hatten. In denselben wurden Vorlesungen gehalten, an welche sich eine Kritik anschloß. Die Bildung der gelehrten Gesellschaften fand bei dem König eine rege Unterstützung. Der schon bestehenden Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften schenkte Friedrich Wilhelm sogar ein stattliches Haus.

Unter den Gelehrten Berlins nahmen die Juden eine ehrenvolle Stellung ein. Seit Moses Mendelssohn für die geistige Bildung seiner Stammesgenossen mit rastlosem Eifer gekämpft hatte, zeigten viele Juden den Drang, dem verehrten Mann nachzustreben. War früher der Gelderwerb das einzige Ziel des Strebens für das verachtete Volk Israels gewesen, hatte es durch Betrug und Wucher zum Theil den Haß verdient, der auf ihm lastete, so zeigte sich jetzt besonders unter den wohlhabenden jüdischen Familien ein anerkennenswerther Wissensdrang.

In den Gesellschaften der reichen jüdischen Kaufleute fand man die Koryphäen der künstlerischen und gelehrten Welt Berlins. Die Juden waren stolz darauf, Wissenschaft und Kunst

zu fördern, sie ließen ihren Kindern eine tüchtige Erziehung geben und viele reiche junge Israeliten warfen Elle und Waage bei Seite oder verließen den Wechslertisch, um sich den Studien eifrigst zu widmen.

Die Folge dieses Strebens war ein Umschwung in der öffentlichen Meinung; in gebildeten Kreisen, nicht in den Adelsgesellschaften, denn diese blieben ihren alten Vorurtheilen treu, schwanden Haß und Verachtung gegen die Juden und als am 16. August 1788 Shakespeare's Kaufmann von Venedig zum ersten Mal gegeben wurde, fand die Theater-Direktion es schon nöthig, sich gegen den Verdacht, als wolle sie das Vorurtheil des Judenhasses neu erwecken, ernstlich zu verwahren.

Fleck, der den Shylok zu spielen hatte, eröffnete die Vorstellung mit folgendem von Rammler gedichteten Prolog:

„Nun das kluge Berlin die Glaubensgenossen des weisen
Mendelssohn höher zu schützen anfängt, nun wir bey diesem
Volke (dessen Propheten und ersten Gesetze wir ehren)
Männer sehn, gleich groß in Wissenschaften und Künsten;
Wollen wir nun dieß Volk durch Spott betrüben? dem alten
Ungerechten Haß mehr Nahrung geben? und Röthe
Denen ins Antlitz jagen, die menschenfreundlich gesinnet,
Gegen arme Christen und Juden gleich gütig sich zeigen?
Nein, dieß wollen wir nicht. Wir schildern auch bübische Christen,
Schildern (mit Abscheu) verfolgende Christen, wir tadeln der Klöster
Zwang und Grausamkeit an den eigenen Glaubensverwandten.
Unser Schauspiel zeigt das Lächerliche, das Laster
An dem entarteten Adel und an den Tyrannen der Erde,

Höhnet den schlechten Arzt, schimpft den bestochenen Richter,
Straft den geizigen Diener des Altars. — In Nathan dem Weisen
Spielen die Christen die schlechtere Rolle, im Kaufmann Venedigs
Thun es die Juden. — Nur wem es jucket, der kratze sich! so sagt
Unser Hamlet. Wir sagen: Wer heile Haut hat — der lache!"

Die Aufnahme des Prologs Seitens des Publikums war bemerkenswerth; die Noblesse zeigte sich empört, die Offiziere stampften und zischten, aber sie wurden überstimmt durch den donnernden Beifall, der vom übrigen Publikum erschallte, ein Beweis dafür, daß die wahre Aufklärung in Berlin feste Wurzeln zu fassen begann.

Vergeblich war der Kampf, welchen die Rosenkreuzer gegen dieselbe führten, nur in kleinen Kreisen vermochten sie Erfolge zu erzielen, nur in den niedrigsten Sphären den Aberglauben neu zu beleben. In diesen freilich wucherte er fort.

Der Glaube an Kobolde und Gespenster, an Geistererscheinungen ꝛc. fand ja täglich neue Nahrung durch die Gerüchte, welche über die in Gegenwart des Königs vorgenommenen Geisterbeschwörungen von Mund zu Mund gingen.

Bald erzählte man von einem Kobold, der in einem Hause der Hamburgerstraße in der Form eines Feuerstrahls oder einer Feuerkugel spuken sollte; allabendlich war eine große Menschenmenge vor dem Hause versammelt und sobald irgend ein Lichtschein sich an einem der Fenster zeigte, so mußte der Kobold thätig sein; bald wieder wurde von einem andern Gespenst gesprochen, welches sich auf dem Werder sehen oder vielmehr hören ließ; in einem ziemlich verfallenen Hause spukte allnächtlich und mitunter selbst am hellen Tage ein böser Geist durch mächtiges Poltern und Klopfen.

Auch von dem berühmten Taschenspieler Philidor wurden Wunderdinge erzählt.

Philidor gab vor, die Kunst, Geisterbeschwörungen zu veranstalten, zu besitzen und er ließ diese für ein nicht unbedeutendes Entree sehen.

Im Hause der Madame Pahl am Gensd'armen-Markt, Jäger- und Charlottenstraßen-Ecke, hatte Philidor den Schauplatz seiner Beschwörungen aufgeschlagen; 12—14 Personen, die Jeder einen Friedrichsd'or bezahlen mußten, durften anwesend sein. Sie hatten das Recht, die Erscheinung beliebiger Verstorbener zu fordern.

Philidor konnte indessen sein Geschäft nicht lange in Berlin treiben, denn die tüchtige Berliner Monatsschrift von Gedicke und Biester hechelte ihn derb durch und entschleierte seine jämlichen Kunststücke.

Die Rosenkreuzer, welche unter andern Umständen den Taschenspieler vielleicht geschützt hätten, konnten ihn jetzt, nachdem er als Gaukler blosgestellt war, nicht mehr halten und Philidor wurde daher von der Polizei aus Berlin verwiesen.

Bei den Hinrichtungen von Mördern zeigte sich noch immer der alte Volks-Aberglaube.*) Männer und Weiber drängten sich so nahe als möglich an das Schaffot, um in Schnupftüchern, in Büchschen und Fläschchen das Blut der Gerichteten aufzufangen. Man glaubte, dasselbe wäre gut für die fallende Sucht, Andere behaupteten, wenn sie einige dieser Blutstropfen bei sich trügen, so habe der böse Feind keine Macht über sie, die Spitzbuben hielten gar das Blut eines Gerichteten für ein köstliches Arkanum, welches sie vor Entdeckung ihrer Diebstähle sicher mache.

Weniger ekelhaft war der Aberglaube des Osterwasserholens, welchen uns Tlantlaquatlapatli folgendermaßen beschreibt:

---

*) Besonders zahlreich war das Gedränge nach Blut bei der Hinrichtung des berüchtigten dreifachen Raubmörders Lenz, welche auch außerdem großes Aufsehen in Berlin machte. Lenz hatte allein — ohne fremde Hülfe — einen Postwagen überfallen, den Schirrmeister, den Postillon und einen Burschen von 15 Jahren ermordet. Die That war so grauenhaft, daß der Mörder zur berühmten Person wurde. Als er eingefangen war, verdienten die Schließer viel Geld damit, daß sie ihn für den Preis von 2 Groschen öffentlich sehen ließen, bis ihnen das Handwerk gelegt wurde. Einige Tage vor der Hinrichtung fand noch einmal eine ähnliche Schaustellung des Raubmörders statt.

„Die Nacht auf den Oster-Sonntag ist für viele angesehene Bürger eine wahre festliche Nacht. Seit undenklichen Jahren herrscht leider der Aberglaube, daß, wenn man in dieser Nacht Wasser, es muß aber fließend seyn und vor Aufgang der Sonne geschehen, holt, dieses in Bouteillen füllt und aufhebt, so könnte man allerlei Gutes ausrichten.

Wäscht man sich mit diesem Oster-Wasser, so würde man schön; ferner vertrieb es die Runzeln und Warzen. Auch wäre man im Stande, Krankheiten bei Menschen und Thieren zu heilen.

Das Einzige, was Derjenige, welcher das Wasser holt, zu beobachten hat, ist, sich ganz still zu verhalten und nichts zu sprechen. Fällt nur ein Wort, so hat das Wasser die gehörige Wirkung verloren.

Tlantlaquatlapatli, welcher sich bemüht, meistentheils selbst bei solchen Gegenständen zu seyn, damit er nicht Gefahr läuft, das Publicum zu belügen, brach sich auch diesesmahl den Schlaf ab und ging als Oster-Wasser-Holer hin.

Wie groß war sein Erstaunen, als er so viele Menschen traf. Knechte und Menscher, Bedienten und Mädchen, Herrchen und Demoisellen, Christen und Juden: Alles lief durcheinander. — Sogar angesehene bürgerliche Familien holten sich dieses Wasser.

So groß nun die Zahl der abergläubischen Leute ist, so findet sich doch eine noch beträchtlichere Zahl solcher Menschen, welche nur des Jubels wegen hingehen.

Angesehene Personen, bemerkte Tlantlaquatlapatli, hatten sich verkleidet, sahen nicht nur ein Weilchen zu, sondern fingen auch mit den Mädchen, welche das Wasser geholt hatten, in handgreiflicher und unanständiger Weise zu schäkern an. Natürlich leiden dieses die Mädchen nicht, sie fangen an zu schimpfen und das Wasser verliert, weil gesprochen wurde, seine Kraft.

Aus eben dieser Ursache, mit den Mädchen zu kurzweilen, kommen auch viele Soldaten, Handwerks-Burschen, selbst feile Dirnen dazu. Ein jedes Ding spaßt nach seiner Art. Man läßt sich ganz fein an, endlich wird man gröber, zuletzt entsteht Schlägerei und Tumult.

So ging es einem Soldaten vor dem Stralauer-Thor. Er

hatte die Ehre, eine solche Portion Prügel zu erhalten, daß er kaum mehr stehen konnte.

Geht auch Alles ohne Schlägerei ab, so entsteht doch ein solcher Tumult, ein solches Jauchzen und Zetter-Geschrei, daß die ganze Nachbarschaft in ihrer Ruhe gestört werden muß."

So tief eingewurzelt der Aberglaube in dem niedern Volk war, so sehr wurde er in den gebildeten Ständen verlacht; in diesen blieb trotz aller Wöllnerschen Regierungs-Maßregeln eine freisinnige religiöse Richtung, welche sich mit dem Aberglauben nicht verträgt, herrschend und sie wurde wesentlich durch die französische Revolution, die der freien religiösen auch die freie politische Anschauung zugesellte, befördert.

Die gewaltigen Ereignisse in Frankreich wurden in Berlin mit dem gespanntesten Interesse verfolgt; in allen Wein- und Bierhäusern ward damals mit Eifer politisirt und bald genug fanden die demokratischen Grundsätze der jungen französischen Republik talentvolle Vertheidiger auch in der preußischen Residenz.

Vergeblich bemühte sich die Regierung, durch Verschärfung der Preßmaßregeln die Verbreitung staatsgefährlicher Grundsätze zu verhindern, das lebende Wort vermochte sie nicht zu unterdrücken; es wurde gesprochen trotz geheimer Spione, welche Wöllner in alle öffentlichen Lokale schickte, welche sogar in die Familien eindrangen, um etwaige Verschwörungen zu entdecken.

Es gab damals in Berlin kaum eine Gesellschaft, in welcher nicht mit scharfer Zunge politisirt worden wäre; da zog man Parallelen zwischen Ludwig XV., dem französischen König, der durch seine Mißregierung die Revolution erzeugt hatte, und Friedrich Wilhelm II., zwischen der Pompadour und der Lichtenau, zwischen den Zuständen in Frankreich vor der Revolution und den herrschenden in Preußen und man fand die wunderbarsten Aehnlichkeiten: dasselbe Maitressen-Regiment, dieselbe Zügellosigkeit des Adels, die gleiche Verschleuderung der öffentlichen Gelder im Privat-Interesse des Monarchen und seiner Günstlinge, die gleiche Verderbtheit des Beamtenheers, welches hauptsächlich aus den Kreaturen der herrschenden Maitressen bestand,

die gleiche Verachtung endlich auch gegen den König, dessen Name „der Vielgeliebte" längst zum Spottnamen geworden war.

Die Aehnlichkeit war treffend, aber die gleichen Verhältnisse erzeugten in Paris und in Berlin nicht gleiche Resultate, denn den Berliner Bürgern fehlte die Thatkraft der Pariser; sie schimpften wohl, aber sie handelten nicht gern, sie waren entnervt durch ein sittenloses, nur den sinnlichen Vergnügungen gewidmetes Leben.

Das Vergnügen war der Gott der Berliner jener Zeit, ihm opferten sie freudig die Sitten, die Religion und die politische Ueberzeugung. Während das Volk nach Herzenslust schimpfte über die königliche Tyrannei, über die Maitressenwirthschaft und die Verschleuderung der Staatsgelder in üppigen Vergnügungen, drängte es sich doch während des Karnevals zu den königlichen Redouten, nahm es doch Theil an allen Hoffesten, an den Einholungen fürstlicher Personen und überall, wo es etwas zu schauen und zu genießen gab; ja es zeigte bei diesen Gelegenheiten sogar den ausbündigsten Patriotismus.

Die königlichen Redouten, welche im Januar zur Karnevalszeit alljährlich stattfanden, wurden, seit den Bürgerlichen der Zutritt gestattet war, außerordentlich besucht. Die Bürger befriedigten auf denselben nicht nur ihre Schaulust, sie fanden auch eine gute körperliche Verpflegung, denn in den ersten Jahren seiner Regierung bewirthete Friedrich Wilhelm zur Fastnachtszeit die ganze Maskengesellschaft.

Welche Kosten durch eine solche Bewirthung verursacht wurden, geht wohl aus folgenden Zahlen hervor.

Ein einziger Redouten-Abend konsumirte:

200 Kalbsbraten,
300 Ochsenzungen,
1800 Teller mit Buttersemmeln,
200 Torten,
6 Scheffel Bonbons,
1 Centner Chokolade,
600 Quart Milch,
300 Quart Orgeade,
300 Quart Limonade,

800 Flaschen Rheinwein und
300 Flaschen Champagner.

Der Ton auf den königlichen Redouten war über die Maßen frei, so daß häufig der gewöhnlichste Anstand verletzt wurde. Tlantlaquatlapatli giebt uns als Augenzeuge aus dem Jahre 1789 folgende Schilderung:

„Auf Allerhöchsten Befehl wurden diesesmahl keine Entree-Billette ausgegeben. Dagegen hatte jede Maske in einem reinlichen Domino und Character-Anzug freien Zutritt. Die allgemeinen gewöhnlichen schwarzen und andern bürgerlichen Kleider aber, desgleichen Koch, Krank, Schornsteinfeger, Hanswurst, Teufel und andre unschickliche und niedrige Masken wurden untersagt, wie auch das Verbot, nicht mit wirklichen Waffen in der Redoute zu erscheinen.

Unter Friedrich dem Einzigen waren zuerst die Redouten äußerst glänzend, auch die Charakter-Masken erlaubt. Nachher aber wurden dieselben, weil sie ausarteten, untersagt. Unser Vielgeliebter Friedrich Wilhelm hatte die Gnade, sie wieder zu erlauben.

Der Wille des Königs war, daß jede Maske im reinlichen Domino Zutritt haben sollte. Dessen ungeachtet bemerkte ich öfters das Gegentheil und mich wunderte, daß solche Masken nicht zurückgewiesen worden sind.

Unter Andern flatterten Mehrere in solchen abgenutzten, abgeschabten Dominos herum, daß man beinahe nicht erkennen konnte, ob die Farbe rosenroth oder weiß aussah. Manche hatten Schuhe an, deren Absätze immer in Gefahr waren. Manchem sah man an, daß er zwei Paar Strümpfe angezogen hatte. —

Der Unterrock verschiedener weiblicher Masken war länger als der Oberrock. Alles nur Kleinigkeiten, welchen man aber bei solchen Gelegenheiten nothwendig ausweichen muß. Wahrscheinlich hatten auch verschiedene Frauenzimmer bei der so großen Kälte stark eingeheizt, denn sie ließen sich mit offenem Busen sehen. Andre verloren sich gar. Dann gab es noch eine

Gattung, welche sich recht putzte, ganze Blumengärten angebracht und Federnthürme aufgesteckt hatte.

Dahingegen war die Zahl derjenigen Masken doch weit stärker, an deren Anzug man alle mögliche Delicatesse und wahren feinen Geschmack sah.

Ihren Anzug zu beschreiben, fällt ganz unmöglich, weil die Meisten ihn nach ihrer Laune gewählt hatten. Gelbe, weiße, blaue Dominos kamen zum Vorschein.

Die rosenrothen waren sonst die häufigsten. Jetzt scheinen es die schwarzen zu werden.

* *
*

Allerlei Anecdoten fielen denn, wie leicht zu begreifen ist, vor. Einige der interessantesten will ich aufzeichnen:

Bekanntlich erschien einmahl eine Maske mit einer großen Hobelspänenen Perrücke.

Woher kömmt es, fragte man dieselbe, daß du so vieles Ungeziefer in deiner Perrücke hast?

Die Maske griff die Fragende an und antwortete:

Das macht, weil ich so nahe bei meinem Nachbar stehe. —

Eine Maske als Wahnsinniger wurde von einer kleinern gefoppt.

Ach, erwiderte diese, da gebe ich für meine Berliner einen großen Ball; für große und kleine, grade und bucklichte! Wie sie der Hirt zu dem Thor hinaustreibt! —

Eine weibliche Maske ging nachdenkend allein.

Eine männliche kam zu ihr und fragte:

Sie suchen gewiß ihre Jungferschafft?

O nein! versetzte sie, deine Rechtschaffenheit!

U. s. w."

Neben den Redouten bot der Karneval den Berlinern eine Reihe anderer Vergnügungen. Die Hoffeste jagten sich in dieser Zeit; der König und die Königin, die Prinzen, Minister und Generäle wechselten in denselben ab und die königliche Oper trug dazu bei, den Genuß zu erhöhen.

Die Bürgerschaft reihte sich dem Hofe würdig an, sie schwamm in einem Strom von Lustbarkeiten und wie am Hofe das Vergnügen hauptsächlich in der Befriedigung der gemeinsten Sinnlichkeit gesucht wurde, so auch bei den Bürgern.

Die Unsittlichkeit, welche schon in den letzten Jahren der Regierung Friedrichs II. eine außerordentlich große gewesen war, übergipfelte sich in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms II.; sie durchdrang alle Stände.

Die Zahl der Wirths- und Weinhäuser und vorzüglich der Freudenhäuser vermehrte sich in unglaublicher Weise; alle Tummelplätze des Vergnügens wurden zahlreich besucht, die Geschäfte aber vernachlässigt. Im Winter drängten sich die Bürger zu Picknicks, Redouten und Tanzgesellschaften, im Sommer zogen sie ins Freie zu den sogenannten Rosenfesten, auf den Stralauer Fischzug, auf den Schützenplatz, in die benachbarten Dörfer zu den Erntefesten und zu andern derartigen Vergnügungen.

Besonders besucht war Charlottenburg, wohin eine Chaussee vom Brandenburger Thor aus gebaut worden war. Dort war ein berühmtes Gasthaus unter dem Namen „das türkische Zelt" entstanden, welches seinen Namen davon führte, daß der Besitzer den Hauptsaal nach türkischer Manier dekorirt hatte. In Charlottenburg wurden von den Berlinern die kostbarsten Sommerfeste gegeben.

Der Luxus stieg in Folge der herrschenden Vergnügungssucht mehr und mehr; vom Hofe aus verbreitete er sich bis in die niedrigsten Klassen des Voks, viele Bürgerfamilien ruinirten sich in dem unsinnigen Bestreben, den Hofherren und Hofdamen nachäffen zu wollen; besonders die Frauen thaten dies, indem sie in der Kleidung eine Ueppigkeit, welche alle Grenzen überstieg, zeigten.

Die Roben mit 6—10 Fuß langen Schleppen mußten von den theuersten Stoffen gefertigt und mit kostbarer Verbrämung selbst mit Perlen und Diamanten gestickt werden. Eine einzige solche Robe machte oft einen Kostenaufwand von mehrern Tausend Thalern.

Die Reifröcke gewannen einen wahrhaft ungeheuerlichen Umfang, die Taillen wurden in gesundheitsgefährlicher Weise zu-

sammengeschnürt; die Krone des ebenso theuern als häßlichen und unnatürlichen Anzugs bildete die ellenhohe Kopffrisur, welche die höchste Kunst der Haarkräusler erforderte; sie wurde geziert durch Hüte in Form von Luftballons mit herabhängenden Gondeln.

Fünftes Kapitel.

Zustand Preußens bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. Das preußische Heer. Die vertrauten Briefe über die Militär- und Civil-Beamten. Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große. „Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen!" Erziehung Friedrich Wilhelms durch Friedrich den Großen. Erziehung zur Zeit Friedrich Wilhelms II. Prinzessin Louise. Hochzeit Friedrich Wilhelms. Glückliche Ehe. Die gnädige Frau von Parez.

Friedrich Wilhelm der Gerechte!

Friedrich Wilhelm der Heldenkönig!

Dies sind die Namen, mit denen der überschwängliche preußische Patriotismus den Sohn Friedrich Wilhelms II. beehrt hat; in der Geschichte wird er Friedrich Wilhelm III. genannt.

Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron in einer verhängnißvollen Zeit. Die französische Revolution hatte alle Staaten Europa's erschüttert. Die Königsthrone wankten. Die deutschen Fürsten erkannten dies, sie glaubten nur in der Vernichtung der Republik die eigne Sicherheit finden zu können.

Friedrich Wilhelm II. hatte zwar Frieden mit Frankreich geschlossen, aber von Dauer konnte derselbe schwerlich sein, früher oder später mußte auch Preußen mit hineingerissen werden in den Krieg, der Europa durchtobte und dann mußte es sich entscheiden, ob der Staat Friedrichs des Großen einen innern Halt

hatte oder ob er nur ein durch die Kraft eines Einzelnen errichtetes künstliches Gebäude sei, welches der erste Sturm niederzuwerfen vermochte.

Der ausgedehnte Staat war kein harmonisches Ganzes, die verschiedenartigen Provinzen lagen weit auseinandergestreut und den Angriffen der mächtigen Nachbarn offen; sollte Preußen zum Kriege gezwungen werden, dann war, von welcher Seite seiner drei großen nachbarlichen Mächte dieser aber auch immer kommen mochte, stets eine oder die andere Provinz dem Feinde blosgestellt und sie vermochte weder Menschen für das Heer, noch Steuern und Geld zur Kriegführung zu liefern. Für einen solchen Fall konnte nur ein reicher Staatsschatz bei einem nur einigermaßen andauernden Kriege Aushülfe schaffen.

Friedrich der Große hatte deshalb fleißig gesammelt, aber das, was er gespart, war längst durch die Günstlinge und Maitressen Friedrich Wilhelms II. verpraßt und verschleudert, an die Stelle des Schatzes waren sogar drückende Schulden getreten.

Das Heer, welches Preußen schützen sollte, hatte schon bei den Kriegen in Frankreich und Polen, die es zur Zeit Friedrichs II. führen mußte, gezeigt, daß ihm der jeder Armee so nothwendige kriegerische Geist fehle.

Die Offiziere waren wohl erfüllt von Dünkel, sie trugen wohl das Bewußtsein ihres bevorrechtigten Standes in sich, aber es mangelte ihnen an wahrem Ehrgefühl, dies war untergegangen im kleinlichen Gammaschendienst und in der sittlichen Verkommenheit, welche alle Stände Preußens in damaliger Zeit durchdrang.

Selbst die Subordination fehlte dem Heer; ein Zeitgenosse schildert uns dies mit folgenden treffenden Worten:

„Das Widersprechen und Einwürfe-Machen gegen die Befehle der Obern riß immer mehr ein. Auch bei den Revuen, die der König hielt, war nicht mehr jene heilige Stille und respectvolle Ruhe, welche bei den Revuen Friedrichs stattfand.

Bei Friedrichs Revuen marquirte der älteste Feld-Marschall eben die subordinationsmäßige Ehrfurcht wie der jüngste Fähndrich. — Kein Athemzug war zu hören; allen Officieren, und besonders den Generälen und Regiments-Comman-

deuren, schlug das Herz in Doppelschlägen, wenn sich Friedrich ihren Abtheilungen nahte.

Alles dies war nicht mehr. Selbst die Soldaten waren aus den Schranken der Subordination hinausgetreten, weil die Intention und der Befehl des Königs, die Soldaten menschlich zu behandeln — mißverstanden, übertrieben, zu weit ausgedehnt wurde.

Hauptsächlich war dies der Fall bei den Regimentern, die die eigne oder sogenannte Regimentswerbung hatten. Denn da bei diesen Regimentern die Compagniechefs die Ausländer selbst stellen mußten, vom Regiment aus Werber sandten — wofür dem Regiment jährlich eine gewisse Summe aus der General-Werbekasse ausgezahlt wurde — so war denselben natürlich sehr viel daran gelegen, daß sie so wenig wie möglich Desertion hatten, um aus dem Werbefonds alljährlich brav Ueberschuß in Theilung bringen zu können.

Die Leute wurden also verzogen. Kein Subaltern durfte einen Mann, wenn er auch wirklich stark gefehlt hatte, bestrafen, wenn er sich nicht den Haß aller Capitains des Regiments vom General an — denn leider hatten die Generäle sowie die Commandeurs eigne Compagnien — zuziehen wollte. Die Soldaten, welche gleich alle Schwächen ihrer Obern merkten, kamen bald auch auf den Grund dieser Nachgiebigkeit und traten aus den Schranken aller Subordination.

Das sogenannte Raisonniren und Widersprechen ward Ton unter den Soldaten, selbst unterm Gewehr; beim Exerciren plauderten die Soldaten mit einander, stießen sich und machten, wenn eine Unordnung vorfiel, einander Vorwürfe, Einer schob den gemachten Fehler auf den Andern.

Subordinationsfehler, wenn sie nicht in Thätlichkeit und Verbrechen übergingen, also zu schreyend waren, wurden nicht bestraft, hingegen die Desertion als ein hochverrätherisches Verbrechen betrachtet, weil diese natürlich ein Attentat gegen den Geldbeutel des Capitains und der Werbekasse war.

Die Subalterns, zum Theil arm, also immer von ihren Capitains, die da strotzende Beutel hatten und denen andre Unterstützungsmittel zu Gebote standen, dependent, fügten sich in die Zeit und übersahen Vergehen, die bei den Römern mit dem

Tode, unter Friedrichs Regierung mit Gassenlaufen bestraft worden wären.

Ein Soldat durfte nur, wenn ihm scharfe Strafe gebührt hätte, raisonniren und so einige Worte vom „verdammten Hundeleben, was er recht satt habe", sprechen, die Oesterreicher oder andre benachbarte fremde Dienste loben, so kam er gewöhnlich mit Arrest, oder mit einer die Strafe selbst lächerlich machenden Körperzüchtigung davon.

Es ist eine notorische Wahrheit, daß, wenn ein schöner Kerl (Ausländer) etwas begangen hatte, weshalb er platterdings an das Regiment gemeldet werden mußte, und solchem Stockprügel vor der Front der Wachtparade zudictirt wurden, der Capitain, unter dessen Compagnie der Mann stand, selbigem auf seine Verfügung den Rücken ausfüttern ließ, und obwohl Stockschläge auf einem ausgefütterten Rücken einen ganz andern Ton geben, als auf einem ungefütterten, so thaten doch weder Commandeur noch Chef, als gewahrten sie dies, denn auch ihrem Beutel kam es zu Nutzen, wenn die Leute brav geschont wurden und die Strafe ward ja nur pro forma gegeben.

Durch den Geist des Widerspruchs und der Insubordination, den die Soldaten bei allen Gelegenheiten, besonders gegen die Subaltern-Officiere an den Tag legten, und — indem letztere sich immer und ewig durch die Compagniechefs in ihrer Autorität gekränkt sahen — faßte der Geist der Insubordination auch bei den Officiers Wurzel und sie widersprachen ihren Capitains, die Capitains zankten sich mit den Stabsofficieren, für welche sie keinen Respect hegten, indem sie gemeinschaftliche Kasse hatten und ebenfalls Theil an dem nahmen, was allenfalls auch auf Kosten des Soldaten erübrigt wurde.

Daß dieser Geist der Insubordination bei einem Regiment stärker war als bei dem andern, begreift sich leicht; am Gewaltigsten herrschte er, wie schon erwähnt, in den Regimentern, die eigne Werbung hatten."

Die Schilderung scheint übertrieben, aber sie ist es nicht; alle Offiziere, welche zu jener Zeit lebten, welche mit den Verhältnissen der preußischen Armee bekannt waren und sich einen freien Blick bewahrt hatten, sprechen sich in ähnlicher Weise, viele noch

weit schroffer und mit noch größerer Verachtung gegen die preußischen höhern und niedern Militärs aus. Die berühmten vertrauten Briefe, welche von dem Kriegsrath v. Cöllen herrühren, sagen:

„Die adligen Officiere, schon verdorben, ehe sie in den Dienst kamen, fanden hier nur den Auswurf ihres Geschlechts als Vorbilder, der Dienst war ihnen Nebensache. Ihre Vorgesetzten waren ihnen ein Gespött, Subordination ein lästiger Zwang, Uniformität dumme Etikette, der Gemeine ein Klotz, an dem sie ihr Müthchen kühlten, wenn sie üble Laune hatten.

Die Nächte in den Freudenhäusern, in Sauf- und Spielgesellschaften zugebracht, machte sie den Tag über für jedes ernste Studium unfähig. Nur Romanleserei und Weiberintriguen machten ihre Beschäftigung aus.

In den Provinzialstädten dachten sie nur an Verführung anderer Eheweiber, an Eheversprechungen, unschuldige Mädchen zu täuschen und an Betrügereien im Spiel oder wie sie Schulden machen könnten, die sie nie zu bezahlen dachten.

Dabei waren sie herrisch und arrogant, verachteten alle andern Stände und despotirten sie, wo es nur möglich war und dachten an nichts weniger als an das Studiren militairischer Wissenschaften.

Ihre militairischen Uebungen waren nur practisch; ihnen fiel es nicht ein, die Beweggründe aufzusuchen. Jedes neue Manöver lernten sie, wie der Handwerker einen neuen Handgriff in seiner Kunst.

Sie waren die größten Ignoranten in der ganzen Nation. Müßiggang, der Faulheit erzeugt und Ausschweifungen, die Nervenschwäche zur Folge haben, machten sie selbst für kleine Uebungen unfähig, für den Krieg unbrauchbar.

Die Generale dachten nur daran, wie sie die Armee zu einem Spielzeug herabwürdigen wollten. Alle ihre neuen Ideen strebten nach diesem Ziel."

Und wie die Offiziere, so auch die Civilbeamten, welche zum größten Theil ihre Stellen den unter Friedrich Wilhelm II. herrschenden Maitressen und Günstlingen verdankten. Die vertrauten Briefe erzählen:

„Die allgemeine Liederlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch diese Klasse ergriffen; keiner kam mit dem ihm noch überdies karg zugemessenen Sold aus. Der Offiziant nimmt also zum Schuldenmachen seine Zuflucht und diejenigen, welche die königlichen Finanzen verwalten sollen, können ihren eignen nicht vorstehen.

Aus diesem Schuldenwesen entstehen die größten Niederträchtigkeiten, deren sich der Offiziant erlaubt: Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich die unglaublichsten Beispiele erzählen könnte. Es ist so weit gekommen, daß der Rechtschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgesetzt wird.

Was die höhern Offizianten, Präsidenten, Minister und geheimen Finanzräthe anlangt, so giebt es unter ihnen wohl noch verschiedene, die in Friedrichs des Großen Geiste leben; sehr viele sind nur von dem Prinzip der Selbsterhaltung ausgegangen, haben sich Connexionen zu verschaffen gesucht, Güter gekauft, mehrere einträgliche Posten zu combiniren gewußt und nur daran gedacht, sich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verstorbenen König in Berlin nur ein Studium: Wie man sich den regierenden Personen bei Hofe nähern wollte, sei es ein Schurkenstreich oder eine schlechte Handlung, das galt gleichviel!

Wenn es hieß: N. N. hat Connexionen, so machte man ihm Complimente und ein Kammerpräsident hätte es nicht gewagt, einen seiner Canzellisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schrieb.

Solche Menschen wurden dann begünstigt, befördert, übertragen, ihre Fehler übersah man und drückte dagegen oft den rechtschaffenen, fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Hofschranzen nachzulaufen, der alsdann mißmuthig und mit Verdruß seinem Amt vorstand."

Ein verderbter Adel, ein bestechlicher Beamtenstand und ein vergnügungssüchtiges, sitten- und gesinnungsloses Volk, dies war in der That die Fäulniß vor der Reife, welche Mirabeau in Preußen prophezeit hatte!

In diesem Staat sollte ein junger, bisher von allen Regie-

rungs=Geschäften geflissentlich fern gehaltener Fürst das Regiment führen. Wie war Friedrich Wilhelm vorbereitet zu einer so schwierigen Aufgabe?

Friedrich Wilhelm III. war am 3. August 1770 geboren, freudig begrüßt von seinem Großoheim, dem regierenden König, der auf ihn alle die Liebe übertrug, welche er seinen übrigen Verwandten entzog.

So lange Friedrich der Große lebte, sorgte er redlich für die Erziehung des Prinzen, auf den er stolze Hoffnungen setzte. Er glaubte in dem Knaben einen energischen Charakter sich entwickeln zu sehen und diesen auszubilden war er eifrig bestrebt.

Als einst der kleine Prinz, wie das häufig geschah, im Studierzimmer des Königs, während dieser arbeitete, mit einem Federballe spielte, flog dieser zufällig auf den Schreibtisch. Der König ließ sich in der Arbeit nicht stören, er warf dem Knaben den Ball wieder zu und schrieb weiter.

Bei dem fortgesetzten Spiel wiederholte sich dies, Friedrich wurde ungeduldig; er sah mit seinen großen blauen Augen den Prinzen drohend an, sagte aber kein Wort, warf ihm noch einmal den Ball zu und setzte seine Arbeit fort.

Der Prinz suchte sich in Acht zu nehmen, aber dies gelang ihm nicht, wieder flog der Ball dem Könige aufs Papier und dieser zeigte sich jetzt nicht so gütig als vorher; er steckte den Ball ein, um eine Störung zu vermeiden.

Vergeblich bat ihn der Prinz um Verzeihung, vergebens versprach er, daß er den Ball künftig vorsichtiger schlagen wolle, Friedrich schlug die Bitte ab und setzte seine Arbeit fort.

Da wurde der Knabe ungeduldig, er stemmte trotzig die Arme in die Seite und fragte mit drohender Miene:

„Ich frage Ew. Majestät, ob Sie mir jetzt meinen Ball wiedergeben wollen oder nicht?"

Friedrich der Große schaute seinen Großneffen lächelnd an; er streichelte ihm freundlich den Kopf und indem er den Ball aus der Tasche hervorzog, sagte er:

„Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen."

Die bekannte Anekdote ist, selbst wenn ihr historischer Werth zweifelhaft sein sollte, bezeichnend für den Geist, welcher Friedrich

den Großen bei der Erziehung seines einstigen Nachfolgers leitete; er wollte ihn zu einem selbstständigen Mann heranbilden.

Dies spricht sich auch in der Instruktion aus, welche er für den Unterricht des Prinzen aufgesetzt hatte. Er sagte in derselben etwa:

„Es wird die erste Aufgabe der Lehrer sein, dem Prinzen Lust zur Arbeit zu machen, jede Pedanterie aus dem Unterricht zu verbannen und daher anfänglich ihm nicht zu viel aufzugeben. Der größte und wichtigste Theil der Erziehung ist die Ausbildung der Sitten; weder ein Lehrer noch irgend eine Macht der Welt vermag es, den Charakter eines Kindes zu ändern; die Erziehung aber kann die Heftigkeit der Leidenschaften mäßigen. Behandelt, so wendet der König sich an die Lehrer, meinen Neffen ganz wie den Sohn eines Privatmannes, der im Leben sein Glück machen soll, stellt ihm vor, daß er von aller Welt verachtet werden wird, wenn er Dummheiten begeht und wenn er nichts lernt.

Man darf ihm keinen Wind in den Kopf setzen, er muß ganz einfach erzogen werden. Gegen Jedermann soll er höflich sein und sobald er irgend einmal sich gegen Jemanden eine Unverschämtheit erlaubt, so muß ihm solche sofort erwiedert werden. Er muß lernen, daß alle Menschen gleich sind, daß die Geburt nur ein Traum ist, wenn sie nicht unterstützt wird durch das Verdienst.

Man erlaube ihm, mit Jedermann zu reden, damit er dreist werde; was kommt darauf an, wenn er durcheinander schwatzt, er ist ja ein Kind. Sorgen Sie stets bei der Erziehung dafür, daß er selbstständig wird und daß er sich nicht daran gewöhnt, sich leiten zu lassen; selbst seine Thorheiten sollen eben so gut wie seine guten Einfälle sein Eigenthum sein.

Von großer Wichtigkeit ist es, ihm Gefallen an dem Soldatenstande beizubringen. — — Die Offiziere, welche bei ihm essen, sollen ihn necken und herausfordern, um ihn dreist zu machen; er ist jetzt ein wenig still, um so nothwendiger ist es, ihn lebendig zu machen; ihr müßt dafür sorgen, daß er so lustig als möglich wird."

In einer andern Stelle der Instruktion befiehlt der König auch, daß man beim Unterricht dem Prinzen eine Ansicht über

die verschiedenen Religionen gebe, ohne daß jedoch der Haß gegen irgend eine in ihm erweckt werde.

Charakteristisch ist es, daß Friedrich der Große dabei ausspricht, es sei nicht nothwendig, daß der Prinz gegen den Prediger, der ihn unterrichte, eine zu große Hochachtung fühle; er dürfe nicht glauben, ehe er nicht selbst genau geprüft habe.

Der Unterricht des Prinzen wurde tüchtigen Lehrern anvertraut. Seine geistige Bildung schritt in Folge dessen so kräftig vor, daß Friedrich der Große mit dem Erfolge derselben sehr zufrieden war und einst ausrief: „Dieser wird mich von vorn anfangen.“

Der große König, der sonst ein so tiefer Menschenkenner war, täuschte sich leider, denn sein Großneffe besaß gerade diejenigen Eigenschaften nicht, welche er von ihm am meisten wünschte: Entschlossenheit, Selbstständigkeit und geistigen Muth. Es fehlte ihm überhaupt an bedeutenden Anlagen, sein Geist vermochte sich nirgends über die Mittelmäßigkeit zu erheben; er lernte tüchtig, mit großer Pflichttreue unterzog er sich allen Anforderungen seiner Lehrer, durch Redlichkeit und Wahrheit suchte er sich die Zufriedenheit und das Wohlwollen derselben zu erwerben und dies gelang ihm; er erzielte ganz achtungswerthe Erfolge. Aber etwas Bedeutendes vermochte er nicht zu leisten, dazu fehlten ihm die natürlichen Anlagen.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen war die Erziehung des Kronprinzen eine wenig geordnete; Friedrich Wilhelm II. kümmerte sich weit mehr um seine unehelichen als um seine ehelichen Kinder, diese überließ er der Königin, bei der sie ebenfalls nicht besonders gut aufgehoben waren.

Die Königin war eine schwache Frau; stets mit der Ordnung ihrer Finanzen, der Sorge um ihre drückenden Schulden beschäftigt, kümmerte sie sich wenig um die Kinder und war froh, wenn die Hofmeister ihr diese Arbeit abnahmen. So hatten denn die Lehrer des Kronprinzen bei der Erziehung desselben freie Hand.

Glücklicher Weise war der Prinz ihren schlimmsten Einwirkungen schon entwachsen, sonst würden Wöllner und Bischofswerder, welche in dem prinzlichen Erzieher Benisch und dem Hofprediger Sack treue Anhänger hatten, sicherlich bewirkt haben,

daß der Kronprinz sich dem Aberglauben, der Rosenkreuzerei und der Frömmelei ergeben hätte.

Eine traurige Einwirkung aber hatte die vernachlässigte Erziehung auf den kaum aus dem Jünglingsalter getretenen Prinzen dennoch: er lernte die Menschen verachten. Gezwungen, in der Gesellschaft seines Vaters und der Maitressen desselben, welche er haßte, zu leben, zog er sich in sich selbst zurück; er wurde in sich gekehrt, verschlossen und menschenscheu; nur mit Verlegenheit bewegte er sich in den Hofkreisen und da er sich in denselben nicht zu benehmen verstand und häufig Verweise erhielt, so verlor er das Vertrauen zu sich selbst.

Mit dem Bewußtsein seiner Königsgeburt und seiner dadurch bevorzugten Stellung verband sich das Gefühl seiner eigenen Unbedeutenheit und dieses bewirkte in ihm eine Abneigung gegen höher begabte Naturen, welche ihn in seinem ganzen Leben niemals verlassen hat.

Alles Geniale war ihm zuwider, gegen die Werke der größten deutschen Denker, die Göthe's, Kant's, Hegels zeigte Friedrich Wilhelm bis zu seinem Tode eine entschiedene Abneigung, und noch klarer trat diese ans Tageslicht, wenn er mit geistreichen und genialen Leuten in persönlichen Verkehr treten mußte.

Gewöhnliche, mit einem guten gesunden Menschenverstand begabte Männer waren damals und blieben während seiner spätern Regierungszeit ihm stets die liebsten Gesellschafter.

Während der Regierung seines Vaters verlebte Friedrich Wilhelm schwere Tage. Von den Regierungs-Geschäften hielten ihn die herrschenden Minister fern; er hatte nicht den geringsten Einfluß auf dieselben, man gestattete ihm nur, einigen Sitzungen des Kammergerichts, des General-Direktoriums und des Ober-Kriegs-Kollegiums beizuwohnen; von den Verhandlungen mit den fremden Mächten hörte er nichts; die Minister fürchteten, wenn sie ihn einweihten in das politische Getriebe, ihm einen Einfluß zu gewähren, der ihnen gefährlich werden konnte.

Um ihn zu beschäftigen, ertheilte ihm der König im Jahre 1790 das Patent eines Obersten und gab ihm das in Potsdam garnisonirende Regiment Preußen.

Der Kronprinz erhielt hierdurch eine ganz seinem Geschmacke angemessene Thätigkeit, denn das Soldatenspiel und zwar beson-

ders der kleine Dienst machte ihm Vergnügen. Sein Regiment wurde das „propperste der Armee", kein anderes verstand sich so auf den Paradeschritt. Der Regimentsdienst nahm die ganze Zeit des Prinzen in Anspruch und hinderte ihn, sich um ernstere Sachen zu kümmern.

Den Krieg selbst lernte der Kronprinz zeitig genug kennen, als er im Jahre 1791 den König bei dem Feldzuge gegen Frankreich zur Armee begleitete; er zeigte sich unerschrocken und als ein guter Soldat; Feldherrntalent zu beweisen hatte er keine Gelegenheit.

Einen Lichtblick in das traurige Leben des Kronprinzen warf seine Vermählung mit der liebreizenden Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, welche gegen den sonst in fürstlichen Familien herrschenden Brauch nicht aus Staatsrücksichten geschlossen wurde, bei dem das Herz des Prinzen allein entschied.

Die beiden Töchter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, Louise und Friederike, hatten eine Schwester besucht; auf der Rückreise kamen sie nach Frankfurt, wo sich gerade damals König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Ludwig, befand.

Die beiden Schwestern, welche gleich schön und liebenswürdig waren, wurden dem Könige vorgestellt und von ihm zur Tafel geladen.

Die Prinzessin Louise, welche damals 17 Jahre alt war, muß von einer bezaubernden Schönheit gewesen sein. Göthe nennt sie eine himmlische Erscheinung und auch andere Zeitgenossen sprechen sich nicht weniger entzückt aus von der „lieblichen Zauberin", welche alle Herzen in Sturm eroberte und zwar nicht nur die der Männer.

Die junge Prinzessin wurde von ihren Dienern und Dienerinnen herzlich geliebt, später als Königin ist sie vom Volke angebetet worden. Noch heut wallfahrten die Berliner nach dem Mausoleum in Charlottenburg und manche alte Leute, welche die schöne Königin in ihrer Jugend gekannt haben, zollen ihr dort die Verehrung einer Heiligen.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm theilte das Schicksal aller, welche die reizende Prinzessin Louise sahen, er wurde gefesselt von ihrer Schönheit und mehr noch von ihrer Liebenswürdigkeit.

Der König Friedrich Wilhelm II. genehmigte die Verbindung und so fand denn schon am 24. April 1793 in Darmstadt die Verlobung statt und zwar eine Doppel-Verlobung der beiden Brüder Friedrich Wilhelm und Ludwig mit den Schwestern Louise und Friederike. Der König, der glücklich darüber war, so schöne Schwiegertöchter zu gewinnen, führte den Ringwechsel in Person aus.

Am 22. Dezember 1793, an einem Sonntage, hielt die Prinzessin Louise ihren feierlichen Einzug in Berlin. Sie wurde empfangen, wie dies zu allen Zeiten Brauch gewesen ist, mit Ehrenpforten und Deputationen; auch die weiß gekleideten Jungfrauen fehlten natürlich nicht.

Gegen den Brauch der Zeiten aber zeigte die Prinzessin Louise eine frische Natürlichkeit, welche die alte Oberhofmeisterin Frau von Voß fast zur Verzweiflung brachte; ohne sich an die Hofetiquette zu kümmern, umarmte sie nämlich dasjenige junge Mädchen, welches als Sprecherin die Prinzessin begrüßte.

Am 24. Dezember, am Christabend, fand die Vermählung statt, bei der Berlin in einem Meer von Lustbarkeiten schwamm. Der althergebrachte Fackeltanz im weißen Saale, an welchem die 18 Staatsminister mit Wachsfackeln Theil nahmen, wurden auch diesmal wieder aufgeführt.

Das Volk, welches die Erlaubniß erhalten hatte, in den Gemächern neben dem Rittersaale sich zu versammeln und so einen Theil der Festlichkeit mit anzuschauen, war entzückt von der Schönheit der jungen Prinzessin.

Für den Kronprinzen war die glückliche Ehe, in welcher er mit seiner angebeteten Gattin lebte, der einzige Trost während der Regierungszeit seines Vaters; da er vom Staatsleben ausgeschlossen war, widmete er sich ganz seiner Familie.

Im Winter bewohnte er das dem Zeughause gegenüber liegende Palais, welches damals noch nicht so stattlich war, als heut zu Tage; es glich sowohl in äußerer wie in innerer Errichtung mehr einem schönen Bürgerhause, als dem Schloß eines Prinzen. Noch einfacher war der Sommeraufenthalt des kronprinzlichen Paares, das Schloß eines kleinen Landgutes Parez bei Potsdam, welches sich der Kronprinz gekauft hatte, ausgestattet.

Hier lebten die beiden jungen Gatten in höchster Einfach-

heit. Die Prinzessin war stolz darauf, eine gute Hausmutter zu sein, sie ließ sich gern die gnädige Frau von Parez nennen und der Kronprinz stimmte auch hierin ihrem Geschmacke ganz bei.

Es war ein jäher Sprung aus dem idillischen Familienleben in die rauhe praktische Wirklichkeit, als Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb und Friedrich Wilhelm III. durch diesen Todesfall auf den Königsthron berufen wurde.

Sechstes Kapitel.

Bischofswerders Belohnung. Verhaftung der Lichtenau. Prozeß derselben. Kabinetsjustiz. Fernere Schicksale der Lichtenau. Pomphaftes Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms II.

Friedrich Wilhelm II. hatte kaum den letzten Athemzug gethan, da eilte sofort der General Bischofswerder, um sich dem neuen Könige gefällig zu zeigen. Einer der dienstthuenden Offiziere mußte dem Kommandanten von Potsdam Mittheilung von dem Ableben des Gebieters machen und ihm den Befehl überbringen, sämmtliche Eingänge zum neuen Garten und Marmorpalais militärisch zu besetzen.

Bischofswerder selbst verließ die Leiche, er setzte sich zu Pferde und so schnell ihn das Roß tragen konnte, stürmte er nach Berlin, um als Erster dem bisherigen Kronprinzen die Nachricht, daß er König sei, zu bringen.

Ob Friedrich Wilhelm III. einen großen Schmerz fühlte, als ihm mitgetheilt wurde, sein Vater sei verschieden? — wir wissen es nicht, in üblicher Weise ist es von patriotischen Schriftstellern behauptet worden. Den Ueberbringer der Todesbotschaft begnadigte er, indem er ihm den Stern des schwarzen Adlerordens schenkte.

Bischofswerder sah hierdurch seine Furcht, daß er von dem

Thronfolger für die Gunst, die er beim verstorbenen König genossen hatte, bestraft werden würde, beseitigt, aber er war klug genug, nicht ferner auf eine Günstlingsstelle Anspruch zu machen, die er bei Friedrich Wilhelm III. schwerlich ausfüllen konnte.

Er bat, sich zurückziehen zu dürfen und ersuchte den jungen König, durch den Minister Grafen v. Haugwitz seine Befehle zu ertheilen.

Friedrich Wilhelm erfüllte diesen Wunsch, Haugwitz erhielt den Auftrag, sofort nach Potsdam zu reisen und dort die Gräfin Lichtenau verhaften zu lassen, der Zutritt zur königlichen Leiche sollte ihr unter allen Umständen versagt werden, ihre Wohnung im Kavalierhause dürfe sie nicht verlassen, bis Weiteres entschieden worden sei.

Dies waren die ersten Regierungs-Maßregeln Friedrich Wilhelms: die Belohnung eines Unwürdigen mit dem höchsten preußischen Orden und eine Ungerechtigkeit, die durch Nichts motivirte Verhaftung der Geliebten seines Vaters!

Graf Haugwitz, der in den Tagen des Glücks zu den eifrigsten Verehrern der Lichtenau gehört hatte, kam dem königlichen Befehle mit höfischem Eifer nach; er gab die gemessensten Befehle, daß die Gräfin nicht nur verhaftet, sondern auch von allen ihren früheren Umgebungen getrennt werde. Eine Abtheilung des Garde-Regiments rückte vor ihre Wohnung, der Oberst von Zastrow und der Major von Kleist kündigten ihr im Namen des Königs mit leidlich höflichen Worten Arrest an; auch ihre übrigen Wohnungen in Charlottenburg und Berlin wurden versiegelt, Wachen besetzten dieselben.

Alle diejenigen, welche der Lichtenau nahe gestanden hatten, und von denen man fürchten mußte, sie würden Theil an ihrem fernern Schicksal nehmen, traf ein gleiches Loos. Die Mutter der Lichtenau, der Sohn derselben, sogar der Oberst Dampmartin, der als Hofmeister des Sohnes der Lichtenau angestellt war, und dem wir interessante geschichtliche Notizen über jene Zeit verdanken, wurden mit Arrest belegt.

Am folgenden Tage erschien abermals ein Major der Garde bei der Gräfin; er forderte ihr das Portrait der Königin, welches diese ihr geschenkt hatte, ab und die Haft, in der sich die bisher gebietende Geliebte des verstorbenen Königs befand, wurde nun

mit äußerster Strenge gehalten; sie durfte ihre Verwandten nicht sehen und erst nach 6 Wochen wurde ihr gestattet, täglich einige Stunden unter Aufsicht spazieren zu gehen.

Diese strenge Haft war vielleicht ein Glück für die Gräfin, sie wurde durch dieselbe geschützt vor dem Ausbruch der Volkswuth, welche besonders in Berlin zu befürchten war, denn ihre alten Feinde hatten hier die schmählichsten Gerüchte über die Gefallene verbreitet.

Da hieß es, sie solle kolossale Summen dem königlichen Schatz gestohlen, die Krondiamanten an sich genommen, ja sogar dem sterbenden Könige noch kostbare Ringe vom Finger gezogen haben; man erzählte, sie sei die bezahlte Spionin der fremden Gesandten gewesen, sie habe diesen die Staats-Geheimnisse verrathen, ja man sprach wahnsinniger Weise davon, der König, an dessen Leben ihr Glück gekettet war, sei von ihrer Hand vergiftet worden!

Und Niemand trat auf, um gegen solche Verläumdungen zu protestiren, alle die Schmeichler, welche die göttliche Lichtenau in früheren Tagen umschwärmt hatten, welche ihr Vermögen und Stellen verdankten, folgten dem Beispiele des edlen Grafen von Haugwitz, sie verließen ihre Wohlthäterin im Unglück.

Die Gräfin blieb viele Wochen in strenger Haft, sie hoffte auf richterliche Untersuchung, denn sie war sich ihrer Unschuld bewußt; wie fleckenvoll auch ihr vergangenes Leben, vom moralischen Standpunkte aus betrachtet, gewesen sein mochte, ein Verbrechen hatte sie sich nicht vorzuwerfen, jeder Gerichtshof mußte sie freisprechen.

Sie harrte vergebens, ein Gerichtshof sollte nicht über sie urtheilen!

Die Untersuchung ihrer Missethaten wurde einer außerordentlichen Kommission übertragen, an welcher der Minister von Reck, der Kammergerichts-Präsident von Kircheisen, der Kabinetsrath Beyme und der Major von Lützow Theil nahmen.

Die Gräfin forderte zu ihrer Vertheidigung einen Rechtsbeistand, aber dieser wurde ihr nicht gewährt.

Die außerordentliche Kommission betrieb die Untersuchung mit Eifer, aber wie sehr sie sich auch bestrebte, eine Schuld auf-

zufinden, alle ihre Bemühungen waren vergeblich, die unsinnigen Anklagepunkte zerfielen sämmtlich in Nichts.

Die Gräfin sollte Staats-Geheimnisse verrathen haben; sie bewies, daß sie eine direkte Einwirkung auf die Staats-Angelegenheiten niemals gehabt habe, ihr Feind Bischofswerder mußte ihr dies bezeugen; sie sollte die königlichen Kassen bestohlen haben, nirgends fand sich die Spur eines solchen Diebstahls, für alle die Gelder, die sie vom Könige empfangen hatte, lagen die Quittungen Friedrich Wilhelms vor.

Der lächerliche Vorwurf, sie habe sich Staatsdomänen schenken lassen, war freilich richtig, aber sie theilte dies Unrecht mit unzähligen Andern, mit den vornehmsten Ministern und Räthen Friedrich Wilhelms.

Die Anklage, daß sie dem Könige seine Diamanten und Ringe gestohlen habe, wies die Gräfin mit Entrüstung zurück, sie gab genau die Orte an, wo die Ringe im Zimmer des Verstorbenen liegen müßten und sie lagen in der That dort. Niemand hatte sich bisher die Mühe gegeben, sie zu suchen.

Nur einen Vorwurf vermochte die Lichtenau nicht zu entkräften, daß sie drei Tage vor dem Tode des Königs das Portefeuille desselben fortgebracht habe; zu sorglos war sie dem Befehle des Königs gefolgt und hatte jene von uns bereits erwähnte Mappe von Maroquin mit ihren Briefen öffentlich nach Berlin gebracht.

Die Briefe waren verbrannt und nicht der Schatten eines Verdachts lag vor, daß dieselben etwas Anderes enthielten, als die Liebes-Intriguen der Lichtenau.

Drei Monate schwebte die Untersuchung, die Kommission bemühte sich vergebens; sie bestand aus zu rechtlichen Männern, als daß diese zu falschen Zeugnissen ihre Zuflucht genommen hätten und so wurde denn die Unschuld der Gräfin in allen ihr zur Last gelegten Anklagen anerkannt.

Obgleich nun aber die Untersuchung nichts, gar nichts ergeben hatte, so wurde doch trotzdem die Gräfin Lichtenau nicht wieder in den Besitz ihres Vermögens gesetzt, sondern durch einen Akt willkürlicher Kabinetsjustiz zu einer zwar sehr milden, aber durch nichts gerechtfertigten Strafe verdammt.

Am 17. Februar 1798 wurde ihr durch eine königliche Kom-

mission eine Kabinetsordre mitgetheilt; diese sprach aus, daß Se. Majestät bestimme, die Gräfin solle die ihr von Friedrich Wilhelm II. geschenkten Güter, ihre Häuser in Charlottenburg und Berlin und jene 500,000 Thaler, welche ihr Friedrich Wilhelm zur Sicherstellung ihrer Zukunft geschenkt hatte, dem Staate zurückgeben, da sie alles dies vom Verstorbenen erpreßt habe, nur ihr Mobiliar und ihr Schmuck sollte ihr bleiben. Die Festung Glogau wurde ihr zum Aufenthaltsorte angewiesen mit dem strengen Befehl, dieselbe nicht ohne Genehmigung des Königs zu verlassen.

Als Gnadengehalt wurden ihr 4000 Thaler jährlich bewilligt, jedoch unter der Bedingung, daß sie es niemals wage, weder mündlich noch schriftlich sich über das gegen sie beobachtete Verfahren oder gegen das königliche Haus zu äußern.

Ueber alles dies mußte sie einen Revers ausstellen; dann wurde ihr erlaubt, nach Berlin zu reisen, um von ihrer Mutter und Schwester Abschied zu nehmen und ihre Angelegenheiten zu ordnen; sie durfte sich aber nicht länger als 3 Stunden und zwar nur in der Nacht in der Residenz aufhalten; von Berlin mußte sie sich sofort nach Glogau begeben.

Die Gräfin Lichtenau hatte ein zu leichtes Temperament, um sich viel Sorge über ihre Zukunft zu machen; in Glogau angekommen richtete sie sich sofort behaglich ein. Mit 4000 Thalern konnte sie in der kleinen Stadt glänzend leben und sie that es, ihr Haus wurde bald der Sammelplatz der geistreichsten Leute aus Glogau und viele Fremde kamen nach der Festung, um die noch immer schöne Lichtenau zu besuchen.

Auch der Liebe war die Lichtenau noch keineswegs abgestorben; ein schöner junger Guitarrenspieler Namens Fontano wurde in ihr Haus eingeführt und entzückte sie durch seine klangvolle Stimme und sein seelenvolles Spiel so sehr, daß sie, als er sich um ihre Hand bewarb, ihm dieselbe zusagte.

Fontano war ein Baron von Holbein*), der den italienischen Namen angenommen hatte, um sich der Bühne zu widmen; er erhielt von Friedrich Wilhelm III. die Genehmigung zur Hei-

---

*) Holbein hat sich als Lustspieldichter einen bekannten Namen gemacht.

rath mit der Lichtenau und dieser wurde im Jahre 1800, nachdem sie noch einmal eidlich versprochen hatte, über ihren Prozeß nichts zu veröffentlichen, die Freiheit ertheilt, Glogau zu verlassen.

Die Heirath wurde vollzogen, aber schon nach wenigen Jahren wieder getrennt, weil der Baron von Holbein seiner Gattin die genügendste Veranlassung gab, sich über seine Untreue zu beklagen.

Die Lichtenau verließ Glogau; zuerst zog sie nach Breslau, später nach Wien und dann wieder nach Breslau zurück.

Im Jahre 1809 hat sie auf Verwendung Napoleons eine Entschädigung für die ihr gegen Recht und Gesetz entrissenen Güter erhalten. Sie beschloß ihr abenteuerliches Leben im Jahre 1820 in Berlin, wo sie in den letzten Jahren ihren Wohnsitz genommen hatte.

Dem Haß gegen die Maitresse seines Vaters hatte Friedrich Wilhelm durch die Verhaftung der Gräfin Lichtenau einen Ausdruck gegeben, den Pflichten des Sohnes kam er durch ein pomphaftes Leichenbegängniß, welches er für den Verstorbenen anordnete, nach.

Wir entnehmen der bei Nikolai in Berlin im Jahre 1798 erschienenen Beschreibung desselben einige Mittheilungen; sie mögen unseren Lesern zum Vergleiche mit ähnlichen Feierlichkeiten früherer Jahrhunderte dienen. Der ungenannte Berichterstatter erzählt uns:

„Der Thronfolger traf am Sterbetage Mittags um halb 1 Uhr im neuen Garten in Potsdam ein. Seine Thränen ehrten das Andenken an den königlichen Vater, dessen Leichnam er mit tiefer Rührung betrachtete.

Er ordnete die Beisetzung an. Man bekleidete die Leiche mit der Staatsuniform des ersten Gardebataillons, und legte sie in einen schwarz gebeizten, mit weißem Atlaß ausgeschlagenen Sarg.

Sie wurde Abends gegen halb 10 Uhr auf das Schloß in Potsdam gebracht, und erhielt ihren Platz im Audienzzimmer unter dem Throne. Auf den Tabourets neben dem Sarge lagen der Hut, Degen, Stock, die Insignien des schwarzen Adlerordens,

die Schärpe, der Ringkragen, die Sporen und die Handschuhe. Das Zimmer war mit Wachskerzen erleuchtet, und der Eingang stand am 17. jedem frei. Am Abend dieses Tages um halb 8 Uhr trugen 12 Gardecapitains mit Hülfe von 12 Unteroffizieren die in einem eisernen Sarge befindliche Leiche in den mit 8 Pferden bespannten Leichenwagen.

Vor demselben waren 2 Leibjäger zu Pferde mit Fackeln, 100 Mann von der Garde, abermals 2 Leibjäger und Büchsenspänner.

Der Leiche folgten die sämmtlichen Officiere der Potsdamer Garnison bis unter das Thor; und bis nach Berlin hin einige Stabsofficiere, die Dienerschaft des verstorbenen Königs und eine Deputation des Potsdamschen Magistrats.

Am 18. November früh gegen halb 2 Uhr kam der Leichenzug im Brandenburger Thore in Berlin an. Die Generalität empfing ihn, und der Zug in die Domkirche geschah in folgender Ordnung:

Voran waren die Leibjäger zu Pferde, das Kommando der Garde, der Hoffourier, das Personale des Hofmarschallamts, die Königlichen Lakaien, Jäger, Büchsenspänner, Hausofficianten, Kammerdiener, der Geheime Kämmerier und Pagen.

Darauf kam der Leichenwagen, von 12 Capitains und 12 Unterofficieren der Garde begleitet.

Ihm folgte der Herr Generallieutenant von Bischofswerder, der Hofmarschall Herr von Zeuner und der Herr Generaladjutant von Zastrow, die übrigen Adjutanten und der Kammerherr, Herr Graf von Wengersky.

Den Schluß machten der Herr Generalfeldmarschall von Möllendorf nebst mehreren Generalen von der Berlinischen Garnison.

Vor der Domkirche marschirte das Kommando der Garde zu beiden Seiten auf. Die Officianten und Livreebedienten gingen in die Kirche und nahmen ihren Platz um die mit Wachskerzen erleuchtete Gruft.

Die Leiche wurde von den 12 Capitains und den begleitenden Unterofficieren in die Kirche getragen und auf die mit schwarzem Tuch belegte Gruft gestellt.

Das Gefolge trat ebenfalls um dieselbe.

Der Generallieutenant und Generaladjutant von Bischofswerder wurde alsdann mit dem Sarge in die Gruft hinabgelassen.

Die 12 Gardecapitains nahmen den Leichnam unten in Empfang und brachten ihn an die Ruhestätte zwischen den Särgen der Königin Christine Elisabeth und des Prinzen Ludwig von Preußen.

Die nächtliche und ernste Feierlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Anwesenden.

Viele weinten der Asche des Verewigten eine Thräne, und allen vergegenwärtigte diese Scene die Wahrheit: Hinfälligkeit und Verwesung ist das Loos der sterblichen Hülle des Fürsten und Bettlers!"

In der Gruft blieb der Sarg, bis das Paradezimmer im königlichen Schlosse, in welchem die öffentliche Ausstellung der königlichen Leiche erfolgen sollte, eingerichtet war. Die Leichenparade fand vom 6. Dezember an statt.

„Man hatte dazu das erste Zimmer neben dem Rittersaale, in dem dritten Stockwerke nach dem Lustgarten zu, gewählt. Die Fenster, Wände und die Decke waren mit violettem Tuche bezogen, und die Wände in verschiedene, mit Silber reich besetzte Felder eingetheilt.

An der Decke befanden sich Verzierungen von Silberzindel und schwarzem Flor, und in der großen Hohlkehle zwischen der Decke und den Wänden ein Gehänge von Cypressenlaub, das mit silbernen Schleifen befestigt war. Unter demselben hatte man Festons von gestreiftem Silberzindel angebracht.

Die mit schwarzem Tuche belegte drei Stufen hohe Estrade nahm ungefähr ²/₃ des Zimmers ein, und war durch eine mit einer violet sammtnen mit goldnen Tressen besetzten Decke behängte Brüstung mit drei Eingängen von dem übrigen Theile des Trauerzimmers abgesondert.

Auf den Seiten eines jeden Eingangs stand auf dem Geländer ein versilberter Adler mit vergoldeter Krone auf einem vergoldeten Reichsapfel.

Der Sarg selbst war in der Mitte dieser Estrade auf einer

2 Stufen hohen Erhöhung, die mit violettem mit Gold besetztem Sammt belegt war. Er war von Lindenholz gearbeitet, mit Silberstoff überzogen, und ruhte auf Löwenfüßen von Bronze. Zwischen jedem der vergoldeten 8 Handgriffe desselben war ein gestickter schwarzer Adler auf dem Silberstoff befindlich.

Der Deckel war, wie der Sarg selbst, mit goldenen Treffen eingefaßt, und der Preußische Adler in der Mitte in Gold gestickt.

Zwischen dem Deckel und dem Sarge ragten vier Zipfel und auf jeder Seite ein breiter Streif von perlfarbenem mit goldenen Frangen besetztem Atlaß hervor.

Ueber dem Sarge befand sich der Baldachin von schwarzem Sammet, der reich mit goldenen Treffen, Quasten und gestickten Adlern besetzt und mit Hermelin aufgeschlagen war. Er hatte einen versilberten mit vergoldetem Lorbeergehänge verzierten Kranz, worauf auf einem Kissen die Krone, das Scepter und der Reichsapfel standen, die mit einem Lorbeer- und Palmzweig umwunden waren.

Oberhalb schwebte der Preußische Adler, der, wie die Krone, das Scepter und der Reichsapfel stark vergoldet war. Weiter zurück waren auf dem Kranze Helm, Lanze, Schwert u. s. w.

An der Rückwand hing das vom Maler Herrn Hoffmann gemalte, ähnliche Bildniß des verstorbenen Königs in Lebensgröße in einem Rahmen von gediegenem Silber.

An jeder Seite des Baldachins befand sich ein Gemälde.

Das erste, welches zur linken Seite hing, zeigt einen Flußgott, der die Havel vorstellte. Neben demselben war ein Aschenkrug mit dem Bildnisse des Königs in Medaillon.

Eine weibliche verhüllte Gestalt (die trauernde Göttin des Vaterlandes) trug in der Rechten eine Kanne, und in der Linken eine Schale, um zu opfern. Sie hatte die Mauerkrone auf dem Kopfe.

Hinter ihr war ein geflügelter Jüngling, den Genius Preußens vorstellend, der auf die in der Höhe schwebende Göttin der Unsterblichkeit hinzeigte, die ihr Sinnbild, eine rundgewundene Schlange, vor das Bild des Königs hielt.

Auf dem zweiten Gemälde rechts befand sich der trauernde Herkules als ein Sinnbild der Tapferkeit. Ihm zur Seite saß

die Geschichtsmuse Klio, im Begriff, die Thaten des Verstorbenen in das auf ihrem Schooße liegende Buch aufzuzeichnen. Neben ihr stand in nachdenkender Stellung eine weibliche Gestalt, die Treue, welche der Muse die Materialien zu ihrer Geschichte lieferte. Oberhalb schwebte die geflügelte Göttin Fama mit der Posaune.

Diese beiden Gemälde sind vom Hofmaler Herrn Bock verfertigt worden.

Auf dem Sarge lag auf einem Kissen von Silberstoff der vergoldete Helm mit aufgeschlagenem Visir, auf welchem ein großer Federbusch steckte.

Auf dem Deckel lag ferner des Hochseligen Königs Degen mit der Scheide, kreuzweise gelegt, der Kommandostab, Ringkragen, die Schärpe, goldene Sporen und das Band des schwarzen Adlerordens, so wie die Bänder des Seraphinen-, des Andreas- und des Alexander-Newsky-Ordens.

Auf jeder Seite des Paradesarges standen vier Tabourets. Sie waren mit Sammet überzogen und mit Tressen besetzt.

Auf der rechten Seite vom Kopfende herab war auf dem ersten die goldene königliche Krone.

Sie hat 8 Bügel, die sich in einem goldenen Knopfe vereinigen, ist mit ächten Perlen eingefaßt, und mit großen Diamanten und Brillanten besetzt, deren einige 80 bis 90, ja noch mehr Gran wiegen. Der größte Diamant hat die Größe einer Haselnuß. Man rechnet, daß sich auf der ganzen Krone 111 Brillanten befinden.

Auf dem zweiten Tabouret lag auf einem Kissen der Reichsapfel. Er ist von Silber, blau emaillirt, mit Juwelen besetzt, und von zwei goldenen Reifen eingefaßt. Er hält ungefähr 2 Zoll im Durchmesser.

Auf dem dritten Tabouret war das Reichssiegel in einer vergoldeten Kapsel, die 3 Zoll Höhe und 4 Zoll im Durchmesser hat.

Auf dem vierten lag der Kurhut von violettem Sammet mit einer Verbrämung von Hermelin.

Auf der linken Seite des Sarges befand sich auf dem ersten Tabouret das Reichsscepter. Es ist von massivem Golde, mit Brillanten und Juwelen reich besetzt.

An der Spitze ist ein gekrönter Adler, dessen Brust ein Rubin von der Größe eines Zweigroschenstücks ist. Der übrige Theil des Adlers besteht aus lauter Diamanten.

Das Scepter ist ohne den Adler anderthalb Fuß lang.

Auf dem zweiten Tabouret lag das Reichsschwert, dessen Griff von Gold und Scheide von violettem Sammet ist.

Auf dem dritten Tabouret war die goldene Ordenskette des schwarzen Adlerordens. Sie besteht aus Gliedern, wovon ein Glied den Namenszug F. R. (des Stifters Königs Friedrichs I.) und das andere den schwarzen Adler enthält. Dieser führt Donnerkeile in den Klauen.

Das daran hängende in 8 Spitzen auslaufende Kreuz ist von blau emaillirtem Golde. In der Mitte ist der Namenszug F. R., und in jeder der vier Mittelecken ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Auf dem vierten Tabouret war das Kurschwert, dessen Griff und Scheide von Gold sind.

Sämmtliche Insignien lagen auf Kissen.

Die, worauf sich die Krone und das Scepter befanden, waren von Goldstoff, die andern von Silberstoff.

Am obern Ende des Sarges hielt ein General in halber Trauer das Reichspanier aus Silberstoff, worauf ein schwarzer Adler gestickt ist.

Zur Linken am obern Sargende stand ein Flügeladjutant in halber Trauer.

Neben den 8 Tabourets befanden sich eben so viel Stabsofficiere.

Am Fuße standen rechts der königliche Hofmarschall Herr von Zeuner, oder der Kammerherr Herr Graf von Wengersky, die sich ablöseten.

An den Eingängen der Estrade standen 2 Pagen in Gallakleidung und 2 königliche Kammerdiener, ein königlicher Leibjäger und ein Kammerlakai in Gallalivrée.

Das Trauerzimmer wurde von 8 Candelabern, jeder zu 25 Lichtern, und vier silbernen Wandleuchtern, jeder zu 3 Lichtern, erleuchtet.

Neben den Tabourets standen auf jeder Seite noch 3 Candelaber, wovon jeder 12 Lichter trug.

Dem Baldachin gegenüber war ein außerordentlich großer Spiegel mit einem silbernen Rahmen, der den Effect des Ganzen verstärkte; indem sich das Zimmer in demselben noch einmal zeigte."

Ebenso pomphaft als die Leichenparade war das Leichenbegängniß selbst, welches am 11. Dezember stattfand.

Die Vorbereitungen zu demselben waren schon am 9. und 10. Dezember getroffen worden; man hatte für den Leichenzug einen eignen mit schwarzem Boy belegten Brettergang errichtet, der vom Portal bei der Wendeltreppe im kleinen Schloßhof durch das große Portal an der Kurfürstenbrücke führte, dann über den Schloßplatz, die Schloßfreiheit, den Lustgarten entlang in einigen Krümmungen sich zum Hauptportal des Doms hinzog.

„Für die Zuschauer errichtete man an den Häusern und im Lustgarten Gerüste.

Am 10. wurden 24 sechspfündige Kanonen im Lustgarten aufgefahren, und unter Anweisung des Herrn General von Meerkatz an die Seite der dort befindlichen Kastanienallee gestellt, daß sie Fronte nach dem Packhofe und Zeughause machten.

Am 11., als am Tage des Leichenbegängnisses selbst, waren lange vor Tagesanbruch die Straßen und Häuser lebhaft, und fast ganz Berlin rüstete sich zur Feier desselben.

Viele Fremden, die zur Beiwohnung dieser Ceremonie daselbst eingetroffen waren, hatten die Einwohnerzahl ungemein vermehrt.

Das Geräusch von Fußgängern und Fahrenden hörte man in allen Gegenden der Stadt.

Wenig Menschen blieben in ihren Wohnungen, die Kaufläden waren geschlossen und die mehrsten Gewerbe ruheten.

An diesem Tage wurde kein Schauspiel gegeben.

An den Ecken der Straßen, die zunächst zum Schlosse führten, war schon vom frühen Morgen militairische und Polizeiwache, die jedem den Weg bezeichnet, den er zu nehmen hatte, und für Sicherheit und Ordnung Sorge trug."

Der glänzende Leichenzug setzte sich am Vormittag gegen 10 Uhr vom Schloß aus in Bewegung.

Den Beginn machten zwei Garde-Bataillone, welche das Gewehr verkehrt unter dem linken Arm trugen, ebenso wurden auch die mit schwarzem Flor umwundenen Fahnen verkehrt getragen.

Die Soldaten marschirten, während ihre Musikkorps das Lied „Jesus meine Zuversicht" spielten, dann folgten die zahlreichen Marschälle, denen die Reichs-Insignien von den Ministern nachgetragen wurden, der königliche Leichenwagen mit dem Paradesarg folgte den Reichs-Insignien, ihm voraus gingen fünf adlige Marschälle.

Die schwarzsammtne Decke des Wagens wurde von vier Rittern des schwarzen und rothen Adlerordens gehalten, über den Sarg trugen 12 hohe Offiziere einen prächtigen Baldachin.

Viele Stabsoffiziere geleiteten den Wagen, welchem das Reichspanier, getragen von dem General-Feldmarschall v. Möllendorf, der von den General-Adjutanten des verstorbenen Königs, v. Bischofswerder und v. Zastrow, geführt wurde, folgte.

Unmittelbar hinter dem Panier ging Friedrich Wilhelm III., begleitet von seinen nächsten Verwandten und der Suite, dann folgten abermals Marschälle und Deputationen der verschiedenen Regierungs- und städtischen Kollegien.

Ein königlicher Stallmeister machte mit dem Staats- und Paradewagen des Verstorbenen den Beschluß des Zuges, dem ein Kommando der Garde du Corps folgte.

Die eigentliche Beisetzungsfeierlichkeit fand in dem Dom, der mit gleicher Pracht wie das Paradezimmer ausgeschmückt war, statt.

Wir wollen unsere Leser mit der Beschreibung derselben nicht ermüden; sie entsprach ganz dem prunkvollen Zuge durch großes Trauergepränge und wenig Trauer. Es wurde gesungen und gebetet, 864 Kanonenschüsse und 9 Bataillonssalven ertönten draußen vor der Kirche; drinnen wurde den unsterblichen Tugenden des verstorbenen Königs, wie sich dies von selbst versteht, der gebührende Weihrauch gestreut.

Die von Genz verfaßte Inschrift eines im Dom aufgestellten Erinnerungsgemäldes lautete beispielsweise:

Friedrich Wilhelm II.
durch Grossmuth, Milde und Gerechtigkeit
Vater des Vaterlandes
ging
aus der Mitte seines getreuen Volks
durch die Nacht des Todes
zum Sonnenlichte der Unsterblichkeit
den 16. Nov. 1797.

Die Trauerfeierlichkeit genügte vollkommen der Schaulust der Berliner und Alle gingen befriedigt nach Hause.

Auch in den übrigen Kirchen waren Feierlichkeiten veranstaltet, die sämmtlich den Charakter der beschriebenen trugen; überall wurden mit pomphaften Worten auf die Tugenden des Verblichenen Lobreden gehalten, wie dies ja Sitte ist beim Tode jedes Königs. Hier wurde eine Predigt veranstaltet, dort eine Cantate gesungen; die feilen Versemacher der Residenz hatten ihre besten Kräfte aufgeboten, um sich in ein Uebermaß von Patriotismus hineinzusingen; so lauteten ein Paar Strophen aus einer in der Nikolaikirche aufgeführten Cantate:

„Klagt, Brennen! Klagt des Vaterlandes Leid,
Und stimmt ihn an, den Ton der Traurigkeit,
Den besten König traf des Todes Schlag,
Weint Euerm Freund, ihr Brennen, weint ihm nach.

Ihr Brennen-Söhne, weint dem Edlen nach!
Wir weihn dem Edlen Klag' und Schmerz,
Ihm seufzt die Brust, ihm weint das Herz."

Siebentes Kapitel.

Charakter Friedrich Wilhelms III. Familienleben des Königs. Brief Friedrich Wilhelms an Köckeritz. Friedrich Genz und sein offener Brief. Haugwitz, Lombard, Schulenburg. Kabinets-Ordre an die Beamten. Wöllners Entlassung. Hans von Held. Kabinets-Ordre gegen den Uebermuth der Offiziere. Die August-Schlittenfahrt. Wissenschaftliche Bestrebungen. Verbesserung der Volksschule.

Mit großer Spannung blickte das Volk nicht nur in Berlin und in Preußen, sondern in ganz Deutschland auf den jungen König; man kannte seine Fähigkeiten nicht, er hatte ja noch niemals Gelegenheit gehabt, diese zu zeigen, man wußte nur von ihm, daß er ein Gegner des alten, unter Friedrich Wilhelm II. herrschenden Systems sei, daß er ein musterhaftes Familienleben führe, daß er sparsam und einfach sei, keine Neigung zur religiösen Schwärmerei besitze und daß er sich häufig gegen die Wöllnerschen Religions-Unterdrückungen und den Unfug der Rosenkreuzerei ausgesprochen habe.

Je weniger ein Volk vom Thronfolger weiß, je ausschweifender sind die Hoffnungen, welche es auf ihn setzt; auch Friedrich Wilhelm III. theilte das Schicksal, als ein Halbgott zu erscheinen, während er noch Kronprinz war, um als König wieder ein Mensch zu werden.

Alle seine guten Eigenschaften wurden in den Himmel erhoben, Fehler wußte man nicht an ihm, alle Welt erzählte sich das günstige Urtheil, welches ein tiefer Menschenkenner, Graf Mirabeau, über den Kronprinzen gefällt habe.

Der Kronprinz, so hatte Mirabeau sich ausgesprochen, werde sich bald der Betrachtung werth machen, Alles, was man von ihm höre, beweise, daß er einen trefflichen Charakter besitze, selbst seine unangenehmen Formen, sein linkisches Wesen, seine Unhöflichkeit hätten ein bestimmtes Gepräge; er verlange überall Gründe zu hören und niemals ergebe er sich einer Debatte, wenn ihm nicht ein vernünftiges „weil" entgegengesetzt werde. Er sei hart und zäh bis zur Rauhheit, aber voll Gefühl und Liebe. Er verstehe es wohl, zu achten und zu verachten!

„Vielleicht — so schließt Mirabeau — hat dieser junge Mann eine große Zukunft!"

Mirabeau täuschte sich, wie das Volk sich täuschte. Dem jungen König fehlten alle diejenigen Eigenschaften, welche in schwer bewegter Zeit einem Fürsten eine große Zukunft ermöglichen. Er war allerdings frei von denjenigen Fehlern, welche die Regierung seines Vaters befleckt hatten, es schmückten ihn diejenigen Tugenden, die das Volk bei Friedrich Wilhelm II. so schmerzlich vermißt hatte, aber es fehlte ihm auch die Kraft des Geistes und Willens, welche so nothwendig war, um den zerrütteten preußischen Staat wieder in die Höhe zu heben, die ihm Friedrich der Große gegeben hatte.

Anspruchslos und einfach, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, sittenstreng, liebevoll gegen seine Gemahlin und Kinder, war Friedrich Wilhelm als Privatmann ein trefflicher Mensch, aber die wichtigsten Regenten-Eigenschaften fehlten ihm, das Selbstbewußtsein, die Kühnheit im Unternehmen, die Zuversicht in sein eignes Urtheil, die Kraft des Wollens.

Er war Rathgebern zugänglich und zwar schlechten Rathgebern, während er häufig genug gegen die guten von Mißtrauen erfüllt war. Es wurde ihm schwer, einen Entschluß zu fassen und hatte er ihn gefaßt, so verlor er den Muth zur Ausführung. Mißtrauisch gegen seine Rathgeber, mißtrauisch gegen sich selbst verfiel er oft in unsicheres Schwanken; dann zog er sich in sich selbst zurück und wurde fast menschenscheu.

Einen klaren Verstand konnte man dem König nicht absprechen, aber an Geist fehlte es ihm; er erkannte sehr wohl die Gebrechen, an denen der preußische Staat litt, die Käuflichkeit und Faulheit des Beamtenheers, den Uebermuth und die Untüchtigkeit der Offiziere, die Zerrüttung des gesammten Staatswesens, die tiefe sittliche Verkommenheit einer Nation, welche ihre Kraft im unablässigen Jagen nach materiellen Vergnügungen vergeudete; er war auch beseelt vom besten Willen, diese Schäden zu heilen, aber die Kraft dazu mangelte ihm.

In den vertrauten Briefen wird folgendes treffende Urtheil über den jungen König gefällt:

„Wahrlich, wenn Friedrich Wilhelm III. unmittelbar auf Friedrich II. gefolgt wäre, wenn die französische Revolution nicht den ganzen Continent in ihren Strudel mit hineinzuziehen gedroht, wenn diesem jungen König ein Premier-Minister zur Seite gestanden hätte, der in Friedrichs Geiste fortgearbeitet und mit dem Zeitalter fortgeschritten wäre, die preußische Staatsverfassung wäre unauflösbar und die beste geblieben, welche es je gegeben.

Der König und sein Kabinet ist das humanste, welches nur je existirt hat; man will alles durch Liebe ausrichten und ergreift deshalb immer halbe Maßregeln. Die Nation ist aber durch die vorige Regierung, durch die Revolutionswuth, durch den immer wüthender um sich greifenden Luxus mit seinen Folgen so sehr verdorben worden, daß nur recht volle kräftige Maßregeln sie wieder in das rechte Gleis führen können.

Die Regierung handelt aber wie ein gefühlvoller, sentimentaler Arzt: Der Patient leidet am Krebsschaden, es sollten recht derbe Schnitte in das gesunde Fleisch gethan werden, um einen Stillstand hervorzubringen, man setzt auch wohl das Messer an, der Patient schreit aber gewaltig; nun wirft man das Messer weg und legt lindernden Balsam auf, man klebt die Wunde zu das Gift frißt unter sich und mit einem Male ist der ganze Körper inficirt.

So wird es dem preußischen Staat ergehen."

Halbe Maßregeln kennzeichneten die Regierungs-Thätigkeit Friedrich Wilhelms von ihrem ersten Beginn an.

Der König wollte dem allgemein herrschenden Luxus, der Entsittlichung, welche sich vom Hofe in das Volk verbreitete, entgegenwirken; er hätte vielleicht manche Erfolge erzielen können, wenn er mit der eisernen Strenge seines Urgroßvaters, Friedrich Wilhelms I., das lasterhafte Gesindel vom Hofe gejagt und dadurch diesen zu seiner frühern Einfachheit zurückgeführt hätte, dies aber that er nicht, nur die Lichtenau wurde, wie wir schon erzählten, entfernt, den übrigen Lastersgenossen Friedrich Wilhelms II. wurde kein Haar gekrümmt, sie blieben in ihren hohen Staatsstellen, im Genuß ihrer reichen Einkünfte und konnten fortfahren, zu prassen und zu schwelgen.

Bei Hofe wurden sie freilich nicht mehr mit so gnädigen Augen angesehen als früher, aber sie wurden doch nicht entfernt und wenn sie nur den zartesten Schleier über ihr sittenloses Leben legten, wenn sie nicht gerade mit cynischer Offenheit, wie dies bisher geschehen war, sich den gröbsten Ausschweifungen hingaben, so durften sie wohl sogar als reuige und gebesserte Sünder auf königliche Gnade hoffen.

Durch sein eignes Beispiel glaubte Friedrich Wilhelm III. sittlichend auf den Hof und das Volk wirken zu können; vergebliches Bemühen!

Der junge König blieb dem Leben treu, welches er als Kronprinz geführt hatte. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er geäußert: „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen!“ und diesen Worten gemäß hatte er es verschmäht, in das prächtige königliche Schloß einzuziehen, die Prunkgemächer, welche ihn dort erwarteten, zu benutzen; er blieb in seinem kleinen Hause gegenüber dem Zeughause. Hier hielt er seinen Hof und vermehrte nicht einmal seinen Haus-Etat. Der Verfasser der vertrauten Briefe erzählt:

Die Zimmer des jetzigen Königs und der Königin sind hier und in Charlottenburg höchst einfach. Rohrstühle und ganz bürgerliche Meubles findest Du hier.

Das Bett des Königs, ganz ohne Zierrath, mit Gace umzogen, fiel mir auf, weil es so kurz war und ich dachte bei mir, du schläfst bequemer als der Monarch.

Ich fand hier die Minerva, Posselts Annalen, die Rangliste

der Armee und sauber zusammengelegte Uniformen und mehrere Hüte auf Büsten gesetzt.

Der König theilt seine Zeit sehr weise ein. Er läßt fast täglich sich Vortrag machen, nachher liest er, ißt schnell und einfach, bleibt in seiner Familie und geht oder reitet oft ganz allein spazieren; auch hetzt er wohl ein Paar Hasen in Paretz, ein kleines Gütchen unweit Potsdam, welches er schon als Kronprinz gekauft hat.

Die Königlichen Kinder sind Herrn Delbrück anvertraut, der sie gut erziehen soll; man behauptet aber, der Kronprinz habe wenig Talent. Das wäre sehr schlimm.

Die Oberhofmeisterin von Voß erhält, so viel an ihr ist, die Hof-Etiquette und wenn der König sie deshalb auch oft verspöttelt, so läßt sie sich doch nicht irre machen und das finde ich gut. Denn wenn auch das Hof-Ceremoniell an deutschen Höfen im jetzigen Zeitalter lächerlich ist, so ist ein zu populärer Hof, wie der preußische jetzt ist, auch nicht für den vornehmen Pöbel."

Für den vornehmen Pöbel war der Hof freilich nicht eingerichtet; diesem erregte es ein mitleidiges Lächeln, als er hörte, der König habe dem Hofmarschall, der ihm nach der Thronbesteigung zwei Schüsseln mehr als bisher auf den Küchenzettel gesetzt, diese gestrichen.

„Wozu zwei Schüsseln mehr? — fragte der König — Ich habe doch seit gestern keinen größern Magen bekommen!"

Auch als sein Kammerdiener ihm beim Eintritt in das Frühstückszimmer beide Flügelthüren öffnete, während dem Kronprinzen nur eine geöffnet worden war, fragte Friedrich Wilhelm lächelnd:

„Bin ich denn seit gestern so dick geworden, daß eine Thür für mich nicht weit genug ist?"

Solche Einfachheit war dem Hofgesindel lächerlich, fast verächtlich aber erschien ihm, daß der König und die Königin aus ihrem Familienumgang die altmodische steife Etiquette verbannt hatten, daß sie sich in deutscher Sprache selbst in Gegenwart ihrer Diener unterhielten, sich gegenseitig „Du" nannten, daß die Brüder des Königs diesen ebenfalls „Du" und „Bruder Fritz"

anreden mußten und daß Friedrich Wilhelm von seiner Frau und die Königin von ihrem Manne sprach.

Die Sittenstrenge, welche sowohl der König als die Königin zeigte, ihre Einfachheit und Sparsamkeit, welche keineswegs aus Geiz entsprang, wir werden bald Gelegenheit haben, von eleganten Hoffesten zu sprechen, sollten auf den Hof und das Volk als gutes Beispiel wirken; dies geschah aber nur in unbedeutendem Maße.

Einige Hofherren, welche nach der Gunst Friedrich Wilhelms strebten, affektirten wohl ein sittenreines Leben, Einfachheit in ihrem Haushalt, Zärtlichkeit gegen ihre Frauen; im Geheimen aber gaben sie sich nur noch ärgern Ausschweifungen als früher hin, und selbst diese, die wenigstens den Schein wahrten, blieben vereinzelt. Im Großen und Ganzen war Ton und Sitte unter den Hofleuten nur wenig geändert und auf den entarteten Bürgerstand in Berlin wirkte das Beispiel des Königs gar nicht ein.

Nicht glücklicher war Friedrich in seinem Streben, Ordnung in die zerrüttete Regierungsmaschine zu bringen, da er auch hierbei zu kräftigen, durchgreifenden Regierungs-Maßregeln sich nicht entschließen konnte. Er hatte den besten Willen, aber er griff zu den falschesten Mitteln.

Zu den alten Dienern seines Vaters hatte er kein Vertrauen und dennoch scheute er sich, sie zu entlassen, denn in sich selbst fühlte er nicht die Kraft, neu zu schaffen und zu organisiren; er bedurfte eines ehrlichen und gewissenhaften Rathgebers, eines Freundes und er glaubte diesen in einem Mann gefunden zu haben, der ihm seit langer Zeit nahe stand, in seinem Adjutanten, dem Herrn v. Köckeritz.

Am Abend desselben Tages, an welchem Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, schrieb er seinem Freunde einen Brief, der als ein ehrendes Denkmal für die Gesinnung des jungen Königs hier seine Stelle finden mag. Er lautet:

„So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Ver-

stand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird.

Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie und zwar aus oben angeführten Gründen.

Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen betrogen zu werden; ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus den oben angeführten Ursachen.

Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen sind; verändern Sie nicht Ihre Art, gegen mich zu denken und sein Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will! In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Rathgeber mehr, als jeder Andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden.

Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt und wie unglücklich sind nicht öfter ihre Wahlen dabei ausgefallen!

Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein, ich kenne Sie zu gut und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken, so handeln?

O, thun Sie dies, lassen Sie sich durch Nichts verblenden! Bleiben Sie immer auf dem graden Wege! Lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden! Lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und durch unrichtige Vorspiegelungen überlisten! Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie stets nach Ihrer innern Ueberzeugung, d. h. nach Pflicht und Gewissen.

Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten! Nein wahrlich nicht! Ich halte es bei Ihnen für unmöglich!

Allein die Erfahrung lehrt allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwind-

lig geworden und gar nicht mehr die Nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie dessen ungeachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probirstein zu prüfen und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind und also fehlen können.

Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, d. h. daß Sie selbige nach ihren Handlungen, nach ihrem Thun und Lassen richtig zu beurtheilen vermögen, das habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also inskünftige beistehen.

Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst und dies ist ganz natürlich; denn Jedermann ist bemüht und gewöhnt, sich selbst in dem Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesicht des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist und zwar so, wie er seine Absicht am Besten erreichen zu können glaubt.

Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in der er erscheinen will, darnach zu formen.

Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch und ohne besondere Absicht merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen und zu belohnen im Stande wäre.

Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen und, wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen im Stande sind. —

Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite, es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Uebergewicht behält.

An schiefe und unrichtige Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht in die Sache haben, oder die etwa parteiisch oder sonst etwa eine Absicht dabei haben mögen oder wohl gar nur urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zweck, den man sich vorgenommen, denn solche Urtheile sind unausbleiblich.

Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit, so wird sich zuletzt alles fügen.

Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir darüber Ihre Meinung zu erkennen geben. Ich werde hierbei gewiß nie die gute Absicht verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen. —

Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin.

Nach vielem Hin- und Hersinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wieder herzustellen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der innern Staatsverwaltung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen.

Bei dieser Untersuchungs-Commission ist es von der größten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die beste Einigkeit herrsche, daß sich keine Parteilichkeit hineinmische und daß einzig und allein das Wohl des Staats sie leite und als der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe.

Nun aber lehrt leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten mit einander harmoniren, woraus denn, wie natürlich, viel Uebles und Nachtheiliges entsteht. Der gute Zweck wird

dann vergessen und die Caprice der Einzelnen verdirbt das Ganze und hat die übelsten Folgen.

Da nun aber bei einem Gegenstand von so großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo vermieden werden müssen und um einen so guten Zweck zu erreichen, Alles ins Werk zu setzen ist, weshalb alle Nebenbeschäftigungen, so dem wahren Zweck entgegenstehen, zu entfernen sind und das Bestreben sämmtlicher Mitglieder nur auf einen Punkt zu richten ist, so halte ich eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig.

Zu dieser Mittelsperson schickt sich keiner so gut, wie Sie. Sie besitzen ganz den Character und den Humor, der hierzu erforderlich ist; daher ist auch meine Wahl gleich auf Sie gefallen und werden Sie Folgendes dabei beobachten:

Bei allen Conferenzen werden Sie zugegen sein, um als Zeuge der Verhandlungen mir in Kurzem rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beschlüsse gefaßt würden, die Sie, Ihrer innern Ueberzeugung nach, für unrecht hielten, so könnten Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand den Uebrigen mittheilen.

Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Prozedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit gescheidten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen.

Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen zu suchen.

Ihr richtiger grader Verstand, gute Beurtheilung und Kaltblütigkeit werden Ihnen hierzu die besten Mittel an die Hand geben und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredtsamkeit.

Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis inskünftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann!

Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und andrerseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats aufforderе, wirksam für selbigen zu sein und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung gewinnen werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben, für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann es wohl keine süßere Belohnung gebeu.

Friedrich Wilhelm."

„Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst!" So hatte Friedrich Wilhelm geschrieben; die Wahrheit seines Worts bewies er auf das Klarste durch die Wahl des Herrn v. Köckeritz zum vertrauten Rathgeber, denn es war kaum möglich, einen weniger geeigneten Mann zu einer solchen Vertrauensstellung zu finden, als diesen.

Köckeritz war ein gutmüthiger, aber durchaus unbedeutender Mensch. Der spätere Minister v. Stein, ein scharfer Beurtheiler, schildert ihn treffend, indem er sagt:

„Köckeritz war ein ehrlicher, wohlmeinender, nach seiner Ueberzeugung dem König rathender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbstständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde.

Hier bildete sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur den flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabackspfeife genießen zu können.

Wie sollte ein solcher Automat Gefühl haben für National-Ehre und Selbstständigkeit; begreifen, daß in der Krise, worin unser Zeitalter sich befindet, diese Güter nicht anders, als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten und daß Lagen eintreten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampf mit

Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seiner Vegetation zu rathen."

Köckeritz hatte gar keinen Begriff von der Wichtigkeit seiner Vertrauensstellung. In seiner Gutmüthigkeit protegirte er Jedermann, der irgend einen Wunsch hatte, denn es machte ihm Freude, der Gnaden-Austheiler des Königs zu sein.

Natürlich waren die Bittsteller nicht immer die würdigsten, denn Leute von Verdienst geben sich zu Gnadengesuchen selten her. Der königliche Rathgeber wurde vielfach mißbraucht; er stand am Hofe im Rufe großer Dummheit, der Herzog von Braunschweig nannte ihn einst „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern". Von dieser Dummheit wollte jeder Höfling profitiren und dies gelang denn auch.

So kam es, daß Friedrich Wilhelm, der dem Günstlingswesen ein Ende gemacht zu haben glaubte, durch seinen eignen Rathgeber, den er sich im besten Glauben von der Welt erkoren hatte, der alten Wirthschaft Thür und Thor öffnete.

Köckeritz war ebenso wenig geneigt zu radikalen Reformen und ebenso wenig zu denselben befähigt, als der König selbst. So blieb denn Alles ziemlich beim Alten, obgleich es an äußern Anregungen zu einer Neugestaltung des Staats durchaus nicht fehlte.

Von verschiedenen Seiten her bekam Friedrich Wilhelm gediegene Rathschläge, aber er befolgte dieselben nicht, denn er besaß die Eigenthümlichkeit der meisten schwachen Charaktere, er wollte selbstständig sein, so sehr er der Leitung bedurfte; er war eifersüchtig auf seine königliche Macht und wo sich ihm Rath aufdrängte, da wies er ihn mißtrauisch zurück.

Ein solcher sehr wohl gemeinter, aber nicht geforderter und darum wirkungsloser Rath wurde dem König von dem in Berlin lebenden Kriegsrath Friedrich Gentz in einem offenen Brief gegeben, der bei Vieweg in Berlin gedruckt und merkwürdiger Weise von der Censur und Polizei nicht kassirt worden war.

Die Druckschrift drang bis zu Friedrich Wilhelm, dem sie durch den Kabinetsrath Mencken, einen freisinnigen und rechtschaffenen Mann, vorgelegt und warm empfohlen wurde.

Es war ein merkwürdiger Brief, aus dem sich uns ein

Stück Zeitgeschichte wiederspiegelt; wir sehen in ihm das Erwachen derjenigen Volks-Forderungen, welche zum Theil noch die heutige Zeit bewegen.

Leider ist dieser interessante Brief Friedrich Gentz's zu umfangreich, als daß wir ihn unsern Lesern seinem ganzen Inhalt nach mittheilen könnten; nur einige Sätze aus demselben mögen hier ihre Stelle finden:

„Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkt, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkühr zu lenken war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannichfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

— — — — — — — — — — — — —

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprinzig einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als einer Kraft bewußt seyn, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt.

— — — — — — — — — — — — —

Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige ächt-schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art Ihm zu dienen — daß man sie Ihm keinen Augenblick verhülle.

— — — — — — — — — — — — —

Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen

Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht bloß verderblich, sondern frevelhaft.

— — — — — — — — — — — — —

Zu welchem System aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staats und das Betragen der auswärtigen die Preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade.

Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staats tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmähliger als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems.

Die Preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu seyn: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die Preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen und auf das erhabne Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruchs den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: Alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eignen höchsten Würde

und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.

— — — — — — — — — — — — —

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Gränze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen.

Unter Ew. Majestät erhabnem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete!

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanz des Staats und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert.

Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren.

Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet,

dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andre Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann.

Wenn neben einem jeden solchen Gesetz nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespött wird.*)

Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstand, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit".

Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab.

Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

---

*) Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß diese Beurtheilung der Preßbeschränkungen unter königlich preußischer Censur im Jahre 1797 gedruckt worden ist.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umfluteten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung

Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit.

Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staat Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

— — — — — — — — — — — — —

Friedrich Wilhelm las den merkwürdigen Brief, aber die Rathschläge, welche ihm in demselben ertheilt wurden, befolgte er nicht. Der Verfasser blieb unbeachtet, er fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er bald Preußen verließ. Gentz ist demnächst in österreichische Dienste getreten und hat dem Fürsten Metternich seine Feder verkauft.

Hätte Friedrich Wilhelm die ihm von Gentz gegebenen Rathschläge befolgen wollen, so würde vor allen Dingen eine Entfernung fast aller der Männer nothwendig gewesen sein, welche unter seinem Vater die höchsten Staatsämter bekleidet hatten; zu einem so radikalen Schritt aber konnte sich der König nicht entschließen; er ließ die Kreaturen der Lichtenau, Wöllner und Konsorten ruhig in ihren einflußreichen Posten; Graf Haugwitz, ein Mensch, dem es an allen Eigenschaften eines guten Diplomaten fehlte, blieb Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Durch Ausschweifungen frühe an Leib und Seele erschöpft war er ein schwacher Mann von höchst beschränkten Geisteskräften; bequem, leichtfertig, abergläubig, vergnügungssüchtig ließ er sich von allen denen leiten, welche seine Schwächen kannten und geschickt genug waren, dieselben auszunutzen, am Meisten von seinem Ka=

binetsrath Lombard, einem außerordentlich witzigen und geistreichen Mann, der über ihn einen fast gebietenden Einfluß ausübte.

Lombard hatte sich aus dem niedrigsten Stande in der Staatskarriere emporgeschwungen, er war der Sohn eines Friseurs der französischen Kolonie; durch Bevorzugung der Lichtenau hatte er eine Anstellung beim Kabinet erhalten. Er heirathete die Tochter eines Barbiers, der, wie man sagte, Graf Haugwitz manche Aufmerksamkeiten bewies.

Stolz war Lombard nicht, er scherzte häufig genug über seine Abkunft und sprach von seinem Vater kaum anders, als indem er sagte: „Mein Vater gepuderten Angedenkens.“

Lombard war ein Wüstling der raffinirtesten Sorte, in ganz Berlin war er bekannt durch seine galanten Abenteuer, durch die Orgien, die er mit seinen Lastersgenossen feierte. Dem König aber blieb sein wüstes Leben verborgen und kam ja einmal eine Klage, so wußte Graf Haugwitz dieselbe abzuwenden.

An der Spitze des Finanzwesens stand ein früherer Minister Friedrichs des Großen, der Graf Schulenburg-Kehnert, der eine Reihe der wichtigsten Aemter in sich vereinigte. Er war zu gleicher Zeit General-Kontroleur der Finanzen, Staats-Tresorier, General-Postmeister, Chef der königlichen Bank und Direktor des Kassen-, Münz-, Stempel- und Lotterie-Departements, dazu auch General der Kavallerie, obgleich er eine eigentliche militärische Karriere nicht gemacht hatte. Er genoß den Vorzug, daß er alle Donnerstage dem König einen direkten Vortrag halten durfte, wie man in Berlin erzählte, um als Chef der geheimen Polizei den Monarchen mit der kleinen skandalösen Chronik der Residenz zu amüsiren. Er war ein falscher, herz- und geistloser Mensch, voll Geiz und Habsucht, scheinheilig und frivol zu gleicher Zeit, der seine Stellung benutzte, um in Staatspapieren zu spekuliren, indem er bei niedrigem Course derselben bedeutende Summen durch jüdische Bankiers aufkaufen ließ, um sie nach eingegangenen guten Staats-Nachrichten zu höherem Course wieder zu verkaufen.

Von den alten Dienern Friedrich Wilhelms II. wurde sogar Wöllner mit seinen Kreaturen Hermes und Hillmer beibehalten;

nur Bischofswerder war entlassen worden, weil er kluger Weise selbst um seinen Abschied mit Pension eingekommen war.

In seltsamer Verblendung glaubte der König mit dem alten Beamtenheer seinen Absichten gemäß regieren zu können. Er bildete sich ein, es werde ihm möglich sein, durch eine einfache Kabinets-Ordre den Geist der Verwaltungsmaschine umzugestalten, durch die Drohung der Verabschiedung die bisher nachlässigen nur auf ihren Vortheil bedachten Beamten zu fleißiger und redlicher Arbeit zu zwingen.

Wenige Tage nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms III. erfolgte die nachstehende denkwürdige aus der Feder des Geheimen Kabinets-Raths Mencken geflossene Kabinets-Ordre:

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben werden: so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig absolviren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so verfahren worden, als es zu erwarten gewesen.

Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins Künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge dienen und mehr schaden als nützen: so werden sämmtliche Departementschefs, Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen unbrauchbare Subjecte in ihren resp. Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Parteilichkeit verfahren wird), selbige zu notiren und davon eine Liste höheren Orts einzureichen, bei welcher dann in Kurzem die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am Besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, auch hierin einen Unterschied zu treffen u. s. w. Für die Richtigkeit der Eingaben repondiren die Eingeber.

Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Parteilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren

Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine demgemäße Behandlung zu erwarten haben.

Wenn aber dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird dem ungeachtet den resp. Departements-Chefs aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß alles vom Obern zum Niedern wie eine Kette an einander hänge und ineinander greife.

Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden.

Wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände und Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat; denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden. — Eine regelmäßige Regierung kann nirgends bestehen, als da, wo Thätigkeit und Ordnung herrscht und wo das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird.

Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen.

Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie ich hoffe, auch mit Gottes Hülfe das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf dieses Alles werde ich mit größter Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen und wackern Mann jederzeit hochschätzen und auszuzeichnen bemüht sein, sowie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen und nach Maaßgabe der Umstände mit Strenge, aber Gerechtigkeit, zu bestrafen wissen werde.

Berlin, den 2. November 1797."

Diese Kabinetsordre erregte Anfangs in den niederen Beamtenkreisen ebenso vielen Schrecken als im Volke Hoffnungen, aber bald genug zeigte es sich, daß sie fast wirkungslos sei.

Gerade in den höchsten Stellen saßen die Männer, deren Entfernung, dem Geist des königlichen Wortes gemäß, am dringendsten nothwendig gewesen wäre, und diese hüteten sich wohl, ihre Unterbeamten, wenn sie Pflichtverletzungen derselben erfuhren, zu denunziren, denn sie hätten befürchten müssen, daß sie dabei ihre eigenen Sünden ans Tageslicht brächten.

Das Beamtenheer bildete von den untersten bis zu den höchsten Gliedern eine fest verschlungene Kette, einer half dem andern und wehe dem Beamten, der mit redlichem Willen es wagte, die Betrügereien seiner Genossen oder gar seiner Vorgesetzten zur Anzeige zu bringen; über ihn stürzte sich die ganze Meute und suchte ihn zu verderben.

Als Hans von Held, der als Rath bei der Zolldirektion in Posen diente und dort Gelegenheit gehabt hatte, Betrügereien des Ministers von Hoym zu entdecken, diese in einer Schrift unter dem Titel:

> „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staats-Minister"

entschleierte, da wurde die Verbreitung der Schrift durch eine Beschlagnahme verhindert, außerdem aber leitete man gegen Held die Untersuchung wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den König und Beleidigung zweier hoher Staats-Beamten ein, und setzte die Verurtheilung des kühnen Raths zu 18 Monaten Festung und Entlassung aus dem Staatsdienste durch.

Als Held vor Antritt seiner Festungshaft sich an den Minister Grafen Schulenburg-Kehnert wandte und diesem einen Besuch machte, erhielt er eine eindringliche Strafpredigt, und der Minister sagte ganz offen, es sei eine Thorheit eines Unterbeamten, wenn er eigenmächtig versuchen wollte, Betrügereien höherer Beamten zu rügen, ein solcher Versuch könne doch niemals gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt habe, keine Notiz davon zu nehmen.

Held war über eine solche Parteinahme so empört, daß er trotz der ihm drohenden Festung und der Gefahr, seine Strafe zu verschärfen, offen erklärte, er werde in seinem Bestreben fortfahren und alles daran setzen, den betrügerischen Minister Hoym zu stürzen, denn dieser trage die Schuld an dem Unglück des Staats.

Graf Schulenburg-Kehnert hörte den Enthusiasten ruhig an, dann aber erwiederte er lächelnd:

„Wie können Sie junger Mann, in Ihrer untergeordneten Stellung, daran denken, etwas zu unternehmen und auszuführen, was ich nicht kann?"

Von allen Ministern zeigte nur einer Eifer, dem Buchstaben nicht aber dem Sinne der Kabinetsordre gegen die Nachlässigkeit der Beamten zu genügen; dieser eine war Wöllner, der die Unverschämtheit besaß, das königliche Wort auszunutzen, um seinem Religionsedikt neue Kraft zu geben.

Am 5. Dezember 1797 erließ er einen Spezialbefehl an die Konsistorien und wies diese strenge an, in Folge der königlichen Kabinetsordre vom 23. November 1797 alle Prediger und Schullehrer genauer, als bisher geschehen, zu prüfen, ob sie auch die Religion nach dem Religionsedikte rein und lauter lehrten, da nach den allerhöchsten Absichten untaugliche Subjekte nicht ferner ein öffentliches Amt im Staate bekleiden sollten.

Die Superintendenten und Inspektoren wurden besonders streng ermahnt, auf Moralität und Religion der unter ihnen stehenden Prediger und Schullehrer ein wachsames Auge zu haben.

Eine solche Unverschämtheit ging denn doch dem sehr nachsichtigen jungen Könige zu weit.

Friedrich Wilhelm war zwar fromm, aber er haßte die Frömmelei und es empörte ihn, daß seine eigenen Worte zu den finstern Zwecken Wöllners ausgebeutet werden sollten. Er erließ daher am 11. Januar 1798 an das Ministerium folgende denkwürdige Kabinets-Ordre:

„Die Deutung, welche Ihr der Kabinets-Ordre vom 23. November v. J. in Eurem unter'm 5. Dezember v. Js. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr will-

kürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religionsedicts hätte Anlaß geben können.

Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und hierin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen.

Zu seiner Zeit war kein Religionsedict im Lande, aber gewiß mehr **Religion** und weniger **Heuchelei** als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung.

Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte.

Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll.

Vernunft und **Philosophie** müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzubringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen.

Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächt lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geist und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es bald selbst einsehen lernen, daß weder Zwangsgesetze noch deren Erneuerung nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung nicht vorenthalten wollen."

Wöllner mußte jetzt wohl oder übel von seinem Rescript ablassen, er mußte sogar sein Lieblingswerk, die Examinations-Kommission, zu den Todten legen; aber auch diese Fügsamkeit nutzte ihm nichts.

Friedrich Wilhelm wollte wenigstens ein Beispiel statuiren und so erhielt Wöllner schon im März 1798 seine Entlassung und auch seine Kreaturen Hermes und Hillmer wurden mit geringen Pensionen verabschiedet.

Sonst aber blieb im Großen und Ganzen das alte Beamtenheer in seiner Stellung, und der Erfolg der Kabinets-Ordre vom 23. Nov. 1797 war so gering, daß der Kabinetsrath Beyme, der im Jahre 1800 auf Mencken folgte, eine Erneuerung derselben für nothwendig fand.

Ein aus Beyme's Feder geflossener, vom 26. Juli 1800 datirter und an das gesammte Staats-Ministerium gerichteter Erlaß giebt eine erbauliche Schilderung von der Pflichttreue, durch welche sich die preußischen und besonders die Berliner Beamten damals auszeichneten. Er lautete:

„Se. Majestät hat in der Ordre vom 23. November 1797 zu erkennen gegeben, wie nothwendig es ist, den fast erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußische Civildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge Maßregeln wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Offizianten aufzumuntern, solche, die ohne ihr Verschulden dienstuntauglich geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachlässige und nicht zu bessernde aber zur Entlassung oder, nach Befinden der Umstände zur Bestrafung anzuzeigen; bis jetzt aber ist hiervon eine geringe oder *fast gar keine Wirkung* bemerkt worden.

Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform mit einigem Ernste begonnen, in den meisten Fällen läßt man nach wie vor den Offizianten die Zügel schießen.

Fast allgemein betrachtet man die Stellen nur als Pfründen, deren Inhaber gerade so viel thun müsse, als erforderlich sei, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen.

Wer einige Jahre auf solche Art gedient hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden.

Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu.

Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Einkommen sich kürzen zu lassen; aber nicht die kleinste Vermehrung der Arbeit darf ohne Gehaltszulage entstehen.

Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höheren und niederen Landes-Kollegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblicheren Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Verkäuflichkeit äußert.

Ueberall, wo der König auf seinen Reisen durch seine Staaten hingekommen ist, wird hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt.

Da es Se. Majestät sich auf diesen Reisen besonders angelegen sein läßt, durch Verdienste und Geschicklichkeiten ausgezeichnete Beamte kennen zu lernen, haben Allerhöchstsie selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie wenige dergleichen anzutreffen. Auch durch häufig eingehende Beschwerden, die der König durch unmittelbare Einforderung der Acten selbst prüft, wird diese Erfahrung bestätigt.

Die Chefs der verschiedenen Departements sind bei ihren Vorschlägen zu wichtigeren Stellen, in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjecte, häufig in dem Falle, sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen.

Diese Ausartung der jetzigen Generation erweckt die größten Besorgnisse für die Zukunft.

Se. Majestät erachtet es deshalb für die erste Pflicht gegen den Staat, die frühere Ordre (vom 23. November 1797) sämmtlichen Departementschefs von Neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, da Mitleiden mit unwürdigen Subjecten höchst verderblich wirkt.

Die Besorgniß, daß die öffentliche Stimme ein pflichtmäßig strenges Verfahren als Gewaltthätigkeit tadeln werde, darf nicht weiter gehen, als daß man die Gründe eines solchen Verfahrens gewissenhaft prüft.

Wenn aber diese Gründe wirklich bewährt gefunden werden, so muß man die Zustimmung seines Gewissens über das Urtheil des sogenannten Publicums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei interessirter Personen besteht, sich erheben lassen und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben.

Se. Majestät hat zu sämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen wird, um das davon abhängende Dienstpersonal zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen und will sich auch deshalb nicht in ein vollständiges Detail einlassen, im Allgemeinen aber wollen Se. Majestät bemerken, daß die fast ganz außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge versucht werden müssen, und daß die Conduitenlisten gewissenhafter zu führen und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind.

Se. Majestät wollen künftig auf Beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, ihm mit jedem Jahresschlusse die Conduitenliste von jedem Departement und den untergeordneten Landes-Collegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden und von wem sie visitirt, und was dabei zu bemerken gefunden worden.

Aus diesen Listen und Anzeigen werden Se. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Nachforschungen zu verfügen, um sich von dem Grunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei der Anfertigung nicht aufrichtig oder aufmerksam genug zu Werke gegangen."

Der neue königliche Erlaß hatte etwas mehr Erfolg als der frühere, aber günstig konnte man denselben nicht nennen. Das Spionirsystem drang fortan mit Macht in die Beamtenkreise ein, die geheimen Conduitenlisten wurden mit großer Sorgfalt ge-

führt und sie arteten bald aus zu einem Krebsschaden, der am innersten Mark der preußischen Bureaukratie nagte.

So wenig fruchtbringend die Kabinets-Ordres waren, welche Friedrich Wilhelm erließ, um die Beamten zu tüchtigen Dienern des Staats zu machen, so wenig gelang es ihm auch, in die Offiziere der Armee einen andern Geist zu bringen.

Dem einfachen und humanen Wesen des Königs widerstrebte die Aufgeblasenheit und Selbstüberhebung, welche die adligen Offiziere, besonders die der Garde, bei jeder Gelegenheit zeigten; er fühlte sich verletzt durch die Rohheit und Ungeschliffenheit der adelsstolzen Gecken und er erließ daher im Jahre 1798 eine Kabinets-Ordre *), welche gerade heut zu Tage wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient.

„Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Civilstand behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentlichen Vortheil bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen.

Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der geringsten Meiner Bürger zu brusquiren; sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.

Friedrich Wilhelm."

---

*) In neuester Zeit, wo man sich in Zeitungen beim Prozeß Sobbe-Putzki und anderen Gelegenheiten mehrfach auf diese Kabinets-Ordre berufen hat, ist die Aechtheit derselben in Frage gestellt worden. Viele Jahre lang hat man gerade diese königlichen Worte als bezeichnend für den humanen Sinn Friedrich Wilhelms glorifizirt, jetzt möchte man sie zu einer Erfindung einzelner Schriftsteller machen.

Für die Aechtheit spricht gewiß, daß der mit den Verhältnissen des verstorbenen Königs so genau bekannte Bischof Eylert in seinem berühmt gewordenen Buche über das Leben Friedrich Wilhelms III. die Kabinets-Ordre mittheilt.

So wohl gemeint diese Ordre war, so wenig fruchtete sie etwas, denn mit Worten ließen sich die Junker nicht zügeln; Friedrich Wilhelm hätte wirklich mit Kassation und Todesstrafe unter sie fahren, er hätte sie, wie sein Vorfahr Joachim I., mit eiserner Hand anpacken müssen, denn mit Worten waren sie nicht zu bändigen und bei Worten blieb es.

Der Uebermuth der Offiziere wuchs mit jedem Jahre, er wurde endlich fast unerträglich; ein Bürgerlicher erschien den adligen jungen Herren nur dazu auf der Welt, um ihn zu foppen und zu mißhandeln.

Mit tiefer Verachtung schauten sie auf die namenlose Kanaille, welche sie um so mehr zu unterdrücken bestrebt waren, da das Bürgerthum, Dank den auch nach Deutschland gedrungenen Grundsätzen der französischen Revolution, ihnen über den Kopf zu wachsen drohte.

Im Bürgerstande wurzelten Kunst, Wissenschaft und Intelligenz, während der Adel auf seinen Rittergütern mehr und mehr verkümmerte oder im Hofleben sittlich verkam.

Noch blieben ihm zwar die höchsten Ehrenstellen im Staatsdienst fast ausschließlich vorbehalten, aber auch hier begann schon die höhere geistige Kraft des Bürgerstandes sich geltend zu machen und Einzelne rissen durch überlegenes Genie die Schranken nieder, welche ihnen die höchsten Staatskarrieren verschlossen; die niedern Staatsstellen bis zum Geheimen Finanzrath hinauf wurden fast ausschließlich von Bürgerlichen besetzt, fast alle namhaften Gelehrten und Künstler, die reichsten Fabrikanten und Kaufleute gehörten dem Bürgerstande an.

Dieser mehr und mehr wachsenden Macht des Geistes und des Geldes setzte der Adel die rohe Gewalt seiner Privilegien und seinen Adelsstolz entgegen.

Mit besonderer Schroffheit geschah dies in Berlin durch die Offiziere. An allen öffentlichen Orten benahmen sich die jungen Herren mit einer empörenden Rohheit, sie erlaubten sich Unanständigkeiten gegen die Frauen und Töchter der Bürger, selbst höherer bürgerlicher Beamten, welche oft genug zum öffentlichen Skandal Veranlassung gaben; aber kein Bürgerlicher durfte es wagen, solcher Brutalität mit Gewalt entgegenzutreten, denn wehe dem, der sich an des Königs Rock vergriff!

Nur Klagen bei Vorgesetzten waren erlaubt, aber nutzlos, denn die höhern Offiziere ergriffen stets Partei für ihre Untergebenen dem verachteten Bürger gegenüber.

Auch die Gerichte waren machtlos, denn selbst wenn die Offiziere Verbrechen begangen hatten, wurden diese von den Kriegsgerichten, welche gern ein Auge oder gar beide zudrückten, beurtheilt.

Der Uebermuth der Berliner Offiziere zu Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts übergipfelte sich so sehr, daß ihnen nichts mehr heilig war, daß sie sich gar nicht scheuten, im öffentlichen Skandal selbst religiöse Gebräuche zu verspotten, obgleich sie wußten, daß sie dadurch die Gefühle des Königs und der Königin auf das Tiefste verletzten.

Einen Beweis hierfür giebt die berüchtigte August-Schlittenfahrt im Jahre 1805.

Die Berliner Gensdarmerie-Offiziere, welche stets bei allen Tollheiten, welche vom Offizier-Corps ausgeführt wurden, voran waren, hatten sich lange keinen rohen Spaß gemacht.

In frühern Zeiten waren von ihnen häufig öffentliche Mummereien veranstaltet worden und bei diesen war es lustig zugegangen; man berathschlagte deshalb im Offizier-Corps, wie ein neuer Scherz zur Ausführung gebracht werden könne, und der spätere russische General von Nostitz gab eine Idee an, die allgemeinen Beifall fand: eine Schlittenfahrt durch die belebtesten Straßen Berlins, bei der Luther mit der Katharina von Bora und den sämmtlichen Klosterschwestern, den Genossinnen der früheren Nonne, dargestellt werden sollte; dies würde sich um so leichter machen, als ja die übrigen Nonnen nach Berlin übergesiedelt wären und zwar in das Freudenhaus der Madame Etschern, wo man sie alle zusammen habe.

Der Herr von Nostitz berichtet über den frivolen Schwank selbst folgendermaßen:

„Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauen Tuch bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dies Fuhrwerk bequem ziehen.

Darauf wurden folgende Verhaltungsregeln aufgesetzt:

Jeder Theilnehmer stellt 4—6 Vorreiter, alle reich gekleidet,

in Jacken mit Gold und Silbertressen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist.

Ferner versieht er sich mit einem wohl angepaßten und anständigen Frauenanzug, sowie mit einem Damensattel für sein Pferd.

Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luthers, sowie seines Famulus und der Katharina von Bora entlehnt oder gekauft.

Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etschern gemacht ist; dazu eine Punschkelle und ein Bund Schlüssel.

Alle Offiziere, als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etschern copirt, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Eselsohren.

Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß.

Katharina reitet auf der Pritsche, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Hetzpeitsche haltend.

So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abende im Monat August sammelten sich sämmtliche Theilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luthers, Lieutenant Ziethen in dem Kleide der Etschern, ein Junker vom Regiment als Famulus vermummt.

Ich endlich, der Riesenhafte, stellte die zarte Katharina von Bora vor.

Prachtvoll gekleidete Vorreiter fehlten nicht.

Plötzlich, als alles rasch gerichtet, die Fackeln angekommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergossen, aus der Charlottenstraße unter den Linden hervor und bewegte sich in gemäßigter Eile durch die zusammen eilenden Haufen von Zuschauer, die zuerst mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigstens zum Theil, die Bedeutung der Gestalten erkennend, die Anspielungen belachten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

Aber bald sprengten Husaren und Polizeidiener zu Pferde heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Möllendorf,

geschickt hatte, um der Posse zu wehren und den Zug aufzuhalten.

Indessen es war solches schon zu spät, die Schaarwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuschauer zu lichten und wir durchzogen eine Stunde lang, mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in sausendem Galopp in eine entlegene Straße sich verlor und die Fackeln verlöschten."

Der Skandal kam zu den Ohren des Königs; dieser befahl eine strenge Untersuchung, denn er war entrüstet über die Verspottung Luthers und der Katharina von Bora.

Die Untersuchung wurde eingeleitet; was aber kam bei derselben heraus?

Ein Rittmeister von Alvensleben wurde zu einem schlesischen Regimente versetzt, drei andere Offiziere erhielten einige Tage Arrest, die übrigen wurden ohne Strafe entlassen, wie es hieß ihrer Jugend wegen und weil man auf ihre reuige Besserung hoffte. Eine ähnliche Milde wurde den Offizieren bei allen Gelegenheiten gezeigt; da war es denn wohl nicht zu verwundern, daß sie im wüstesten Leben fortfuhren und sich um die berühmte königliche Kabinets-Ordre nicht kümmerten. Mit halben Maßregeln war der Frechheit des Junkerthums nicht entgegen zu wirken.

Auch bei der Beförderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Preußen und Berlin zeigte Friedrich Wilhelm III. dieselbe Halbheit, wie in seiner ganzen übrigen Regierungs-Thätigkeit.

Alles excentrische Wesen, jede Genialität war ihm zuwider, auch hervorragendes Wissen stieß ihn zurück, besonders aber widerstrebten seinem ganzen Wesen die seine Fassungskraft weit übersteigenden Forschungen der philosophischen Schule, welche in Kant, Fichte und Hegel ihre geistreichen Lehrer fand.

Friedrich Wilhelm konnte sich wohl interessiren für eine Verbesserung des Volks-Schulwesens, nicht aber für die höhere Wissenschaft.

Aus welchem Gesichtspunkt er die Jünger der letztern betrachtete, geht wohl am Besten daraus hervor, daß er am 23. Juli

1798 eine Verordnung erließ, welche gegen die Excesse der Studenten gerichtet war und anbefahl, daß grobe Ruhestörungen, wie Fenstereinwerfen, Zweikämpfe u. s. w. nicht mehr wie bisher mit Geldbußen und Relegation, sondern mit Gefängniß und Prügeln bestraft werden sollen; daß Prügelstrafen und wissenschaftliche Freiheit auf einer Universität nicht verbunden werden könne, begriff leben Friedrich Wilhelm nicht, weil er für ein wirklich wissenschaftliches Leben kein Gefühl hatte.

Deshalb ermahnte er auch die Akademie der Wissenschaften in Berlin, mit der er merkwürdiger Weise noch immer in französischer Sprache korrespondirte, ihre Thätigkeit nicht in nutzlosen Forschungen zu vergeuden, die Metaphysik und spekulative Theorie mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, sondern ihre Arbeiten auf nützlichere Gegenstände, auf die Vervollkommnung der Kunst und der Gewerbe zu richten.

Er forderte von der Akademie, daß sie dazu beitrage, die National-Industrie zu heben und daß sie vor allen Dingen die verschiedenen Systeme der sittlichen und wissenschaftlichen Erziehung von den irrigen Grundsätzen reinige, welche durch die falschen Philosophen in dieselbe hineingetragen worden seien; sie müsse ebensowohl gegen die Vorurtheile, den Aberglauben des Volks, als gegen die zügellosen und zerstörenden Anstrengungen dieser falschen Philosophen streiten.

Der königlichen Aufforderung, ihre Thätigkeit auf nützliche Gegenstände zu richten, kam die Akademie nach; der Philosophie blieb sie fern, die berühmten Philosophen jener Zeit konnten nicht zu der Ehre gelangen, Akademiker zu werden, dagegen gelang einem Mitgliede der Akademie, dem Chemiker Achard, die Erfindung des Runkelrüben-Zuckers, welche er im Jahre 1800 bekannt machte.

So wenig Friedrich Wilhelm im Beginn seiner Regierung für die höhere Wissenschaft that, so eifrig war er auf die Hebung der Volksschulen bedacht, so weit sich diese auf den niedrigsten Elementar-Unterricht beschränkten, denn ein zu großes Maß des Wissens erschien ihm für Bürger und Bauern bedenklich; zu ruhigen, gehorsamen und fleißigen Unterthanen und zu guten

Steuerzahlern wollte er die Kinder des Landes herangebildet haben, alles Weitere erschien vom Uebel.

Friedrich Wilhelm erließ deshalb am 3. Juli 1798 an den Minister von Massow folgende Kabinets-Ordre:

„Man hat längst anerkannt, daß der Einfluß derjenigen Schulen, denen der Unterricht und die Erziehung des Menschen und des Bürgers anvertraut ist, auf die Wohlfahrt des Staates von höchster Wichtigkeit ist, dennoch aber fast ausschließend auf die sogenannten Gelehrtenschulen die Sorgfalt verwandt, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig gewesen, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen.

Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauerkinder zu sorgen.

Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein anderer als der sein, sie zu künftigen gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden, wonach die Materie des Unterrichts sorgfältig zu bestimmen und für zweckmäßig faßliche Schulbücher, auch für gute, in den Seminarien zu bildende, Lehrer zu sorgen ist.

Sodann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht und die Art und Weise ihrer Reform ausgemittelt werden.

Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß sehr viele der jetzigen sogenannten Gelehrten-Schulen, weil sie an sich überflüssig und zweckwidrig eingerichtet sind, zu bloßen Bürgerschulen umgewandelt werden müssen.

Nächstdem muß man die nöthigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten derselben berechnen, und wenn, wie zu vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht ausreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen; sie werden sich im Schulgelde, in fixirten Beiträgen der Kämmereien und Gutsherren u. s. w. finden lassen und am Ende muß dann der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, soviel es nur immer die Umstände gestatten, zuzuschießen.“

Dieser Kabinets-Ordre gemäß wurde das Volks-Schulwesen in Preußen verbessert. Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf dasselbe übte die Schul-Anstalt Pestalozzi's in der Schweiz, in der sich eine neue Unterrichts-Methode Bahn brach.

Friedrich Wilhelm interessirte sich für das neue System, er verfolgte die Resultate desselben mit reger Theilnahme; die Früchte der Pestalozzischen Methode sollten indessen erst in spätern Zeiten in Berlin zur Reife kommen.

* *

*

Wir haben versucht, in Vorstehendem unsern Lesern mit flüchtigen Zügen ein Bild der Regierungs-Thätigkeit Friedrich Wilhelms III. in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung zu geben, soweit diese Thätigkeit die Interessen unserer Stadt direkt berührte.

Wir sehen überall ein redliches Wollen, aber auch überall ein zaghaftes unbestimmtes Vorgehen, jenen Mangel an Kraft und Selbstgefühl, der dem Charakter des jungen Königs so eigenthümlich war.

Das Volk von Berlin fühlte die Fehler der neuen Regierung sehr wohl; es erfreute sich manchen Fortschrittes, besonders wurde auch die bisher noch nicht erwähnte Aufhebung des verhaßten Tabacks-Monopols freudig begrüßt; es erkannte dankbar die redlichen Absichten des Königs an, aber doch ließen sich schon damals leise Stimmen hören, welche prophezeihten, unter Friedrich Wilhelms schwacher Regierung würden dem Staate schwere Gefahren bevorstehen.

Man erinnerte sich, daß der junge König, als er bei seinem Regierungs-Antritt seinen Regenten-Namen bestimmen sollte, gesagt hatte:

„Ich will Friedrich Wilhelm heißen, denn Friedrich ist mir unerreichbar!“

und man fand, daß dies ein nur zu wahres Wort gewesen sei

Das Volk liebte den König wegen seiner bürgerlichen Tugenden, es achtete ihn als Menschen, es vertraute unbedingt seinem redlichen Willen, aber mit Sorgen schauten die Verständigen in die Sturm drohende Zukunft, und ihre Sorge sollte nur zu bald erfüllt werden.

Achtes Kapitel.

Der Hof. 260 Kammerherren. Der Karneval 1789. Die Königin und die Tanzfeste. Die Kinderbälle. Prinz Louis Ferdinand. Seine Liebesabenteuer. Rahel. Die Berliner Gesellschaft. Berühmte Giftmischer. Bauten in Berlin zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Theater. Iffland. Verschönerung Berlins. Die Stadtpost. Der Lustgarten.

Friedrich Wilhelm liebte ein einfaches Familienleben, er war sparsam, aber doch glaubte er seiner königlichen Würde die Erhaltung eines angemessenen Hofstaats schuldig zu sein; er behielt deshalb die Hofchargen, wie sie unter seinem Vater bestanden hatten, bei, die Zahl der Kammerherren wurde sogar von 210 beim Tode Friedrich Wilhelms II. bis zum Jahre 1805 auf 260 vermehrt.

Der Karneval wurde alljährlich der alten Sitte gemäß in Berlin mit glänzenden Festen gefeiert, an denen sich der Hofadel mit Entzücken um die blendend schöne junge Königin drängte. Besonders freudenvoll war das Karnevalfest des Jahres 1799, bei welchem im Opernhause von dem gesammten Hof eine Quadrille aufgeführt wurde. Die Hofherren und -Damen stellten die Hochzeit der Königin Maria von England mit dem König Philipp von Spanien dar; die Königin selbst betheiligte sich

als Königin Marie. Die Kostüme der verschiedenen Betheiligten, gegen 50 Personen, strahlten in Goldstickereien und Diamanten.

Auch in den folgenden Jahren wurden ähnliche Feste mit großer Pracht während der Karnevalzeit gefeiert, und selbst im Jahre 1806, als schon der Krieg, der Preußen fast der Vernichtung Preis geben sollte, drohend in Aussicht stand, überließ sich der Königshof den lärmendsten Karnevalsfreuden.

Die Königin war der Mittelpunkt aller Hoflustbarkeiten, sie überließ sich denselben mit ungebundener Fröhlichkeit, besonders den Tanzfesten. Sie tanzte mit außerordentlicher Grazie. Der Tanz war ihr nicht nur eine Lust, es machte ihr auch Freude, wenn sie ihre Geschicklichkeit vor möglichst vielen Menschen sehen lassen konnte; deshalb versäumte sie nie einen Tanz während der Karnevalzeit im großen Saale des Opernhauses, wo sie ein Zuschauer-Publikum von mehreren Tausenden hatte.

Ein besonderes Vergnügen war es für die Königin, wenn zu den Quadrillen, die aufgeführt werden sollten, die Proben in kleineren Zirkeln gemacht wurden; dann ging es so ungenirt und etikettelos zu, daß Niemand geglaubt hätte, er befinde sich an einem Königshofe.

Die Königin saß mit ihren Hofdamen und den Tanzmeistern an einer Tafel, die Professoren Hirt und Kiesewetter, welche die Kostüme zu ordnen und die Festfeier anzugeben hatten, der Kapellmeister Himmel und andere untergeordnete Veranstalter der Festlichkeit saßen dabei inmitten der königlichen Herrschaften, ohne daß bei der Wahl der Plätze auf den Rang der Betheiligten irgend eine Rücksicht genommen worden wäre.

Die Königin tanzte nicht nur selbst gern, sie sah auch mit Vergnügen zu, wenn andere tanzten und besonders, wenn dies von Kindern geschah. Kinderbälle gehörten daher zu den beliebtesten Vergnügungen des Hofes.

Die kleinen Prinzen und Prinzessinnen, die Kinder der vornehmsten Hof- und Staatsbeamten wurden zu solchen Bällen eingeladen und mußten im Kostüme zierliche Tänze aufführen, mitunter auch kleine Vorstellungen, zu denen sie französische Verse auswendig gelernt hatten, geben.

Der König und die Königin amüsirten sich bei diesen Fe-

sten außerordentlich und diese wurden daher häufig veranstaltet, um dem Königspaare eine Freude zu machen.

Einer der berühmtesten Kinderbälle wurde am 17. Februar 1803 vom Hofmarschall von Massow gegeben, derselbe machte großes Aufsehen in Berlin, weil die Beschreibung des Festes durch die Zeitungen veröffentlicht wurde.

Der später so berüchtigt gewordene Herr von Kotzebue gab damals den Freimüthigen heraus; seine drei Kinder spielten in dem Ballet ebenfalls eine Rolle und er war so stolz darauf, daß er eine genaue Beschreibung des Balles drucken ließ.

Wie unter den Damen die Königin, so war unter den Herren des Hofes Prinz Louis Ferdinand die Seele aller Hoffeste.

Der Prinz war der Sohn des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen; er war im Jahre 1772 geboren. Feurig, geistreich, liebenswürdig und schön war er der Abgott aller Damen, aber als ein Schmetterling flatterte er von einer Blume zur andern. Die Natur hatte ihn mit ihren reichsten Gaben beschenkt, aber er mißbrauchte dieselben, indem er sich einem zügellosen Leben hingab.

Sein brennender Ehrgeiz fand keine Befriedigung, denn zu Staatsgeschäften wurde er nicht herangezogen und der militärische Gamaschendienst, zu dem er als preußischer Prinz verurtheilt war, konnte ihm nicht genügen.

Der König stand ihm fern, beide liebten sich nicht, ihre Naturen waren zu widerstrebend: der König nüchtern, sparsam, einfach; der Prinz ausschweifend, verschwenderisch, genial; zwischen Beiden war an keine Harmonie zu denken, ja man sagt, der König habe seinen schönen Vetter gehaßt, weil er auf ihn eifersüchtig gewesen sei, denn auch die Königin Louise konnte sich der hinreißenden Liebenswürdigkeit desselben nicht ganz entziehen, wenn sie auch zu sittlich rein war, als daß ein Liebesverhältniß hätte entstehen können.

Sie unterhielt sich gern mit dem Prinzen, der ihr mit unverhehlter Bewunderung seine Huldigungen darbrachte, bis er später eine glühende Leidenschaft für die Schwester der Königin, die reizende Wittwe des Prinzen Ludwig, faßte.

Diese war, wie wir schon bemerkten, eine Freundin galanter Abenteuer; sie hatte bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls

an einen zweiten Gatten, den Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels, der als Offizier in Berlin stand, vermählt werden müssen.

Auch als Prinzessin von Solms hatte sie vielfache Liebschaften, die Liebe des Prinzen Louis Ferdinand zu ihr blieb ebenfalls nicht unerwiedert.

Bei dem flatterhaften Prinzen hatte keine Leidenschaft Dauer; er liebte mit stürmischer Gluth, um schnell gesättigt zu werden. Die Zahl seiner Liebschaften war daher unendlich groß. — Da nannte man ein schönes Fräulein von Schlieben, — die Tochter des Ministers Grafen Schulenburg-Kehnert, die reizende Minette, — eine Französin Madame Contades, — eine Madame Laroche-Aymon, welche der Prinz ihrem Gatten förmlich abkaufte, — die Gräfin Gurowska, die Tochter des Generals Bischofswerder, — die liebenswürdige Emilie von Rau und viele Andere.

Auch im Bürgerstande hatte der Prinz manche Geliebte; am meisten zeichnete er die schöne, sanfte Henriette Fromm aus, die Tochter eines Hutmachers, welche ihm zwei Kinder, Louis und Blanche, schenkte. Beide sind nach dem Tode des Prinzen unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelstand erhoben worden.

Vor allen andern Geliebten Louis Ferdinands verdient aber erwähnt zu werden die verführerische Madame Pauline Wiesel, die Tochter des Geheimen Raths Cäsar in Berlin, für welche Louis Ferdinand eine glühende Leidenschaft hegte.

Madame Pauline war eine stadtbekannte Person in Berlin. Durch ihre Excentricitäten, ihren Geist, ihre Schönheit und ihre galanten Abenteuer hatte sie sich einen Ruf nicht der besten Art erworben und es wurde deshalb viel darüber skandalisirt, daß der Prinz gerade sie zur Geliebten wählte.

Im Hause der reizenden Pauline lernte der Prinz eine Dame kennen, welche einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, die Jüdin Rahel Levin, auch Robert genannt. Rahel war weder jung (sie war im Jahre 1771 geboren) noch schön, sie war eine Jüdin und trotzdem hat sie durch ihren reichen Geist und durch den Adel ihrer Seele eine bezaubernde Macht ausgeübt nicht nur auf den Prinzen, sondern auf jeden, der ihr nahete. Die größten Geister ihrer Zeit zollten ihr den Tribut der Verehrung; mit den hervorragendsten Gelehrten und Dichtern stand sie in ver-

trautem Briefwechsel, und ohne Schriftstellerin zu sein, bildete sie doch den Mittelpunkt eines Kreises literarischer Größen; sie hat dadurch auf die geistige Entwicklung der Berliner Gesellschaft einen bedeutenden Einfluß geübt.

Rahel wurde im Jahre 1814 die Gattin des weit jüngern unvergeßlichen Varnhagen von Ense, der nach ihrem Tode einen großen Theil ihrer geistreichen Briefe unter dem Titel:

„Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde"

der Oeffentlichkeit übergeben hat. In diesem Buche schildert uns Varnhagen seine erste Bekanntschaft mit Rahel folgendermaßen:

„Hier ist nun auch eines persönlichen Erscheinens zu gedenken, dessen erster Eindruck mir in jener Zeit wurde.

Eines Abends, da ich den zum Thee Versammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Besuch gemeldet, und bei dem Namen entstand sogleich die Art von Bewegung, welche sich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günstigem verknüpft. Es war Rahel Levin — oder Robert, denn auch den letztern Namen führte sie schon damals.

Oft schon hatte ich sie nennen hören, von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken mußte.

Was von ihr insonderheit Graf Lippe und Frau von Boye mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinster Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen.

Man hatte von einer gerade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, die, nach den Erzählungen, an Größe und Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritt der Angekündigten entgegen.

Es erschien eine leichte, graziöse Gestalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem, schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch

festen dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig.

Was mich aber am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Aeußerungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können.

Eine wohlthätige Wärme menschlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringsten gern an dieser Gegenwart sich erfreuen. Doch kam dies alles wie schnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum.

Kleine Neckereien mit Graf Lippe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden und deßhalb böse thun wollte, erschöpften sich bald; der ganze Besuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich keines bestimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geistreiches, Paradoxes oder Schlagendes sich zur Bewahrung dargeboten hätte, aber die unwiderstehliche Einwirkung des ganzen Wesens empfand ich tief, und blieb davon so erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Besuchs einzig von ihm reden und ihm nachsinnen mußte."

Denselben Zauber wie auf Varnhagen übte Rahel auch auf den Prinzen Louis Ferdinand aus. Ob ein Liebes-Verhältniß zwischen Beiden bestanden hat? Im gewöhnlichen Sinne wohl schwerlich.

Hören wir, was Rahel selbst in einem Briefe an ihren Freund Fouqué, den phantastischen Dichter der Undine, lange nach dem Tode des Prinzen, am 29. November 1811, geschrieben hat. Sie sagt:

„Auch sollen Sie die Briefe und Billets haben, die ich von Louis konservirt habe: weil Sie sie am meisten lieben werden. Sie aber vermachen sie wieder Ihrem liebsten Verwandten, und so der weiter, und immer der Liebste dem Liebsten. Er ist ein geschichtlicher Mann. Er war die feinste Seele, von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so weit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen! Denn alles schrieb der Vielverworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf einer Blattseite.

Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: „Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind!" Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem Königlichen Prinzen, der schon vom Ruhme geführt, und doch geliebt war, vertraut sein kann.

Er hat alles, was er schriftlich besaß, — wie ich — vor dem letzten Ausmarsch in Schricke verbrannt, weiß ich vom Major Möllendorf.

Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Man kann Fürsten die Wahrheit sagen; und verschweigt man sie bei einem Wüthrich, um Martern auszuweichen: so wird er dies schon merken.

Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeicheln thaten sie ihm doch, und die Wahrheit hab' ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb; und großartig dies, nur von Einer, von Paulinen. Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal wie ich sie einsah zu zeigen. Halb, gewiß, gebührt diesem menschlichsten Menschen dieser Ruhm! Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Andern zurückzuführen.

Der war sein Mäßstab, sein Probirstein; in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß.

Nie sprach er darüber mit mir, wie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menschen von andern zum Narren gehalten wurden; das sah ich, als man dies Einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden Schapse

in seiner Gegenwart vornahm: er schenkte ihm Wein ein und behandelte ihn geschwind als Gast.

Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar, beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander, war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles sagen: komponirte er, sollt' ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch.

Mein Gräuel! Ich werde Ihnen noch viel von seinem Innern sagen, wie ich's weiß, was Sie aufschreiben können. Wir hatten Einmal, er, und ich, und Pauline, eine Kontestation, wo denn häufig drin vorkam, was er mir gesagt hatte, und nicht hätte sagen sollen, und er machte ihr dieselben Vorwürfe. Mit einemmale, gelangweilt, sagte ich zu ihm:

„Prägen Sie sich fest ein, daß Sie mir alles wiedersagen, und daß mir Pauline auch alles wiedersagt; ich kann das nicht behalten, was ich sagen, oder was ich verschweigen soll, solchen Kopf habe ich nicht. Sie sagen es mir ja dann doch beide zusammen."

Er lächelte ganz fein, und unvermerkt, und schwieg. Einmal schrieb ich ihm eine Antwort nach Schricke, sehr aus dem Herzen, worin ich ihm sagte: „wenn ich Ihnen die Wahrheit nicht sagen soll, so hab' ich Ihnen gleich gar nichts zu sagen; dies ist unser einzig Verhältniß." Ich schrieb ihm „Gnädiger Herr"; und „Königliche Hoheit"; und Sie. Im Gespräch eben so, nur in sehr guter Laune, im Scherz, und urgenten Fällen anders.

Er nannte mich Kleine, Levi, oder Rahel, oder Mlle. Levi vor Leuten.

Vor vielen Jahren, als wir noch nicht so sehr liirt waren, und er nur viel zu mir kam: attakirt' er mich über Göthe. Ich sprach nie von Göthe. Fing mich in einer Thüre; und docirte, wie schlecht Egmont sei, sehr lange, mir zur marterndsten Langenweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte, und gar nicht antwortete. Wie Göthe einen Helden habe so schildern können! in einer miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen u. s. w. Ein Jahr vor seinem Tod schrieb er aber seiner Geliebten, er sei vom Herzog von Weimar mit Göthen zu Hause

gegangen, habe sich in sein Bett gelegt; Göthe davor; und da wäre er denn bei Punsch aufgethaut, er habe über alles mit ihm gesprochen, und nun habe er gesehen, was es für ein Mann ist; mit noch vielem Lobe; welches er so beschließt: „Laßt dies ja der Kleinen lesen; denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth."

Dies, Fouqué, war mein größter Triumph in der Welt.

Ein großer Prinz, mein Freund, der Vetter meines Königs, der Neffe Friedrichs des Zweiten, der noch von Friedrich selbst gekannt war, mußte mir das schreiben; ohne daß ich je von Göthe mit ihm gesprochen hatte. Es mußte der menschlichste Prinz seiner Zeit, in seinen eigenen leibhaften Freunden dem größten Dichter huldigen. Dies schreib' ich Ihnen aus Eitelkeit.

Nun aber setzt' ich mich hin, und schrieb Louis einen großen Brief, worin ich ihn bat sich zu erinnern, daß ich nie mit ihm von Göthe gesprochen hätte, nie ihm gesagt, er soll etwas von ihm lesen; jetzt aber möcht er es thun, und nicht Einzelnes um Göthens Werke kennen zu lernen, sondern alles von ihm um Göthen kennen zu lernen, aus ihrem Zusammenhang. Jetzt sei er's werth, denn jetzt liebe er u. s. w.

Er hatte mir erzählt: wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben unterstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante war; wie er war, wie französische Koterien und Familien sind."

Aus diesem Briefe geht uns ein Verständniß für den Charakter des Prinzen Louis Ferdinands auf, dieses Prinzen, der trotz seiner großartigen Fehler während seines Lebens von allen Mitgliedern des königlichen Hauses beim Berliner Volk am beliebtesten war und dem dasselbe nach seinem Helden-Tode das treueste Andenken bewahrt hat.

Für die Geschichte unserer Stadt ist das Leben des Prinzen Louis Ferdinands von hoher Bedeutung gewesen, im Guten wie im Schlimmen.

In seinem Hause, sowohl dem in der Friedrichsstraße nächst der Weidendammerbrücke, wo er sich gewöhnlich aufhielt, als in der reizenden Villa in Moabit, vereinigten sich die geistreichsten Männer: Friedrich Gentz, Wilhelm von Humboldt, der berühmte

Geschichtsforscher Johannes v. Möllner, der Kapellmeister Dussek und Andere und wenn dort Orgien gefeiert wurden, so fanden doch auch Wissenschaft und Kunst ihre Stätte.

Selbst die Ausschweifungen des Prinzen trug den Charakter der Genialität und man hat ihn deshalb vielfach nach dem berühmten Athener, dem er in seinem ganzen Sein und Wesen so ähnlich war, den preußischen Alcibiades genannt.

Die beiden widerstrebenden Richtungen, welche am königlichen Hofe herrschten und deren Repräsentanten der König und Prinz Louis Ferdinand waren, verfehlten ihren Einfluß auf die Berliner Gesellschaft nicht; auf der einen Seite jene etwas sentimentale Sittenstrenge, welche sich in der Häuslichkeit des Königspaares zeigte und welche die Lafontaine'schen Romane und die Kinderbälle in Mode brachte, auf der andern Seite die geniale Ausgelassenheit, die Ausschweifungen und die sittenlosen Liebeshändel des Prinzen.

Es entstand ein merkwürdiger Kampf in der Gesellschaft: Die Wenigen, welche sich in der allgemeinen Versunkenheit ihre Sittenstrenge bewahrt, aber kaum gewagt hatten, dem großen Strom der Volksmeinung entgegenzutreten, faßten wieder Muth und es war wohl ein Fortschritt zu nennen, daß schon Einzelne sich nicht mehr schämten, ein häusliches Leben zu führen. Diese waren aber eben nur Einzelne, die große Menge der Gesellschaft, besonders der vornehmen Gesellschaft, versank mehr und mehr in die tiefste sittliche Verworfenheit. Die vertrauten Briefe geben uns folgendes abschreckende Bild von dem Berliner Leben in jener Zeit:

„In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben bei Hofe damit recht grell absticht.

Es gibt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen.

Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delicatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen, die feinsten Weine aus den heißen Zonen dabey genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten.

Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem

französischen Koch ein, der jedem Gericht eine solche Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung und Anspannung der Geschmacksnerven für das nächstfolgende ausmacht. Man verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel, zu einer Spiel- oder Theegesellschaft zu gehen.

Im Theater und bei den Thee's bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern oder spinnt neue Liebesintriguen an; beim Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr gehts in die Freudenhäuser oder zum Liebchen.

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adlige Damen, eine F. v. C..., sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen.

Manche Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigen sich auch wohl und miethen ein meublirtes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feyern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären.

Du findest oft in den ersten Freudenhäusern noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Dame, die im Publiko als Tonangeberin figurirt.

Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K***), die sich nicht schämen, im Schauspielhause unter den verworfensten Frauenzimmern zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen zu Hause zu gehn.

Ich mag Dir dies Bild nicht noch mehr ausmalen, Du würdest nicht glauben, daß es wirklich so ist, und daß meine Phantasie mich täuschte."

Das Bild, welches uns die vertrauten Briefe malen, enthält zwar grelle Farben, aber es ist leider nur zu wahr; die sittliche Versunkenheit der vornehmen Gesellschaft zeigte sich sogar durch eine Reihe grauenhafter Verbrechen, welche die Kriminal-Gerichte in Thätigkeit setzten.

Da vergiftete ein Baron v. Essen, der in den vornehmsten Zirkeln ein stets gern gesehener Gast war, seinen Freund, um

die reiche Wittwe desselben zu heirathen und als nun die Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, da zeigte sich, daß er ein kühner Abenteurer, Namens Wilster, sei, der im Verdacht noch anderer schwerer Verbrechen stand.

Die Geheime Räthin Ursinus, eine geborene Baroneß v. Weingarten, wurde plötzlich am 5. März 1803 aus einer glänzenden Gesellschaft heraus verhaftet. Sie saß gerade am Spieltisch bei einer Whistpartie, als ein Diener in das Zimmer trat und ihr meldete, im Vorzimmer ständen Beamte der Polizei und wünschten sie zu sprechen.

Ohne eine Miene zu verziehen stand die Geheime Räthin auf, legte die Karten weg und bat ihre Mitspieler um Entschuldigung für die kleine Störung; in kurzer Zeit versprach sie zurück zu sein. Aber sie kam nicht wieder. Kaum aus dem Zimmer getreten, wurde sie verhaftet und in das Kriminal-Gefängniß geführt.

Sie hatte versucht, ihren Bedienten Benjamin Klein durch Arsenik zu vergiften. Bei der eingeleiteten Untersuchung stellte sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit heraus, daß noch drei andere Giftmorde, der des Gatten, eines Liebhabers und einer Tante auf ihrem Gewissen lasteten. Sie leugnete; der Mord des Gatten und des Liebhabers konnte nicht erwiesen werden, wohl aber der Mordversuch gegen den Bedienten und die Vergiftung der Tante. Sie wurde in Folge dessen, da sie nicht gestanden hatte, zu lebenswieriger Festungsstrafe, nicht zum Tode verurtheilt.*)

*) Es erregte im Volk von Berlin eine tiefe Entrüstung, als man erfuhr, daß die Giftmischerin auf der Festung so viel Bequemlichkeiten habe, als nur immer mit der Haft vereint werden konnten; sie hatte ein gut, sogar elegant möblirtes Zimmer, konnte sich eine Gesellschafterin halten und Besuche empfangen. Später wurde ihr sogar erlaubt, innerhalb der Stadt Glatz eine eigene Wohnung zu nehmen und hier lebte sie von ihrem bedeutenden Vermögen als große Dame. Die Honoratioren der Stadt schämten sich nicht, die Gesellschaften der Giftmischerin zu besuchen; ein boshafter Spaßvogel benutzte dies einst, um den Glatzer Herren und Damen einen Schrecken einzujagen. Bei einer Kaffee-Gesellschaft mischte er unter den beim Bäcker bestellten Kuchen eine Laxanz, in Folge deren die ganze Gesell-

Solche Verbrechen waren in der gebildeten Gesellschaft Berlins bisher nicht erhört gewesen, sie bewiesen die tiefe innere Verkommenheit derselben, aber gerade in jener Zeit zeigte sich schon der Keim des Bessern durch das Erwachen eines geistigen Lebens, welches nach und nach der rohen Vergnügungssucht entgegenwirkte.

Der Kreis, in welchem sich Prinz Louis Ferdinand bewegte, hat gerade in dieser Beziehung außerordentlich viel Gutes gestiftet. Varnhagen schildert uns dies mit folgenden Worten:

„Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldische Mensch, den sein hoher Standpunkt leider mehr für seine Fehler, als für seine großen und schönen Eigenschaften, begünstigte, hatte hier seine reinsten Empfindungen, sein innigstes Streben und Denken, seine edelsten Erhebungen, im Genuß einer geistesregen gemüthvollen Freundschaft genährt, einer Freundschaft, deren starkem Vertrauen ebenso sein politisches Sinnen wie seine verliebte Leidenschaft und jede Wendung des bedrängten Geistes und Herzens sich erschließen durfte, des Antheils gewiß, wie sonst nur die mitergriffene Neigung ihn hervorzubringen pflegt.

Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt, waren diesem Kreise beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu sammeln, bald um deren zu bringen, und immer ihren besten Beifall hier zu finden.

Graf Tilly, Gustav v. Brinckmann, Hans Genelli, v. Burgsdorf, Major v. Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Graf Casa-Valencia, Fürst Reuß, Navarro und so viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrte und Künstler hatten sich eingefunden, und mit höherem Sinn und Bedürfniß geistigen Behagens sich angeschlossen und einheimisch gemacht."

Ein Kreis geistig so hervorragender Männer, denen sich auch ausgezeichnete Frauen, wir nennen Rahel und Henriette

---

schaft plötzlich sich unwohl fühlte und nun voll Schrecken glaubte, sie sei von der Ursinus vergiftet worden. Die Giftmischerin ist im hohen Alter eines gottseligen Todes gestorben; sie hat mit vieler Ostentation den größten Theil ihres Vermögens an milde Stiftungen vermacht.

Herz anschlossen, mußte treibend und belebend nach außen wirken, sein Einfluß mußte nach und nach in alle Schichten der Gesellschaft dringen und er bereitete die vollständige Umgestaltung des Berliner Lebens, welches die Kriegsstürme zur Folge hatten, vor.

Wie das Hof- und gesellschaftliche Leben in Berlin in den letzten Jahren des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts im Großen und Ganzen keine wesentliche Umgestaltung erfuhr, so auch das Aeußere unserer Stadt.

Friedrich Wilhelm war sparsam; er glaubte nicht ungeheure Summen für die Vergrößerung seiner Residenz opfern zu dürfen, obwohl ihm Sinn und Lust dazu nicht fehlten. Er folgte daher wohl den Geboten der Nothwendigkeit und den Forderungen der Nützlichkeit, aber nur hier und da gab er dem Wunsche, die Stadt zu verschönern, nach.

Von größern Gebäuden, welche in jener Zeit gebaut wurden, nennen wir zuerst die Charité, deren Ausbau von Friedrich Wilhelm III. vollendet wurde. Ein großartiges Krankenhaus war für die gewaltig heranwachsende Stadt ein unabweisliches Bedürfniß; dieses wurde durch den Ausbau der Charité erfüllt. Der Zweck, die Armen-Kranken aufzunehmen und der, ein Lehr-Institut für Aerzte und Wundärzte zu begründen, wurde im gleichen Maße erreicht.

Im Jahre 1800 baute der Professor und Bau-Inspektor Gentz an Stelle des abgebrannten Werderschen Rathhauses am Werderschen Markt die neue Münze; das Gebäude wurde sowohl zur Münze als für die mineralogischen Sammlungen bestimmt und sollte zu gleicher Zeit als Bau-Akademie dienen. Das rings herumlaufende, in Sandstein gearbeitete und bronzirte Relief ist von Schadow angegeben.

Im Jahre 1801 erhielt der Baumeister Becherer, welcher sich schon durch die Erbauung mehrerer ansehnlicher Privatgebäude einen tüchtigen Ruf erworben hatte, von der Berliner Kaufmannschaft den Auftrag, am Lustgarten eine Börse zu erbauen; diese wurde im Jahre 1802 vollendet und 1805 feierlich eingeweiht.

1801—1802 wurde die Umgebung der Stadt mit einer massiven Mauer an denjenigen Stellen, wo noch Pallisaden stan-

den, vollendet. Die alten Thore wurden zum Theil weiter hinausgerückt, das Prenzlauer-, Neue Königs-, Landsberger-, Frankfurter- und Stralauer-Thor neu aufgebaut.

Vom Jahre 1800—1802 ließ der König Ställe und Kasernen für die reitende Artillerie in der Friedrichsstraße, nahe am Oranienburger-Thore erbauen; die Kaserne erhielt die sinnreiche Inschrift: „reitende Artillerie-Kaserne".

In derselben Zeit wurde ein anderes, großartigeres Gebäude vollendet, das deutsche Schauspielhaus, welches Friedrich Wilhelm III. von Langhans erbauen ließ. Das frühere französische Schauspielhaus konnte die große Zahl der Schaulustigen nicht mehr fassen, ein größerer Kunsttempel war zur Nothwendigkeit geworden.*)

Das Schauspielhaus wurde am 1. Januar 1802 durch einen Prolog des Theaterdichters Herklots, welchen Iffland sprach, eröffnet. Das erste Stück, welches man gab, war: „die Kreuzfahrer" von Kotzebue, der König und die Königin wohnten der Vorstellung bei.

Iffland war Direktor des Theaters, er hat dasselbe durch seine treffliche Direktion zu einer Höhe erhoben, auf welche noch heut die Kunstkenner mit Freude und Neid zurückblicken; es war die goldene Zeit des Berliner Theaters. Die tüchtigsten Kräfte wirkten an demselben, treffliche, meist klassische Stücke, unter die sich freilich auch einige Kotzebue'sche eingeschlichen hatten, wurden gegeben. Auch das Orchester, dem Weber vorstand, blieb nicht hinter dem Schauspiel zurück.

Die italienische Oper existirte neben dem Theater, es wurden aber jährlich meist nur 12 Vorstellungen im Anfang des Jahres gegeben, 8 davon nach alter Sitte ohne Eintrittsgeld, für 4 wurde ein Entree erhoben, aber zum Besten der Armen verwendet.

Righini und Himmel waren die Kapellmeister der Oper, bei der außer italienischen Sängerinnen noch einige deutsche angestellt waren.

In den Jahren 1803 und 1804 wurde das baufällig gewordene Friedrich-Wilhelms-Gymnasium an der Koch- und Fried-

*) Dieses Schauspielhaus ist im Jahre 1817 abgebrannt.

richsstraßen-Ecke auf königliche Kosten neu aufgebaut, auch das städtische Friedrichswerdersche Gymnasium erhielt neue Räumlichkeiten, indem es durch den Magistrat nach dem Fürstenhause verlegt wurde.

Zu den größten Bauten jener Zeit gehört die Errichtung der königlichen Ritter-Akademie in der Breiten-Straße 32—34 im Jahre 1805.

Von Wohlthätigkeits-Anstalten, welche in diesem Zeitraum entstanden, haben wir zu erwähnen:

Das Taubstummen-Institut, welches schon im Jahre 1788 durch den Dr. Eschke in Berlin begründet, 1792 nach Schönhausen, 1798 aber wieder nach Berlin verlegt worden war.

Friedrich Wilhelm III. ertheilte dem Dr. Eschke den Professortitel und übergab ihm ein Haus in der Linienstraße für das Taubstummen-Institut. Die Taubstummen wurden in demselben in den Wissenschaften unterrichtet und man kam bald so weit, daß die Meisten derselben sprechen lernten, denn nur selten sind die sogenannten Taubstummen zugleich wirklich stumm; sie sprechen nicht, weil sie, von Geburt an taub, niemals den Ton der Sprache gehört haben.

Eine andere hoch wichtige Anstalt war das am 4. Oktober 1806 vom Professor Zeune begründete Blinden-Institut, in welchem den Blinden auf höchst sinnreiche Weise Unterricht in den meisten Wissenschaften gegeben ward.

In der Kriegszeit entstand die vom Baron Kottwitz begründete „freiwillige Arbeits-Anstalt" zur Unterstützung Derer, welche während des Krieges gewerbelos geworden waren, welche arbeiten wollten, denen aber die Mittel dazu fehlten.

Der Hauptmann Karl von Neander begründete im Jahre 1807 ein Asyl für Kinder, deren Väter im Kriege waren, welches später den Namen „Friedrichsstift" erhalten hat.

Der Architekt Catel errichtete eine Erziehungs-Anstalt für andere eltern- oder sonst hülflose Kinder, welche mit Genehmigung der Königin „Louisenstift" genannt wurde.

Für die Verschönerung der Stadt und zur Vergrößerung und Bequemlichkeit des Verkehrs wurden in dem Zeitraum, der uns beschäftigt, manche nicht unwichtige Einrichtungen getroffen.

Im Jahre 1800 entstand die erste Stadtpost, freilich in einer noch ziemlich unvollkommenen Art und zwar durch eine Privatunternehmung.

In der Stadt gingen Männer mit Kästen herum, die ihre Gegenwart durch das Klingeln mit einer kleinen Glocke ankündigten; in die Kästen wurden die Briefe hineingeworfen und von den Boten in einer bestimmten Stunde später an den Ort der Adresse getragen.

In demselben Jahre wurde auf dem Lustgarten die von Schadow vollendete Bildsäule des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau aufgestellt, welche später nach dem Wilhelmsplatz versetzt worden ist.

Der Lustgarten war damals noch ein sandiger Exerzierplatz. er erhielt im Jahre 1803 eine Verschönerung dadurch, daß er mit Pappeln und Kastanien bepflanzt wurde und daß man ihn nach dem Schloß und dem Dom zu mit steinernen, durch eiserne Stangen verbundene Säulen schmückte. Auch eine Anzahl von Laternen wurde angebracht und quer über den Platz ein mit Kies erhöhter Gang gelegt. Trotzdem blieb aber der Lustgarten immer noch ein Ort, der seinem Namen wenig Ehre machte und in dunkler Nacht war es nicht ungefährlich, über den weiten, öden Platz zu gehen.

Zu gleicher Zeit wurden auch die Linden verschönert, indem man die häßlichen hölzernen Geländer der Baumalleen fortnahm und durch steinerne Ständer mit eisernen Stangen ersetzte. Die Promenade und die Straßen auf beiden Seiten wurden erhöht, letztere gut gepflastert.

Das Jahr 1803 war überhaupt für die Verbesserung der städtischen Einrichtungen in Berlin von Bedeutung.

Die abscheulichen kleinen dreieckigen Laternen, welche auf hölzernen Pfählen standen und nur wenig Licht verbreiteten, wurden fortgenommen und an ihre Stelle größere und bessere Lampen theils auf Granitpfählen aufgestellt, theils an Stricken quer über die Straßen aufgehängt.

Auch die Bürgersteige wurden für die Fußgänger bequemer eingerichtet, indem man die vielen hohen Rampen und weit vorstehenden Kellerhälse so viel als möglich beseitigte.

Eine große Bequemlichkeit für die Orientirung in Berlin

war es, daß man endlich begann, die Straßen an den Eckhäusern mit ihren Namen zu bezeichnen und daß die Häuser regelmäßige Nummern erhielten, welche nicht mehr, wie früher vielfach von einer Straße in die andere liefen, sondern in jeder neu mit Eins anfingen.

Neuntes Kapitel.

Friedrich Wilhelms Neutralität. Intriguen am preußischen Hofe. Kaiser Alexander von Rußland in Berlin. Schwur am Sarge Friedrichs des Großen. Kriegspartei in Berlin. Graf Haugwitz und Napoleon. Preußische Papierthaler. Minister v. Stein. Steins Denkschrift. Heinrich v. Bülow. Kriegsdemonstrationen in Berlin. Volksstimmung. Kriegserklärung.

„Nach uns die Sündfluth!"

So hatten einst die lustigen Kavaliere am französischen Hofe gesagt, als sie sich dem Strome der Vergnügungen überließen, während schon unter ihren Füßen der Boden wankte, die Revolution sich vorbereitete.

So dachten und handelten auch die Berliner vor dem furchtbaren Jahre 1806: sie lebten ja im tiefsten Frieden in einer Zeit, in der die Kriegsfurie ganz Europa durchraste.

Preußen beobachtete die strengste Neutralität — Rußland, Oesterreich und Frankreich waren gleichmäßig bestrebt, diese zu durchbrechen, den Nachfolger Friedrichs des Großen zu ihrem Verbündeten zu gewinnen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Friedrich Wilhelm hatte sich entschlossen, seinem Volk den Frieden zu bewahren so lange als möglich, inmitten des allge=

meinen Sturmes sollte Preußen ruhig und friedlich bleiben; mit keiner der kämpfenden Mächte wollte es Friedrich Wilhelm verderben, mit keiner ein festes Bündniß schließen, denn zu keiner hatte er ein rechtes Vertrauen. Er fürchtete die russische Vergrößerungssucht, der die polnischen Provinzen recht gelegen gewesen wären, nicht weniger, als die Zweizüngigkeit Oesterreichs, welches sein Schlesien noch nicht vergessen hatte und die Eroberungslust Napoleons.

Das Bündniß mit Einem mußte naturgemäß die Feindschaft mit den Andern erzeugen.

Friedrich Wilhelm blieb deshalb jeder Bundesgenossenschaft fern und vergeblich verschwendeten sowohl Napoleon als Kaiser Alexander von Rußland alle Künste der Diplomatie, selbst Bitten und sogar Drohungen, um diese Neutralität zu durchbrechen, um Preußen mit auf den Kriegsschauplatz zu ziehen.

Die diplomatischen Intriguen spielten bis in das Kabinet des Königs hinein. Graf Haugwitz und Lombard nahmen offene Partei für Frankreich und hätten den König gern zu einem Bündniß mit Napoleon gedrängt. Hardenberg dagegen neigte sich den englischen Interessen zu und war daher ein Feind Frankreichs. Er fand eine Stütze in der Königin. Zwischen beiden Parteien stand der König selbst, der weder des Einen noch des Andern Bündniß wollte.

In diese Zeit des Schwankens fiel eine That Napoleons, welche eine tiefe Aufregung an allen europäischen Höfen und auch am preußischen erregte, die Erschießung des Herzogs v. Enghien, den Napoleon unter nichtigen Vorwänden auf deutschem Boden hatte aufgreifen und in Frankreich füsiliren lassen.

Der Herzog, der Sprosse einer königlichen Familie, war wie ein gemeiner Verbrecher gerichtet worden, alle Königshöfe in Europa fühlten ihre Würde hierdurch verletzt.

Auch Friedrich Wilhelm gerieth in eine heftige Aufregung, als die Nachricht nach Berlin kam, die Königin und die Prinzessinnen des königlichen Hauses sprachen ihre Entrüstung in der ungebundensten Weise aus, die Königin zeigte sich so erzürnt gegen Napoleon, daß sie dem französischen Gesandten kaum einen Blick schenkte und daß in Folge dieser Ungnade die Höflinge

denselben ebenfalls mieden; es fand sich bei einer Hofgesellschaft nicht einmal eine Spielpartie für ihn.

Friedrich Wilhelm ließ sich zwar durch seine Aufregung nicht hinreißen zu einer entschiedenen Parteinahme gegen Frankreich; er schrieb sogar einen verbindlichen Glückwunschbrief an Napoleon, als dieser sich die Kaiserkrone aufsetzte; daß aber die Gewaltthat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, bewies er durch eine Veränderung im Ministerium.

Haugwitz, der eifrigste Freund Frankreichs, zog sich auf seine Güter zurück und Hardenberg, der Gegner Napoleons, erhielt am 13. August 1804 das Ministerium des Aeußern.

Einige Monate später wurde auch der Freiherr v. Stein in das Ministerium der Finanzen gerufen, ein Mann, der keineswegs zu den Anhängern Napoleons gehörte.

Die Veränderung im Ministerium gab den russischen und englischen Diplomaten neuen Muth; wieder machten dieselben die größten Anstrengungen, um den König zur Theilnahme an dem allgemeinen Bündniß gegen Napoleon, dem im Jahre 1805 zwischen England, Rußland und Oesterreich geschlossenen sogenannten Konzertvertrag, zu bewegen, wieder aber waren alle Anstrengungen der Verbündeten ebenso vergeblich, als die Napoleons, der Friedrich Wilhelm durch das Anerbieten Hannovers für die französische Allianz verlocken wollte.

Der König blieb in strenger Neutralität; er erklärte, in dem bevorstehenden Kriege keinem der kämpfenden Heere einen Durchzug durch seine Provinzen gestatten zu wollen.

Der verhängnißvolle Krieg des Jahres 1805 begann im Herbst, die französischen Heere drangen siegreich vor; ohne sich um die preußische Neutralität zu kümmern, marschirten sie durch das preußische Gebiet.

Friedrich Wilhelm war tief entrüstet über die Mißachtung, welche ihm der Kaiser der Franzosen durch die Verletzung seiner Neutralität gezeigt hatte, er war jetzt mehr als je zu einem Bündniß mit den Feinden Frankreichs geneigt.

Dies war ein Glückszufall, den die Kriegspartei am preußischen Hofe benutzen mußte. Sie machte gewaltigen Lärm über die Gebietsverletzung durch die Franzosen und drängte den König, er möge sofort den Krieg erklären.

Fast schien es, als sei Friedrich Wilhelm geneigt, den Wünschen der Kriegspartei nachzugeben, denn bedeutende Kriegsrüstungen wurden getroffen; dem Kaiser von Rußland wurde die Genehmigung des Durchmarsches für seine Heere durch Preußisch-Polen und Schlesien übersandt und Hardenberg setzte hiervon den französischen Marschall Duroc, der sich eben in Berlin befand, durch eine Note vom 14. Oktober in Kenntniß, indem er sich zugleich über die Gewaltthätigkeiten, die bei dem Marsch über den neutralen preußischen Boden geschehen seien, mit herben Worten beklagte.

Kaiser Alexander von Rußland war kaum von dem so willkommenen Umschwung in der Stimmung des Königs unterrichtet worden, als er sich entschloß, durch seine persönliche Einwirkung denselben auszunutzen, er eilte nach Berlin, wo er am 25. Oktober 1805 eintraf. Einige Tage später kam auch der Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, aus Wien an.

Beide Fürsten drangen nun in den König, um ihn zur Abschließung eines Vertrages zu bewegen und diesmal gelang es ihnen, ihren Zweck durchzusetzen; am 3. Novbr. 1805 wurde zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich eine Konvention abgeschlossen, in welcher Friedrich Wilhelm sich verpflichtete, als bewaffneter Vermittler zwischen Frankreich und die Verbündeten zu treten; er übernahm es, Napoleon aufzufordern, Deutschland, Holland und die Schweiz zu räumen; würde der Kaiser dieser und andern im Vertrage festgestellten Forderungen nicht bis zum 15. Dezember genügen, dann sollte ein preußisches Heer von 150,000 Mann auf dem Kriegsschauplatz dem Vertrag Geltung verschaffen.

Zu etwas Weiterem war der König nicht zu bewegen gewesen, obgleich die Kriegspartei am Hofe in Verbindung mit dem Kaiser und dem Erzherzog und gestützt auf die Bitten der Königin Louise versucht hatte, eine sofortige Kriegserklärung zu erzielen.

Noch im letzten Augenblick schwankte Friedrich Wilhelm, ob er auch selbst diesen Vertrag unterzeichnen sollte. Napoleon hatte neue Erfolge erfochten, er drang gegen Wien vor und dies erregte wieder Bedenklichkeiten bei dem König, der so schwer zu einem Entschluß kommen konnte.

Der Vertrag wurde indessen abgeschlossen; um ihm eine

romantische Weihe zu geben, setzte Kaiser Alexander ein seltsames Schauspiel ins Werk. Er hatte seine Abreise auf den Morgen des 4. November bestimmt; ehe er dieselbe antrat, forderte er in der Nacht den König und die Königin auf, ihn nach dem Grabgewölbe Friedrichs des Großen zu begleiten, um dort feierlich am Sarge des großen Königs den neugeschlossenen Bund zu besiegeln.

So wenig geneigt Friedrich Wilhelm zu romantischer Schwärmerei war, so mußte er doch der Einladung, welche die Königin Louise mit Enthusiasmus aufnahm, folgen.

Das Grabgewölbe war mit Wachsfackeln erleuchtet, der Kaiser, der König und die Königin traten an den Sarg Friedrichs. Alexander beugte sich über denselben und drückte einen Kuß auf den kalten Marmor, dann leistete er mit erhobener Hand den Schwur, daß er seinem Freunde und Bundesgenossen ewig treu sein wolle; er umarmte den König und die Königin und während vom Thurm herab das Glockenspiel in der Mitternachtsstunde die Melodie: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" ertönen ließ, knieten die neuen Verbündeten am Sarge nieder und beteten. Unter Thränen und den Versicherungen ewiger Freundschaft nahm endlich der Kaiser Abschied und trat sofort seine Rückreise an.

Die Theilnahme Preußens am Kriege konnte verhängnißvoll für Napoleon werden; grade in der letzten Zeit hatte diesen ein ohnehin schwerer Schlag durch die Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar getroffen. Ein französischer Schriftsteller behauptet und mit guten Gründen, daß, hätte Preußen seine 150,000 Mann damals in die Wagschale des Krieges geworfen, die Krone Napoleons, ja das Schicksal Frankreichs auf dem Spiel gestanden hätte.

Die Kriegspartei in Berlin forderte daher mit Recht, der König möge jetzt oder niemals losschlagen; Hardenberg, Prinz Louis, die Königin drangen in Friedrich Wilhelm, sie wagten sogar, ihm vorzustellen, daß, wenn er noch zögere, die Armee an seinem Muth zweifeln werde; ein englischer Botschafter bot bedeutende Subsidien, aber wie sehr auch die Muthigen drängten, Friedrich Wilhelm blieb seiner schwankenden Politik treu, er

konnte sich nicht entschließen, über den Vertrag vom 3. November fortzugehen.

Der Graf Haugwitz, der seit Jahren mit Frankreich geliebäugelt hatte, der Vater der unglückseligen Neutralitätspolitik, der Begünstiger aller französisch gesinnten Abenteurer am preußischen Hofe, wurde ausersehen, als Gesandter die Forderung Preußens an Napoleon zu überbringen.

Graf Haugwitz gab sich auf dieser Reise zum Spielball französischer Intriguen hin. Im Lager Napoleons angekommen, ließ er sich durch Artigkeiten hinhalten, bis die Schlacht von Austerlitz geschlagen, der Waffenstillstand geschlossen war.

Die Situation hatte sich traurig verändert, ein energisches Auftreten Preußens konnte gefährlich werden, aber immer noch stand die Möglichkeit offen, durch eine kräftige Politik entscheidend auf den Gang der Begebenheiten einzuwirken, denn noch war ein Waffenstillstand, kein Frieden geschlossen.

Noch konnte Preußen seine Großmachtstellung wahren, noch achtunggebietend mit selbstständiger Kraft auftreten, aber es war der letzte Augenblick. — Er wurde nicht benutzt!

Graf Haugwitz lag ganz in den Schlingen der feinen französischen Politik. — Durch Unterwürfigkeit gegen alle Wünsche Napoleons suchte er jetzt für Preußen zu retten, was zu retten war; er bedachte nicht, daß der rachgierige Corse dem König Friedrich Wilhelm III. niemals den Abfall im entscheidenden Augenblick verzeihen konnte, daß Napoleon, von allen Schritten Preußens in Kenntniß gesetzt, haßerfüllt ausgerufen hatte: „Der König von Preußen soll mir es entgelten!"

Durch niedrige Schmeicheleien hoffte Haugwitz den Kaiser der Franzosen versöhnen zu können.

Geschmückt mit dem ihm einst verliehenen Bande der Ehrenlegion trieb sich der preußische Minister in den kaiserlichen Vorzimmern umher; jedem französischen General nahte er sich mit tiefen Bücklingen, überall streute er Schmeicheleien und Lobeserhebungen über den Kaiser aus.

Am 7. Dezember wurde ihm bei Napoleon eine Audienz bewilligt. Jetzt wäre die Zeit gewesen, seinen Auftrag zu erfüllen; statt dies aber zu thun, benutzte er die Audienz, um dem Kaiser über den Sieg von Austerlitz Glück zu wünschen.

Mit spöttischem Lächeln schaute Napoleon auf den dienernden Diplomaten.

„Das ist ein Kompliment, — erwiderte er höhnisch — dessen Adresse das Schicksal geändert hat."

Er sprach mit unverhohlenem Zorn über die Treulosigkeit Preußens und in leidenschaftlichster Erregung warf er dem Grafen den Vertrag von Potsdam vor.

Am 13. Dezember wurde Haugwitz abermals vom Kaiser in Schönbrunn empfangen. Napoleon zeigte sich diesmal etwas freundlicher, es kam ihm darauf an, zuerst mit Preußen fertig zu werden, um dann einen desto drückendern Friedensschluß für Oesterreich durchsetzen zu können. Aber er wußte sehr wohl, daß der schmeichelnde Graf durch zu große Liebenswürdigkeit nur verwöhnt worden wäre, daß ihn ein strenges Wort dagegen in Furcht erhielte und deshalb sprach er sich noch einmal höchst unwillig über die preußische Politik aus.

„Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen, — so rief Napoleon dem Gesandten zu — mir offen den Krieg zu erklären, er hätte dann wenigstens seinen neuen Verbündeten einen Dienst geleistet! Ihr wollt die Freunde aller Welt sein, das ist nicht möglich, man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen; ich will Aufrichtigkeit oder ich trenne mich von Euch. Offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde; ich gehe auf meinen Feind los, wo er sich immer finden möge."

Er hatte sich wohl absichtlich so in Zorn geredet, daß sein donnerndes Wort bis in die Vorzimmer hineintönte. Graf Haugwitz stand vor ihm, zitternd wie ein armer Sünder.

Damit war der Zweck des Kaisers erreicht; er goß sofort Balsam in die geschlagene Wunde, indem er sich wohlwollend über die Person des Grafen Haugwitz aussprach und sich geneigt zeigte, ein Bündniß mit dem König von Preußen unter leidlich günstigen Bedingungen zu schließen.

Haugwitz ging auf Alles ein, was Napoleon forderte. Schon am 15. Dezember schloß er zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich. Nach diesem Vertrage sollte Preußen die Markgrafschaft Anspach an Baiern, das Fürstenthum Neuenburg an Frankreich abtreten; — als Entschädigung dafür

sollte es das Kurfürstenthum Hannover als souveränen Besitz erhalten.

Der von Haugwitz am 15. Dezember abgeschlossene Vertrag war so schmählich, daß der Graf es nicht wagte, ihn durch einen Kourier dem König melden zu lassen; nur durch seine persönliche Vertheidigung hoffte er ihn zur Annahme zu bringen. Er kam am 25. Dezember in Berlin an und eilte sofort zum König, um ihm die unwillkommene Mittheilung zu machen.

Friedrich Wilhelm war außer sich vor Wuth, die Königin behandelte den Minister mit tiefster Verachtung und die gesammte Kriegspartei sprach öffentlich davon, er sei von Napoleon bestochen und habe Preußen verrathen, ja der Vertrag erschien so schmählich, daß Friedrich Wilhelm demselben die Genehmigung versagte. Jetzt aber war es zu spät, dem gewaltigen Willen Napoleons, der als Sieger aus dem Kriege hervorgegangen war, zu widerstreben.

Der Kaiser der Franzosen bemühte sich seit dieser Zeit, in allen Unterhandlungen mit Preußen die höchste Verachtung für den König an den Tag zu legen. Den Grafen Haugwitz, der leider wieder als Gesandter nach Paris geschickt worden war, ließ er Tagelang ohne Audienz, und als er ihn endlich empfing, rief er zornentbrannt aus:

„Ihr König weiß nicht, was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege! Ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden!“

Friedrich Wilhelm III. mußte sich dieser und noch mancher andern Demüthigung unterziehen; er wurde endlich gezwungen, einen neuen Vertrag einzugehen, welcher ebenso schmachvoll als der von Schönbrunn, aber weniger vortheilhaft war. Er mußte es sich gefallen lassen, daß Napoleon selbst in die Regierungsgeschäfte Preußens eingriff; der Kaiser befahl die Entlassung des Ministers Hardenberg, welchen er für franzosenfeindlich hielt und ordnete die Ersetzung desselben durch Haugwitz an und — der König gehorchte.

Die unglücklichen Erfolge der Haugwitz'schen Politik erregten in der Berliner Kriegspartei einen tiefen Mißmuth, die schon mobil gemachten Truppen mußten in ihre Standquartiere zurückkehren; mit unverhehlter Verachtung sprachen sich die Of-

fiziere wie die Bürger deshalb nicht nur gegen Haugwitz, sondern auch gegen den König aus, am Lautesten Prinz Louis Ferdinand, der über den zaghaften König öffentlich die herbsten Scherze machte.

Als der Prinz eines Tages das Museum besuchte und dort eine Bildsäule des Mars neben der des Königs fand, fragte er den Aufseher, wen die erstere vorstelle.

„Den Kriegsgott Marsch!“ erwiderte der Aufseher, ein geborner Schwabe.

Der Prinz lachte hell auf und mit recht lauter Stimme rief er:

„Nun, wenn das der Kriegsgott Marsch ist, dann ist dieser da der Gott Halt!“

In Berlin herrschte in jener Zeit eine gewaltige Aufregung; das Volk war in zwei Parteien getheilt, die eine forderte ungestüm gegen Frankreich den Krieg, ohne zu bedenken, daß kaum ein Augenblick unglücklicher gewählt werden konnte, als jene Zeit, in der Napoleon seine ganze Macht Preußen, welches in Folge seiner bisherigen schwankenden Politik ohne Bundesgenossen war, entgegenzustellen vermochte; die andere Partei wollte ein festes Bündniß mit Napoleon, nur in diesem glaubte sie das Heil des Staats zu erblicken. Nicht nur unter den Kaufleuten, den Beamten, den Schriftstellern, auch in der Armee hatte diese Partei zahlreiche Vertreter.

Für die Staatsmänner, welche mit prophetischem Blick in die Zukunft schauten, konnte es nicht verborgen bleiben, daß Napoleons Uebermuth Preußen endlich zum Kriege zwingen werde; diese suchten Vorbereitungen für denselben zu treffen. An ihrer Spitze stand der Minister v. Stein.

Es mußte Geld geschafft werden, denn der Staatsschatz war durch Friedrich Wilhelm II. erschöpft und Friedrich Wilhelm III. hatte trotz seiner Sparsamkeit kaum vermocht, die drückenden Schulden zu bezahlen, nicht aber neue Schätze zurückzulegen. Auf Steins Veranlassung wurden deshalb 10 Millionen Papierthaler ausgegeben.

Diese Maßregel machte in Berlin außerordentliches Aufsehen; bisher kannte man ja in Preußen Papiergeld noch nicht. Der Berliner Witz fiel sofort über dasselbe her, er äußerte sich

in einer Karrikatur, welche von Hand zu Hand ging: Der preußische Adler war auf derselben abgebildet, der Minister Schulenburg-Kehnert nudelte das kranke Thier wie eine alte Gans mit Papier, welches aber sofort von demselben als Tresorscheine abging und der Minister von Stein war bemüht, diese sorgfältig zu sammeln.

Mit einer einfachen Finanz-Maßregel allein war Stein nicht zufrieden, er hegte die Ueberzeugung, daß Preußen seinem mächtigen Gegner nur widerstehen könne, wenn es innerlich erstarke und er hatte deshalb die Kühnheit, dem König eine radikale Umformung der gesammten Staatsverfassung vorzuschlagen.

Seit Friedrich dem Großen lag der Schwerpunkt der Regierung in dem geheimen Kabinet, der König arbeitete mit seinen Kabinetsräthen und häufig genug wurden die wichtigsten Maßregeln getroffen, ohne daß derjenige Minister, in dessen Ressort sie gehörten, auch nur gefragt worden wäre. Selbst dem Minister des Aeußern passirte es oft, daß hinter seinem Rücken die Kabinetsräthe im Namen des Königs mit den Gesandten korrespondirten.

Diesem Unwesen, welches jede geordnete Regierung unmöglich machte, trat Stein kühn entgegen. Er wagte es, in einer ausführlichen Denkschrift dem König die Augen zu öffnen über die Gefahren, mit denen die Kabinets-Regierung Preußen bedrohe und über die Unwürdigkeit derjenigen Personen, welche das Vertrauen Friedrich Wilhelms im höchsten Grade genossen. Er sagte in dieser Denkschrift:

„Gegenwärtig verhandelt, berathschlagt, beschließt der Regent mit seinem Cabinet, mit dem, demselben affiliirten, Grafen Haugwitz und seine Minister machen Anträge und führen die in jener geheimen Versammlung gefaßten Beschlüsse aus.

Es hat sich also unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet und es fragt sich: ist diese Anstalt nützlich? und ersetzt die Güte ihrer persönlichen Zusammensetzung das Unvollkommene der Einrichtung selbst?

Diese neue Staatsbehörde hat kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein; sie verhandelt, beschließt, fertigt aus in der

Gegenwart des Königs und im Namen des Königs. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanctionirt. Den obersten Staatsbeamten bleibt die Verantwortlichkeit der Anträge, die Ausführung, die Unterwerfung unter die öffentliche Meinung. —

Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst, da sie unnütz ist, da die Resultate aller ihrer gemeinschaftlichen Beschlüsse von der Zustimmung des Cabinets abhängen.

Diese Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbstständigkeit zu einem übermüthigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten; man schämt sich einer Stelle, deren Schatten man nur besitzt, da die Gewalt selbst das Eigenthum einer untergeordneten Influenz geworden ist.

Wird der Unwille des beleidigten Ehrgefühls unterdrückt, so wird mit ihm das Pflichtgefühl abgestumpft und diese beiden kräftigen Triebfedern der Thätigkeit des Staatsbeamten gelähmt. Der Geist des Dienstgehorsams verliert sich bei den Untergebenen der obersten Vorsteher des Departements, da ihre Ohnmacht bekannt ist und jeder, der den Götzen des Tages nahe kommen kann, versucht sein Heil bei ihnen und vernachlässigt seine Vorgesetzten.

Der Monarch selbst lebt in gänzlicher Abgeschiedenheit von seinen Ministern, er steht mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der besonderen Correspondenz; eine Folge dieser Lage ist Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt und Abhängigkeit von seinen Umgebungen.

Diese Einseitigkeit in den Ansichten und Beschlüssen ist eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Einrichtung des Cabinets, wo alle innern Angelegenheiten nur durch einen und denselbrn Rath vorgetragen werden, der mit den verwaltenden Behörden in keiner fortdauernden Verbindung steht und dem die Geschäfte nur bei einzelnen Veranlassungen, sehr oft nur durch einzelne Berichte eines Ministers zukommen.

Man vermißt also bei der neuen Cabinetsbehörde gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung. Da sich nun aus diesen Betrachtungen das Fehlerhafte der Einrichtung der neuen Staatsbehörde des Cabinets ergiebt, so entsteht die Frage: mildert ihre persönliche Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung?

Das Cabinet, in sofern es sich nicht auf die Militärverwaltung bezieht, besteht aus den beiden Cabinetsräthen Beyme und Lombard und dem mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Minister Grafen Haugwitz.

Der Geheime Cabinetsrath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines graden offnen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; mit den zur Leitung der innern Staatswirthschaft nöthigen Kenntnissen ist er nicht im Mindesten vertraut. Das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit der Lombard'schen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit.

Der Geheime Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten in Anspruch nehmen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den üppigen Gelagen der Rietzischen Familie haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und das Böse gesetzt.

In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang mit leeren Menschen bei Spiel und Polissonnerien (Gemeinheiten) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten dieses

Staates in einer Periode, die in der neuern Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.

Das Leben des, mit dem Cabinet affiliirten, Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten oder von Aeußerungen von Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die vor dreißig Jahren das Kraftgeniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, welcher Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staat gehörige Zeit am Lombre-Tische und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin (der Gräfin Lichtenau), eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings. —

Die Zusammensetzung des Cabinets ersetzt also nicht durch seine Eigenschaften das Fehlerhafte der Einrichtung selbst und eine nothwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung und der Auswahl der Personen ist: das Mißvergnügen der Bewohner dieses Staats über die gegenwärtige Regierung und die Nothwendigkeit einer Veränderung.

Es ist demnach nothwendig, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen dem König und den obersten Staatsbeamten wiederhergestellt werde, daß die Personen, welche den Vortrag der Staatsgeschäfte zur endlichen Entscheidung bei dem König haben, gesetzlich und öffentlich hierzu berufen, ihre Versammlungen zweckmäßig organisirt und mit Verantwortlichkeit versehen werden.

— — — — — — — — — — — —

Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde.

Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand de

Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

April 1806 Stein."

Steins Worte waren in den Wind gesprochen, es bedurfte harter Schicksalsschläge, des Zerfalls der preußischen Monarchie, welche Stein prophetisch in Aussicht gestellt hatte, ehe sich Friedrich Wilhelm III. zu einer so gewaltigen Reform, wie sein Minister sie forderte, entschließen konnte.

Wie Stein es versuchte, den König über die Mängel der innern Staatsverwaltung aufzuklären, so machte Heinrich v. Bülow, der Bruder des später so berühmt gewordenen preußischen Feldherrn, einen Versuch, die Mängel des Heerwesens vor dem König und dem Volk in einer Druckschrift aufzudecken. Aber auch hier war der Erfolg ein trübseliger.

Bülows Schrift wurde bei Hofe kaum gelesen; der kühne Reformator galt als ein Raisonneur, denn wie hätte wohl ein einfacher Lieutenant außer Dienst ein besseres Verständniß für den Krieg und die Armee-Organisation haben können, als die unter den Waffen grau gewordenen Generale! Seine in Flammenbuchstaben geschriebenen Worte waren nur Zeichen der Verrücktheit, man sperrte den Raisonneur in die Berliner Hausvoigtei und ließ ihn ärztlich untersuchen, ob er wahnsinnig sei.

Als später das Schicksal, welches er der preußischen Armee vorhergesagt hatte, diese bei Jena traf und Heinrich v. Bülow dasselbe erfuhr, rief er den übrigen Gefangenen im Hofe der Hausvoigtei zu:

„So geht es, wenn man die alten Weiber vor die Armee stellt und die Soldaten als Verrückte in die Hausvoigtei steckt.*)

*) Aus der Berliner Hausvoigtei wurde Heinrich v. Bülow als Staats

Das Gewitter, welches über dem preußischen Staat schwebte, zog sich mit jedem Tage drohender zusammen. Napoleon zeigte offen seine grenzenlose Mißachtung gegen den König, er spielte fast mit diesem, indem er ihm bald die deutsche Kaiserkrone anbieten ließ, die Gründung eines norddeutschen Staatenbundes, an dessen Spitze Preußen stehen sollte als Gegengewicht gegen den Rheinbund, schmachvollen Andenkens, in Aussicht stellte, bald hinter dem Rücken des Königs mit Rußland und England in Unterhandlungen trat, jenem die polnischen Provinzen Preußens zur Neubildung eines Königreichs Polen, dessen Krone der Großfürst Konstantin erhalten sollte, anbot und England mit der Rückgabe Hannovers zu ködern suchte.

Der Graf Lucchesini, der unfähige Gesandte Preußens, wurde in Paris von einer Festivität zur andern gezogen, bei Austern und Champagner theilte ihm der Lord Yarmouth, der englische Geschäftsträger, mit, welche Anerbietungen England auf Kosten Preußens von Napoleon gemacht worden seien. Lucchesini schrieb dies sofort seinem Hofe.

Friedrich Wilhelm war tief beleidigt, sein königlicher Stolz begann sich zu regen, die Kriegspartei in Berlin gewann dadurch eine erhöhte Macht, sie schürte unablässig und suchte Volks-Demonstrationen für einen Krieg ins Leben zu rufen, um den König zum Losschlagen zu drängen. Besonders zeigten sich die Offiziere thätig, Volksstimmung zu machen.

Als im Theater „die Jungfrau von Orleans" gegeben wurde, war im Offizierkorps die Verabredung getroffen, so zahlreich als möglich zu erscheinen. Bei den Worten:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern;
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
„Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

wurde ein stürmischer Beifallsruf erhoben. Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf und forderten jubelnd die Worte da capo.

---

gefangener nach Colberg, später nach Königsberg und endlich nach Riga transportirt; hier starb er schon im Jahre 1807 im Gefängniß an einem Nervenfieber.

Auch in allen andern Stücken, in denen irgendwie eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, wurden diese mit donnerndem Beifall begrüßt. In „Wallensteins Lager" stimmten die Offiziere das Reiterlied mit an und das gesammte Publikum fiel in den Gesang ein.

Unter den Fenstern des französischen Gesandten wurden Nationallieder gesungen, die Offiziere stießen wilde Schimpfreden gegen die verhaßten Franzosen aus und eines Tages wetzten sie ihre Säbel auf den Stufen des Hauses.

Prinz Louis Ferdinand führte in den Hofkreisen das große Wort. Er forderte ungestüm den Krieg gegen Frankreich. Die Königin unterstützte ihn und selbst die früher eifrigsten Freunde Napoleons wagten jetzt nicht mehr, gegen den Krieg zu sprechen.

Und das Volk von Berlin?

Das so lange in tiefster politischer Unmündigkeit gehaltene Volk hatte kaum eine eigene Ueberzeugung, es gab sich der herrschenden Strömung hin. Eine Fluth von Schriften, bedeutende und unbedeutende, welche den Franzosenhaß predigten, war erschienen.

Ernst Moritz Arndt hatte in seinem „Geist der Zeit" feurige Worte an die Nation gesprochen, um das Selbstbewußtsein des entwürdigten deutschen Volks zu erwecken, die Ermordung Palms hatte Entsetzen und Haß gegen Napoleon in den weitesten Kreisen verbreitet. „Krieg gegen Frankreich!" war das Losungswort im Volke wie unter den Offizieren.

Der König gab endlich dem allgemeinen Drucke nach, am 9. August 1806 wurde die Mobilmachung der Armee beschlossen; das war schon eine halbe Kriegserklärung und der Jubel darüber groß in Berlin.

Mit welchem Stolz schritten jetzt die Gensd'armerie-Offiziere in den Straßen einher! Sie ließen ihre Plempen rasseln, die künftigen Helden wußten sich vor Uebermuth gar nicht mehr zu lassen. Sie gaben ihrer Freude durch die pöbelhaftesten Excesse Luft: dem Grafen Haugwitz, dem verhaßten Franzosenfreunde, warfen sie die Fenster ein; einige besonnene Bürger, welche sich sorgenvoll über den Erfolg eines Krieges ausgesprochen hatten, wurden in schmählicher Weise insultirt, wenn sie sich in öffentlichen Lokalen sehen ließen.

Niemand durfte es wagen, ohne sich den gröbsten Beleidigungen auszusetzen, an die Möglichkeit einer Niederlage zu denken, denn die Offiziere vom General herunter bis zum Lieutenant erklärten ja, die Armee Friedrichs des Großen sei unüberwindlich.

Sie blähten sich in übermüthigem Junkerstolz; wer ihre Prahlereien hörte, die Verachtung, mit welcher sie von den siegreichen Kriegern Napoleons sprachen, der mußte glauben, ein Wahnsinn habe die Sprossen des preußischen Adels befallen.

Wenn die Preußen bei Ulm und Austerlitz mitgekämpft hätten, so behaupteten sie, dann würden die Resultate der Kämpfe wahrlich ganz anders ausgefallen sein. Die preußischen Feldherren verständen den Krieg aus dem Grunde, von Jugend auf hätten sie gedient und würden wahrlich vor den Gevattern Schneider und Schuster, welche die Revolutions-Armee befehligten, sich nicht fürchten.

Der General v. Rüchel hatte die Unverschämtheit, auf einer Parade in Potsdam offen zu behaupten, daß sich Feldherren, wie der Herr v. Bonaparte, in der Armee Sr. Majestät des Königs von Preußen genug fänden.

Die Presse sprach in demselben Geiste.

Die „Berliner Zeitung" veröffentlichte Bardengesänge, sie versicherte, daß der kriegerische Geist der Nation sich niemals so kräftig und lebensvoll offenbart habe, als grade in dieser Zeit; von den Tagesblättern ward in die Welt hinausposaunt, der Kampf für deutsche Nationalität, Freiheit und Sitte werde jetzt erst beginnen!

Toller als je ging's im Theater zu. „Wilhelm Tell", „Wallensteins Lager" und besonders ein beliebtes Stück, der „politische Zinngießer" boten Gelegenheit zu Ausbrüchen einer glühenden Begeisterung, die aus den Zuhörerräumen des Theaters sich fortpflanzten auf die Straßen. Allabendlich lagerten sich große Menschenmassen rings um das Theater, um mit zu singen und mit zu schreien, wenn die Offiziere das Kommando dazu gaben.

Die sonst so zahmen Berliner Tagesblätter, „der Freimüthige", „der Hausfreund" und sogar der unschuldige „Beobachter an der Spree" waren mit Artikeln, in denen der Krieg geforder

wurde, gefüllt. Der Dichter Karl Müchler dichtete einen ganzen Band voll Kriegslieder! Und noch mehr: die Gelegenheitsdichter gingen so weit, schon vor dem Ausbruch des Krieges Siegeslieder zu schreiben und zu komponiren, mit denen man die heimkehrenden Truppen empfangen wollte, denn Zeit war nicht zu verlieren, der Feldzug konnte nur ein kurzer sein: „Ich kam, ich sah, ich siegte!" das war sicherlich die erste Botschaft, die von den Feldherren der preußischen Armee in die Hauptstadt gesendet werden mußte. Eins dieser Siegeslieder mag zur Kennzeichnung der damals in Berlin herrschenden Stimmung hier seine Stelle finden:

Ihr hattet Recht, auf unsern Muth zu bauen,
es war der alte Muth,
der fest auf uns, im heiligen Vertrauen
auf Friedrichs Siege, ruht.

Wir hatten noch die Schlachten nicht vergessen,
wo er den Sieg errang,
wir brannten heiß, mit Heeren uns zu messen,
die er gewaltig zwang.

Und Roßbach war das Feldgeschrei von allen,
wir sahen Friedrichs Geist,
und stürzten zu, den Heldentod zu fallen,
wie Winterfeld und Kleist.

Da wichen sie, die feigen Miethlingschaaren
und wie vor funfzig Jahr
die Väter kühn der Feinde Sieger waren,
war es der Enkel Schaar.

U. s. w.

Das Volk schwebte in einem Taumel der Siegesgewißheit, der es blind machte gegen die Wirklichkeit und es erregte nicht geringen Ingrimm, als einer der wenigen Nüchternen in einem öffentlichen Blatt die Bramarbasaden der Offiziere mit folgendem herben Spottgedicht geißelte:

Der künftige Held.

Was fehlt zum braven Krieger mir?
Lieb' ich nicht Kugeln, Blut, Rauch, Pulver, Bücher, Karten? —

Ja künft'ger Held, ich glaub' es Dir;
Von Dir läßt Alles sich erwarten,
Du liebst die Karambol' wie ich;
Ein junges Blut bezaubert Dich;
Im Tabakrauch hüllst Du Dich ein,
Die Zähne hält das Pulver rein,
Ein Buch im Pharao, ein Pack Visitenkarten: —
Von Dir läßt Alles sich erwarten.

Noch war der Krieg nicht erklärt; noch immer schwankte der König, er unterhandelte mit Napoleon und zugleich suchte er Bundesgenossen zu dem bevorstehenden Kampf zu gewinnen.

Vergebliches Bemühen!

Preußen hatte durch seine lange Neutralität alles Vertrauen verloren.

Immer stärker drängte die Kriegspartei im Volke und am Hofe. Die Prinzen des königlichen Hauses entschlossen sich endlich zu einem entscheidenden Schritt.

Der Prinz Louis Ferdinand hatte durch Johannes v. Müller eine Denkschrift aufsetzen lassen, in welcher die gefahrvolle Lage des preußischen Staats geschildert wurde; es war in derselben dargethan, wie durch die unfähige Kabinets-Regierung, durch die Rathschläge der Haugwitz und Lombard das Land an den Abgrund des Verderbens geführt worden sei.

Die Denkschrift forderte das Aufhören der Kabinets-Regierung und die Kriegserklärung gegen Frankreich.

Die Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, der Prinz von Oranien, die Generale Rüchel und Pfuhl und der Minister Stein unterzeichneten das in den herbsten Ausdrücken abgefaßte Schriftstück und ließen es durch einen Adjutanten dem König übergeben.

Friedrich Wilhelm nahm zwar eine solche Kühnheit ziemlich ungnädig auf, er ertheilte seinen Brüdern einen derben Verweis und dem Minister von Stein ließ er seine volle, höchste Unzufriedenheit zu erkennen geben, aber eine Wirkung hatte die Denkschrift doch. Friedrich Wilhelm vermochte dem allgemeinen Drängen nicht mehr zu widerstehen — er entschloß sich zum Kriege.

Den Unterhandlungen wurde durch ein Ultimatum, auf das Napoleon nicht einzugehen vermochte, ein Ende gemacht und am 21. September 1806 verließen der König und die Königin Berlin, um sich zur Armee zu begeben.

Am Tage der Abreise war vom Giebel des Zeughauses, der dem Palais des Königs gegenübersteht, die Statue der Bellona bei windstillem Wetter auf das Steinpflaster herabgefallen und hatte den rechten Arm zerbrochen; am selben Tage war der alte 81jährige Feldmarschall von Möllendorf, als ihn seine Reitknechte vor dem Brandenburgerthor mit Mühe von der linken Seite auf das Pferd gehoben hatten, auf der rechten Seite wieder heruntergefallen.

Das waren böse Vorzeichen!

Die abergläubigen Berliner schüttelten bedenklich die Köpfe und als nun bald Unglücks-Nachrichten nach Unglücks-Nachrichten eintrafen, da meinten sie: dies haben wir wohl vorhergesagt.

Freilich konnten sie es vorhersagen, jeder konnte es, der diese Armee und dieses Volk kannte!

Schon unmittelbar vor dem Kriege zeigte es sich, daß das Feuer der Begeisterung, welches das Volk vor dem Kampfe durchglüht hatte, ein elendes Strohfeuer gewesen war.

Das erste Opfer, zu dem sich die Bürger entschließen sollten, zeigte die Hohlheit des in pomphaften Worten prahlenden Patriotismus.

Der Berliner Magistrat hatte eine freiwillige Sammlung angeordnet, um für die Soldaten bei dem bevorstehenden Herbstfeldzuge Mäntel anzukaufen.

70,000 Thaler waren nothwendig, — eine elende Summe, die in dem reichen und luxuriösen Berlin sicherlich mit Leichtigkeit aufzubringen war, — als aber die Sammlung begann, da hatte Niemand Geld, die lautesten Schreier zogen sich am ersten zurück, als es darauf ankam, ihren Patriotismus zu bethätigen; es kamen im Ganzen nur 6000 Thaler zusammen.

Dieselbe Lauheit zeigte sich, als die Bürger aufgefordert wurden, eine Bürgergarde zu bilden, um die Wachposten der

Stadt zu beziehen, während die Truppen im Felde ständen; die Wohlhabenden machten fast ohne Ausnahme von der Erlaubniß Gebrauch, für Geld Stellvertreter zu schaffen und das lumpigste Gesindel wurde daher unter die Waffen gestellt, um als Berliner Bürgergarde zu paradiren.

Zehntes Kapitel.

Berlin vor der Schlacht bei Jena. Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Die Nachricht von Jena. Panischer Schrecken in Berlin. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Flucht des Grafen von Schulenburg. Fürsorge Steins. Feigheit der städtischen Behörde. „Die Franzosen kommen". Die Franzosen in Berlin. Napoleon in Potsdam. Napoleons Einzug in Berlin. Kriecherei und Verrätherei der Berliner. Das französische Regiment. Die Berliner Bürgergarde. Die Kriegslast. Einquartierung. Noth in Berlin. Geistige Erhebung des Volks. Hanstein, Ribbeck, Fichte und Schleiermacher. Der Friede von Tilsit. Abzug der Franzosen.

Mit gespanntester Erwartung harrten die Berliner der Nachrichten vom Kriegsschauplatze; damals flog das Wort noch nicht mit blitzähnlicher Schnelle auf dem Telegraphendraht durch die Welt, Tage dauerte es, ehe aus Thüringen, wo die preußischen und französischen Heere zusammen treffen mußten, genaue Nachrichten nach Berlin kommen konnten.

Wüste Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Bald hörte man, eine gewaltige Schlacht sei geschlagen, Napoleons Heer vernichtet worden, der Kaiser sei auf der Flucht, oder gar gefangen oder todt; in einigen Straßen fing man zur Siegesfeier schon zu illuminiren an, aber die Lichter wurden bald wieder ausgelöscht, denn andere Nachrichten kamen und endlich die, daß Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld den Heldentod gestorben sei.

Die Aufregung und Trauer war allgemein in Berlin;

welche Fehler der Prinz auch gehabt haben mochte, in diesem Augenblicke wurden sie vergessen, man gedachte nur seiner Kühnheit, seines Patriotismus und aller der herrlichen Eigenschaften, durch welche er sich so sehr ausgezeichnet hatte.

Die von Leipzig eintreffenden Briefe brachten wieder die verschiedenartigsten Nachrichten. Im Theater wurde die Jungfrau von Orleans gegeben; alle Plätze waren besetzt, aber das Publikum hatte keine Aufmerksamkeit für das Stück; Zettel, welche die einander widersprechenden, bald Siege bald Niederlagen verkündenden Leipziger Nachrichten enthielten, gingen von Hand zu Hand.

Wenn in irgend einem Verse des Trauerspiels eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, sammelte sich das Publikum etwas und begrüßte die betreffende Stelle entweder mit donnerndem Beifall oder mit Murren und Zischen.

Plötzlich kam die Nachricht, ein französisches Streifkorps sei im Anmarsch auf Berlin. Sofort meldeten sich 2 Offiziere a. D. bei dem Gouverneur, dem Grafen v. Schulenburg, und erboten sich, Freikorps zu organisiren, zu denen sie Freiwillige in Fülle finden würden, um die Stadt zu vertheidigen; der Graf Schulenburg aber meinte, das sei ein allzukühnes Unternehmen, es werde der Stadt, wenn die Franzosen wirklich kämen, nur ein um so härteres Geschick bereiten.

So unterblieb denn die Bildung von Freikorps. Manche Bürger murrten darüber nicht wenig, viele Andere aber sprachen offen ihre Zufriedenheit aus, denn eine große Stadt könne unmöglich gegen einen mächtigen Feind vertheidigt werden, selbst der Versuch sei Wahnsinn und könne nur zu unnützem Blutvergießen, zur Plünderung Berlins führen.

Bis zum 17. Oktober mangelten alle authentischen Berichte von der Armee. Täglich versammelten sich vor dem Hause des Grafen von Schulenburg in der Behrenstraße Tausende von Menschen, weil sie hofften, hier könnten sie die Wahrheit erfahren. Um die neugierige Menge nur einigermaßen zu befriedigen, ließ der Graf gedruckte Nachrichten, welche meistens günstig lauteten, an seine Thüren schlagen; er sendete auch Boten ab, um Erkundigungen einzuziehen, aber dies war ein vergebliches Bemühen.

Erst am 17. Oktober traf ein Kourier vom Kriegs-Schauplatz, ein Herr von Dorville, ein und brachte den Bericht über die unglückselige Schlacht von Jena und Auerstädt. Noch wußte man nichts von den schmachvollen Details der Schlacht, nichts davon, daß der Tag bei Jena ein vollendetes Gegenstück zu dem bei Roßbach gewesen war; man hatte keine Nachricht davon, daß die preußische Armee in wilder Auflösung sich befand, keine Ahnung davon, welche schmachvolle Beute die Franzosen in den preußischen Offizier-Equipagen, in den Wagen voll Leckereien und Toilette-Gegenständen, ja in denen, welche die Maitressen des Offizierkorps mit sich führten, gemacht hatten, und dennoch war der Eindruck, den die eine verlorene Schlacht auf das Volk von Berlin machte, ein überwältigender.

Ein panischer Schrecken herrschte in der Residenz, Niemand hatte Ruhe zu Haus, die ganze Bevölkerung wogte in den Straßen auf und nieder; man sah nur angstvoll zerstörte Gesichter, Jeder fragte, wie das Unglück gekommen und Niemand wußte zu antworten.

In der Nacht verbreitete sich plötzlich wieder eine Siegesnachricht; Möllendorf sollte sich mit der Armee gesetzt und den Feind vollständig geschlagen haben. Aber jede Ungewißheit verschwand, als am Morgen des 18. Oktober an allen Straßenecken rothe Zettel erschienen, welche in lakonischer Kürze das Unglück Preußens verkündeten:

„Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum.

Schulenburg."

So lautete die Verkündigung des Gouverneurs.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Der edle Graf Schulenburg hätte kaum nöthig gehabt, zur Ruhe zu ermahnen, wenn es nicht geschah, um seine eigene schätzbare Person und die einiger anderer Staats-Verräther in Sicherheit zu bringen, denn an einen Widerstand dachten die Berliner nicht.

Den Grafen Schulenburg peinigte das böse Gewissen, schon am 19. Oktober verließ er in eiliger Flucht Berlin, nachdem er seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeldt, zum Civil-Gouverneur eingesetzt hatte. Daran, die vielen in der Stadt noch befindlichen Kriegsvorräthe und Waffen aus dem Zeughause zu

schaffen und in Sicherheit bringen zu lassen, die königlichen Kassen zu retten, dachte er nicht, nur an sich selbst.

Das Volk war wüthend, es schrie über Verrath. Der Wagen, in welchem Schulenburg flüchten wollte, wurde aufgehalten. „Ich lasse Euch ja meine Kinder!" rief der geängstigte Mann dem Volke zu. Der Kutscher hieb wüthend auf die Pferde und endlich gelang die Flucht.

Auch Lombard, der allgemein für einen Verräther gehalten wurde, war nahe daran, eine empfindliche Lektion vom Volke zu bekommen. Es gelang ihm mit Mühe, nach Stettin zu flüchten und auch hier war er argen Beleidigungen ausgesetzt.

Die Behörden hatten fast sämmtlich den Kopf verloren. Die vertrauten Briefe berichten:

„Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen, wie kurz vorher von Freude; alles rannte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen ist. Alles, was reich und vornehm war, die hohen Officianten, Capitalisten, der Adel, eilten mit ihren Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Cüstrin oder Schlesien.

Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kisten nach Berlin herein; niemand war am 18. vor dem Rädern gesichert.

Besonders nahmen die patriotischen Schriftsteller Reißaus, und der Freymüthige, den die Berliner nun den Kleinmüthigen nennen, eilte nach dem Norden und eröffnete das Wettrennen; der Verleger desselben, ferner der Dichter Müchler und andre folgten nach.

Zuletzt war kein Pferd und kein Esel mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren in der festen Ueberzeugung, die Franzosen, die am 17. October noch bei Halle bataillirten, würden am 18. in Berlin eintreffen.

Man erwartete alle Greuel des Krieges, Plünderung, Brand und Nothzucht. Besonders wehklagten die Berliner ehrbaren Damen und beseufzten im Voraus den Verlust ihrer so lange conservirten Unschuld. Es war aber eine allgemeine Stimme unter den Männern, daß, wenn dies das einzige Uebel sey, was

der Krieg mit sich führe, so möchte es wohl sehr leicht zu tragen sein."

Fast der einzige höhere Beamte, der den Kopf oben behielt, war der Minister von Stein; obgleich krank, schwer am Podagra leidend, vergaß er doch die Pflichten gegen den Staat nicht. Er entfaltete eine unermüdliche Thätigkeit; zur rechten Zeit und mit umsichtiger Fürsorge war er bemüht, so viele königliche Kassen als irgend möglich zu retten; der Staatsschatz mußte vor allen Dingen in Sicherheit gebracht werden und dies gelang ihm.

Hätte Stein nicht so unermüdlich gesorgt, dann würde schwerlich dem König die Kriegführung in nächster Zeit noch möglich gewesen sein. Trotz seiner Krankheit folgte der Minister am 20. Oktober seinem Monarchen nach Preußen und erklärte demselben, daß er ihn nie verlassen wolle, wohin er auch gehen möge.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte, bewiesen die Berliner, daß sie tief durchdrungen seien von dem Gebote des edlen Grafen Schulenburg. Der Civil-Gouverneur Fürst Hatzfeld ließ die Bürgergarde zusammen trommeln und von ihr die Thore besetzen, aber nicht zum Schutze gegen die Franzosen, denn an einen Kampf dachte er nicht.

Das zerlumpteste Gesindel trat unter die Waffen, wer irgend die Mittel hatte, kaufte sich einen Stellvertreter, um nicht selbst Dienst thun zu müssen. Daß diese Bürgergarde nicht daran denken würde, dem französischen Heer einen Widerstand beim Einmarsch in Berlin zu leisten, war nicht schwer zu errathen; um aber ganz sicher zu gehen, erließ der hochweise Magistrat von Berlin am 19. Oktober eine Proklamation, in der er jeden Widerstand bei Todesstrafe mit folgenden Worten verbot:

„Es verlautet, daß der, zur Erhaltung der inneren Ruhe bei der Abwesenheit des Militairs erlassene Aufruf an die junge Bürgerschaft dahin fälschlich gedeutet worden, als sollte diese Mannschaft dazu bestimmt sein, einen Widerstand zu leisten, falls Kaiserlich-Königliche Truppen einrücken sollten. Zur Verhütung des unvermeidlichen großen Unglücks für die ganze Stadt, wel-

ches aus einer Widersetzlichkeit gegen die gedachte Kaiserlich=Königlichen Truppen entstehen würde, wird jedermann bei Leibes= und Lebensstrafe aufgefordert, beim etwaigen Einmarsch dieser Truppen sich ruhig zu verhalten und keinen Widerstand zu leisten; auch daher sich denn Niemand ohne Autorisation des Magistrats bewaffnen darf."

Auch Fürst Hatzfeld fand es für nothwendig, das Gebot: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" noch besonders einzuschärfen, und er erließ eine Bekanntmachung, in der er u. A. sagte:

„Ich verbiete alles Zusammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Theilnehmen an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Fassung ist dermalen unser Loos, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht, dieses ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen."

Einen bereitwilligeren Gehorsam als damals haben die Berliner niemals der hohen Obrigkeit geleistet. Sie waren ruhig, übermäßig ruhig, sie schliefen sogar, wenn sie als Bürger=Gardisten auf Wache standen.

Als am ersten Tage der Bewachung Berlins durch die Bürger ein Offizier die verschiedenen Posten revidirte, fand er einen der Gardisten, sehr gemüthlich in die Ecke des Schilderhauses gelehnt, schlafend. Er machte ihm heftige Vorwürfe über diese Pflichtverletzung; der Bürger aber erwiederte mit derbem Berliner Witz:

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ick gehorche!"

Dieselbe Ruhe zeigten die Berliner, als nun die erwarteten Franzosen wirklich kamen. Am 24. Oktober traf ein Adjutant des General Hullin, der zum Kommandanten von Berlin ausersehen war, in der Stadt ein und meldete, daß die Ankunft seines Vorgesetzten unmittelbar bevorstehe.

Der Vortrab der französischen Truppen, aus Jägern zu Pferde, Husaren und etwas reitender Artillerie bestehend, bewegte sich durch die Stadt nach dem Berliner Rathhause. Hier stellten sich die Franzosen auf.

Der Fürst von Hatzfeld empfing die Offiziere mit außerordentlicher Höflichkeit; er führte sie in die Sitzungszimmer des Magistrats und bewillkommnete sie in Berlin.

Nach kurzer Zeit erschien der General Hullin, der in einem vierspännigen Wagen vor dem Rathhause vorfuhr. Er wurde mit noch größerer Höflichkeit als seine Offiziere empfangen. Er gab sofort den Befehl, daß die wichtigsten öffentlichen Gebäude mit französischen Mannschaften besetzt würden, die königlichen Schlösser erhielten Schutzwachen.

Am Abende desselben Tages erschien der Vortrab des Marschalls Davoust vor dem Halleschen Thor. Die Truppen marschirten noch nicht gleich in die Stadt, sie lagerten sich vor derselben.

Im ersten Augenblicke herrschte ein gewaltiger Schrecken in Berlin, denn die Bauern aus den benachbarten Dörfern, welche die Plünderungen des 30jährigen Krieges, von denen sie hatten erzählen hören, befürchteten, kamen in die Stadt gestürzt und erhoben ein Wehegeschrei. Aber schnell legte sich die Aufregung, die immer neugierigen Berliner faßten Muth, sie strömten zum Thore hinaus in das französische Lager und bewunderten das Schauspiel, welches sich dort ihnen darbot.

Die französischen Soldaten empfingen ihre Besucher artig und diese trieben sich im Bivouak umher, als ob sie nicht Feinde sondern Freunde vor der Stadt hätten.

Am folgenden Tage marschirten die Franzosen theils in die Stadt, theils durch dieselbe; da gafften die Berliner gewaltig, sie hatten sich die Sieger ganz anders vorgestellt! Von glänzenden Uniformen sahen sie da nichts, die französischen Krieger in ihren grauen Mänteln, mit ihren über das wilde Haar gestürzten verbogenen Hüten, auf denen ein alter Löffel steckte, sahen gar nicht so martialisch aus, wie die prächtig uniformirten Preußen, an deren Anblick man in der Hauptstadt gewöhnt gewesen war, und unbegreiflich erschien es, daß diese die Sieger sein könnten.

Die Straßen Berlins hatten plötzlich ein anderes Aussehen gewonnen, als noch am Tage vorher; da fuhren keine glänzenden Equipagen mehr, dagegen aber Kriegsfuhrwerke aller Art, da sah man keine preußische Uniform, nur die der Franzosen, die überall neugierig umher spazierten.

Am 26. Oktober traf der Marschall Davoust selbst ein. Am Potsdamerthor trug ihm der Magistrat demüthig die Schlüssel der Stadt entgegen, Davoust aber schlug sie stolz aus und befahl, sie dem Kaiser persönlich zu überreichen, der sich in Potsdam befinde und von dort aus bald seinen Einzug in Berlin halten werde.

Napoleon war in der That am 24. Oktober in Potsdam angekommen. Widerstand hatte er nirgends gefunden, auch in den preußischen Festungen nicht; diese waren fast alle von ihren hochadligen Kommandeuren in dem stürmischsten Wetteifer der Feigheit übergeben worden.

Auch Spandau kapitulirte, ohne einen Schuß zu thun, am 25. Oktober.

Am 23. noch hatte der Commandant, Major v. Benekendorf, dem König geschrieben, er wolle nur die Trümmer der Citadelle dem Feinde überlassen!

Am Tage darauf kamen die Feinde — da änderte sich denn freilich die Ansicht des tapfern Edelmannes — er berief einen Kriegsrath und nur ein bürgerlicher Offizier, der Ingenieur-Offizier Manert, sprach sich gegen die Uebergabe aus, die übrigen Offiziere stimmten für dieselbe.

Man unterhandelte und ehe noch die Unterhandlung vollständig geschlossen war, rückten schon die französischen Generale über die offene Zugbrücke in die Stadt ein — der Commandeur hatte nichts Eiligeres zu thun, als so schleunig als möglich seinen trefflich ausgestatteten Hühnerhof in Sicherheit zu bringen.

Napoleon hatte im Schloß von Potsdam einen kurzen Aufenthalt genommen; er erließ von hier aus seine stolzen Siegesbülletins. Während er aber in denselben auf die unzweideutigste Art seine Verachtung gegen den König von Preußen aussprach, zollte er Friedrich dem Großen den Tribut seiner Bewunderung. Von seinem Generalstabe begleitet besuchte er die Gruft des großen Königs in der Garnisonkirche.

Lange Zeit schaute er schweigend auf den Sarg, dann wendete er sich zu seinem Gefolge und sagte, auf die Grabstätte deutend:

„Wenn Du noch lebtest, wäre ich nicht hier."

Auch in Sanssouci besuchte er die Zimmer Friedrichs des Großen; sein Gefolge und seine Dienerschaft mußten sich mit den besten Gallakleidern bei diesem Besuche schmücken.

Die Verehrung, welche Napoleon hierdurch dem Genius des gewaltigen Feldherrn zollte, hielt ihn aber nicht ab, sich den Degen, die Generals-Schärpe desselben, sowie die Dekorationen des schwarzen Adlerordens und die Fahnen, welche die preußische Garde im 7jährigen Kriege geführt hatte, zuzueignen und diese dem Invalidenhause in Paris zum Geschenk zu machen, freilich mit einer außerordentlich rühmenden Zuschrift:

„Die Veteranen werden alles dasjenige mit heiliger Ehrfurcht empfangen, was dem ersten Feldherrn, den die Geschichte kennt, angehörig gewesen ist."

In Potsdam empfing der Kaiser eine Deputation der königlichen und städtischen Beamten Berlins; der Fürst Hatzfeld befand sich an der Spitze derselben. Die Aufgabe der Deputation war, dem Sieger die Schlüssel der Stadt zu überreichen und Schonung für die Residenz zu erbitten.

Der Empfang der Deputation war abwechselnd gnädig und ungnädig. Napoleon sprach mit scharfem Hohne:

„Sie haben in Berlin so laut den Krieg verlangt, jetzt haben Sie ihn."

Als nun aber die Deputatirten mit den tiefsten Verbeugungen und in demuthsvollster Weise versicherten, Se. Majestät sei falsch berichtet über die Stimmung des Volks, dieses habe nie den Krieg gewünscht, nur einige lärmmachende Offiziere seien die Ruhestörer gewesen, als sie zugestanden, die Reise des Kaisers Alexanders nach Berlin trage die Schuld an allem Unglück; da wurde der Kaiser gnädiger und versprach, die Stadt zu schonen.

Am 27. Oktober hielt Napoleon seinen glänzenden Einzug in Berlin. Von 4 Uhr Nachmittags an verkündete das Läuten der Glocken und der Donner der Geschütze, daß der mächtige Kaiser nahe; von dem noch immer mit der Viktoria geschmückten Brandenburger Thore an die Linden herab standen in langen Reihen geordnet die französischen Regimenter.

Eine gewaltige Volksmasse hatte sich versammelt, bis weit-

hin auf dem Wege nach Charlottenburg zu, von woher der Kaiser kam. Eine Schaar von Mameluken eröffnete den Zug; staunend schauten die Berliner auf die prächtig geschmückten Soldaten, die in ihren bunten Turbanen, in ihrer reichen türkischen Bekleidung keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Truppenkorps hatten; dann kamen bärtige Sappeurs mit ihren Beilen und Schurzfellen, Grenadiere mit den gewaltigen Bärenmützen und Jäger zu Pferde.

Das Musikkorps der Franzosen diente dem Volke zu einer besonderen Belustigung. Die Gassenbuben jubelten laut auf, wenn der Tambour-Major seinen Stock mit dem großen silbernen Knopfe häuserhoch in die Luft schleuderte und mit großer Geschicklichkeit wieder auffing.

Unter den Klängen der Marseillaise hielt der Kaiser seinen Einzug. Ein donnerndes „vive l'empereur!" empfing ihn von den aufgestellten Truppen und nicht von ihnen allein, auch aus dem Volke ertönte manche Stimme. Vornehme Herren, die sich unter die Menge gemischt hatten, raunten den Arbeitern zu: „schreit nur so laut ihr könnt, das wird unserer Stadt zu Gute kommen" und wenn auch die Arbeiter schwiegen, der vornehme Pöbel schrie um so lauter und die Gassenbuben, durch die Püffe der Berliner Polizeisergeanten dazu angeregt, stimmten ein.

Der Kaiser ritt, begleitet von dem glänzenden Gefolge seiner Marschälle und Generäle, die Linden entlang und schaute ernst, fast verächtlich auf die jubelnde Menge. Am Thor wurde der Magistrat durch den General Hullin dem Kaiser vorgestellt; er überreichte ihm abermals die Schlüssel der Stadt.

Napoleon nahm seine Wohnung im königlichen Schlosse; dort empfing er den Magistrat und die Spitzen der Behörden, die ihm von dem Fürsten Hatzfeld vorgeführt wurden. Dieser hoffte ein gnädiges Wort zu hören, aber der Kaiser herrschte ihn barsch an:

„Lassen Sie sich nicht vor mir sehen, Ihrer Dienste bedarf ich nicht, gehen Sie auf Ihre Güter."

Tief betroffen entfernte sich der Fürst.

Am folgenden Tage enthielten die öffentlichen Blätter eine wunderbare Nachricht: der Fürst Hatzfeld war plötzlich verhaftet worden, weil er dem Fürsten von Hohenlohe von den Bewegun-

gen und Stellungen der französischen Armee schriftlich Nachricht habe zugehen lassen; der Brief war aufgefangen und dem Kaiser vorgelegt worden.

Fürst Hatzfeld sollte vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, aber Napoleon begnadigte ihn; die Fürstin hatte sich dem Kaiser zu Füßen geworfen, sie hatte ihn um Gnade angefleht, hatte die Unschuld ihres Gatten betheuert. Da zeigte ihr Napoleon den Brief des Fürsten und jetzt konnte sie nicht umhin, die Echtheit desselben anzuerkennen.

„Lesen Sie, Madame, und urtheilen Sie selbst, ob ihr Gemahl strafbar ist", so fragte der Kaiser die Verstummende, dann aber hob er sie auf, zerriß den Brief, gab ihn der Fürstin zurück und sprach das Wort der Gnade aus.

Die ganze höchst rührende Geschichte wurde in allen Berliner und in allen französischen Zeitungen ausposaunt, Böswillige aber behaupteten schon damals, das Ganze sei nichts weiter als ein gut vorbereitetes Theater-Kunststückchen Napoleons, um den Deutschen zu zeigen, wie gnädig er sein könne.

Napoleon blieb einen Monat in Berlin und während dieser Zeit hatten die guten Bürger volle Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen zwischen dem französischen und dem preußischen Regiment; nicht überall fielen dieselben zu Gunsten des Letzteren aus. Die Kraft, welche Napoleon zeigte, imponirte den Bürgern von Berlin um so mehr, als der siegreiche Feind im Ganzen milde genug war, als er selbst die tiefe Devotion, mit der ihm die städtischen Behörden entgegenkamen, die verächtliche Kriecherei, welche ihm von den Bürgern gezeigt wurde, nicht in dem Maße ausnutzte, wie man gefürchtet hatte.

Kurz nach der Einnahme von Berlin hatte der General Hullin befohlen, daß alle Privat-Personen ihre Waffen abliefern sollten, damit etwaige Mißbräuche mit denselben vermieden würden. Der Magistrat, dem der Befehl zugegangen war, überbot sich sofort in geflissentlicher Dienstwilligkeit, er erließ einen Befehl, daß jeder Bürger seine Gewehre, bei Strafe, erschossen zu werden, sogleich abliefere.

General Hullin war hierüber entrüstet, und es mag einen seltsamen Eindruck auf die Berliner gemacht haben, als die Zeitungen im Auftrage des Generals berichteten, er sei erstaunt, eine

so strenge Verordnung in den öffentlichen Blättern zu finden; der Magistrat möge in Zukunft mit Androhungen solcher Zwangsmaßregeln warten, bis ihm dieselben vorgeschrieben würden, und nichts mehr proklamiren, ehe es dem Kommandanten mitgetheilt worden sei.

Kurze Zeit darauf erschien ein Befehl der Kommandantur, Jedermann solle gehalten sein, Anzeige zu machen, wo sich etwa noch Waaren oder Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsmaterial, die dem Könige von Preußen gehörten, vorfänden; den Denunzianten wurde ein Viertel von dem Werthe der Vorräthe versprochen.

Sofort erhob sich ein so edler Wettstreit unter den Bürgern im Denunziren, daß dieser selbst den Franzosen zum Ekel wurde. Man erzählt, der General Hullin habe einem Bürger, der ihm die Anzeige machte, in der Nähe von Pichelsdorf seien bedeutende Holzvorräthe des Königs in die Havel versenkt, unwirsch erwiedert, dies wisse er längst, er habe aber dieselben bisher noch nicht angerührt, damit Se. Majestät der König von Preußen Holz genug übrig behalte, um solche Hallunken, wie die Denunzianten, zu hängen.

Die französische Polizei wurde mit Anerbietungen von Denunziationen und Spionerien überströmt; in allen Ständen der Gesellschaft fanden sich Subjekte, die sich freudig zu Spionen für das französische Regiment hergaben.

Unter den Schriftstellern gab es solche, die sich bisher als die besten Patrioten gezeigt hatten, jetzt aber vor den Siegern schweifwedelten.

Ein gewisser Lange gab ein Schandblatt, den Telegraphen, heraus, in welchem er den Kaiser Napoleon fast als einen Halbgott hinstellte, und damit nicht genug, um sich bei den Siegern recht beliebt zu machen, griff er in schmutziger Weise das unglückliche, geflohene Königspaar an und scheute sich nicht, selbst den weiblichen Ruf der Königin Louise zu beflecken.

Eine gleich niedrige Gesinnung zeigten die Bürger von Berlin im persönlichen Verkehr mit den Franzosen. Wie flogen die Hüte, wenn der Kaiser sich auf den Straßen sehen ließ! — Mit welcher unbegrenzten Hochachtung wurden die französischen Offiziere in allen öffentlichen Lokalen behandelt!

Die Servilität, die schmachvolle Kriecherei der Berliner aller Stände war so groß, daß Napoleon einst kopfschüttelnd sagte, er wisse nicht, ob er sich über das, was er in Berlin sehe und höre, freuen oder schämen solle.

Von solchem Volke hatte Napoleon nichts zu befürchten, er ließ deshalb auch seine gewaltige Hand nicht zu schwer auf der Stadt lasten, ja, er gab derselben sogar eine Art Selbstregiment, von dem die Berliner Bürger bisher keinen Begriff gehabt hatten.

Am 30. Oktober wurden auf kaiserlichen Befehl 2000 der angesehensten Bürger in der Petrikirche versammelt; sie wählten daselbst 60 aus ihrer Mitte zu einer Art Stadtverwaltung, die wieder einen Verwaltungsausschuß von 7 Personen zu erwählen hatten.

Der Kaiser bestätigte die Wahl.

Der Verwaltungsausschuß erhielt die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß allen Requisitionen der kaiserlichen Armee und allen Befehlen der administrativen Behörden Folge geleistet werde; eine kaiserliche Verordnung befahl außerdem, daß sämmtliche noch in Thätigkeit befindliche Beamte ihren früheren Gehalt fortbeziehen sollten. Die Beamten und Mitglieder der Munizipal-Verwaltung mußten dagegen folgenden Eid leisten:

„Ich schwöre, die Gewalt, die mir von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und Könige von Italien anvertraut ist, mit der größten Loyalität auszuüben und sie nicht anders, als zur Erhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe anzuwenden, auch aus allen meinen Kräften beizutragen, um die Maßregeln und Anordnungen, welche mir für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben worden, auszuführen, und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden desselben zu unterhalten. So wahr mir Gott helfe."

Der gleiche Eid wurde auch den Mitgliedern der Bürgergarde abgenommen, welche Napoleon neu organisiren ließ; sie erhielt den Auftrag, die Wachen zu besetzen und die öffentliche Ruhe und Ordnung zu erhalten, es wurden ihr obrigkeitliche

Funktionen zugewiesen, sogar das Recht, französische Soldaten, welche sich ungebührlich benahmen, zu verhaften; ein Theil der Bürgergarde hatte zu Pferde Dienst zu leisten.

Von der früheren Bürgergarde hatten sich die Berliner nach Möglichkeit fern gehalten, dem Befehl des Königs waren sie nur zögernd nachgekommen, dem des Kaisers aber wagten sie nicht zu widerstehen; dafür aber erhielten sie auch eine schöne Uniform vom feinsten Tuch, die Farben waren blau und roth. Der prächtige Federbusch, die elegante Koppel, der zierliche Säbel kleideten die Bürgergardisten gar zu gut und die jungen Leute aus den besten Familien drängten sich daher zum Dienst; sie schafften sich auch eine Militärmusik an und es war eine Freude, mit derselben pomphaft auf die Wache zu ziehen.

Dort ging's dann lustig zu, das Schildwachstehen freilich war kein Vergnügen und mancher der verweichlichten Modeherren mußte dasselbe mit einem Husten oder einem leichten Unwohlsein büßen, einer starb sogar in Folge einer Erkältung beim Patrouilliren.

Für die gefangenen preußischen Offiziere, welche nach Berlin kamen, war die Uniformirung der Bürgergarde ein gewaltiger Aerger; die gefangenen Gendarmerie-Offiziere, welche vor dem Kriege so gewaltig bramarbasirt hatten, um bei Jena feig das Versengeld zu geben, konnten sich gar nicht darüber tröſten, daß unter der Bürgergarde Schneider und Schuhmacher Offizierrang bekleideten; sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, diese „Kameraden" häufig zu verspotten. Jetzt aber war die Zeit der Wiedervergeltung gekommen.

Als einst ein solcher Bramarbas in einem öffentlichen Lokale einen Hauptmann der Bürger, der ein Schuster war, traf, sagte er höhnisch: „Apropos, Herr Hauptmann, Sie werden mir ein Paar neue Stiefel machen müssen."

„Sind die alten entzwei?" erwiderte der Andere, „nun es ist kein Wunder, auf der Retirade war wohl nicht viel Zeit übrig, sie zu schmieren."

Die Anekdote mag eine Erfindung sein, sie bezeichnet aber den Geist, der die Berliner Bürger beseelte. Diese überhäuften die früher so sehr gefürchteten Gensdarmerie-Offiziere, wo ſ dieselben trafen, mit herbem Spott und sie wurden darin unte

stützt durch die Franzosen, welche ihre Verachtung gegen die hochadligen Herren niemals verhehlten.

Es lag gewiß eine tiefe sittliche Entwürdigung darin, daß die Bürger von Berlin im Bündniß mit dem Feinde über das Unglück ihrer eigenen Armee höhnten, aber war es wohl zu verwundern, wenn dies geschah, wenn ein Volk, dem man bisher kein Recht gegönnt hatte, welches nur als eine Steuer zahlende Masse betrachtet, stets mit frechem Uebermuth behandelt worden war, keinen Patriotismus besaß?

Das Volk von Berlin mußte, ehe es sich zu dem edlen Gefühl der Vaterlandsliebe, zu der Selbstaufopferung, welche es später so glorreich bewiesen hat, emporschwingen konnte, die herbe Schule des Leidens durchmachen und diese Leiden kamen bald genug.

In den ersten Monaten der französischen Besatzung und so lange der Kaiser sich in der Stadt aufhielt, kamen die Berliner in dem Anschauen des vielen Neuen, welches sie sahen, kaum zu einem rechten Bewußtsein ihrer Lage; da gab es täglich neue Schauspiele, zu denen sich das neugierige Volk drängte, prächtige Paraden, Musterungen der durchmarschirenden Truppen u. s. w. Die Wein- und Bierhäuser waren gedrängt voll von fremden Gästen, die Wirthe machten treffliche Geschäfte und auch viele Berliner Handwerker hatten für die Franzosen tüchtig zu thun; Konzerte und Theater wurden fleißig besucht.

Der treffliche Iffland zeigte in dieser schweren Zeit sein Geschick zur Direktion, er wußte mit der Auswahl der Stücke genau die richtige Mitte zu halten, um weder die seiner Fürsorge anvertraute Bühne zu gefährden, noch sich dem Vorwurfe auszusetzen, er sei kein echter Patriot.

Alle diejenigen Stücke wurden vermieden, welche die ungebetenen Gäste hätten beleidigen können, ebenso aber auch diejenigen, welche irgend eine Schmeichelei gegen sie enthielten.

Iffland duldete keine Improvisationen, um jeden Vorwurf von seiner Bühne fern zu halten.

Mit der Abreise des Kaisers wurde Berlin wieder weit stiller und jetzt kam die Zeit, in welcher die Bürger die Drangsale des Krieges kennen lernten. Fortwährend marschirten Truppen durch die Stadt, welche einquartirt werden mußten.

Früher hatten lediglich die Hauseigenthümer die Einquartierung getragen, jetzt wurden auch die Miether gezwungen, die Soldaten aufzunehmen und zu verpflegen; früher waren die gemeinen preußischen Soldaten in die erste beste Dachkammer gesteckt worden oder man hatte sie mit ihren Billets zu Tagelöhnern geschickt, welche ihnen für billige Entschädigung Quartier gaben, jetzt aber war alles Ausmiethen untersagt, die Wirthe wurden verpflichtet, den Franzosen anständige Zimmer zu überweisen und bei der Verpflegung durften sie nicht kargen, denn die siegreichen Soldaten forderten eine Verköstigung, wie sie die Berliner selbst nicht gewöhnt waren: Weißbrod, Wein und gute Fleischbrühen, auch Taback und manche Leckereien; dabei brachten sie oft genug die Berliner Bürger durch ihre Galanterien gegen die Frauen und Töchter in Verzweiflung.

Sie benahmen sich indessen im Ganzen schonend genug, denn der General Hullin hielt strenge Mannszucht. Er hatte ausdrücklich bekannt machen lassen, daß die Soldaten unter keinerlei Vorwand mehr von den Bürgern verlangen dürften, als die gewöhnlichen Mahlzeiten, welche diese ihrem Stande und Vermögen nach selbst einnahmen; aber die Franzosen glaubten oft mehr beanspruchen zu können, als ihre Gastgeber liefern konnten, denn sie wurden getäuscht durch die eleganten Häuser, in denen selbst minder wohlhabende Leute wohnten.

So fanden denn trotz der humanen Befehle Hullins mancherlei Bedrückungen statt und diese wurden um so lästiger, da mit jedem Monate Handel und Verkehr mehr sanken, der Verdienst der Bürger geringer und daher auch die Einquartierungslast fühlbarer wurde.

Die Noth stieg; wenn auch noch Einzelne bei Lieferungen für die französische Armee verdienten, die große Masse der Bevölkerung versank in Armuth; die meisten Gewerbe stockten, die Handwerker waren ohne Arbeit, die Beamten ohne Besoldung, denn der Befehl des Kaisers, daß sie ihre frühern Gehalte fortbeziehen sollten, konnte nicht in Ausführung gebracht werden, da die Staats-Einnahmen dies nicht gestatteten und die Franzosen aus eignen Kassen nichts zulegen wollten.

Manche Familien, die bis dahin im Wohlstande gelebt hatten, wurden in die tiefste Armuth versetzt, der Kredit versiegte

und viel trug zu dem allgemeinen Elend bei, daß die vor dem Kriege ausgegebenen Treſorſcheine im Nominalwerth bedeutend fielen, daß ſelbſt die zinstragenden Staatspapiere, die Seehandlungs- und Bank-Obligationen, die ritterſchaftlichen Pfandbriefe u. ſ. w. ebenfalls ſanken und nur mit großen Verluſten von Denjenigen veräußert werden konnten, welche baares Geld brauchten, um ſich und ihren Familien das liebe Leben zu erhalten.

Dazu kamen die Kriegs-Kontributionen, welche der Hauptſtadt ebenſo wenig wie dem Lande erſpart wurden. Das Verwaltungs-Komitee ſuchte zur Deckung derſelben eine Anleihe für die Stadt zu machen, aber es war ſchwer, die Papiere unterzubringen, dies konnte nur mit harten Verluſten geſchehen.

Auch der Werth der Grundſtücke ſank plötzlich auf die Hälfte und darunter, die Einwohnerzahl verminderte ſich*), die kleinen Bürger und Arbeiter ſanken in immer tiefere Armuth, dies aber war ein Glück für unſere Stadt, denn die materielle Noth hatte eine geiſtige Erhebung des Volks zur Folge.

Jetzt begannen die Bürger mit weniger günſtigen Augen auf die Franzoſen zu ſchauen, jetzt erinnerten ſie ſich mit Ingrimm, daß auf den Befehl des Kaiſers Berlin eines großen Theils ſeiner Kunſtſchätze beraubt worden war, daß Napoleon ſogar die herrliche Viktoria vom Brandenburger-Thore hatte fortnehmen und nach Paris bringen laſſen; manche kleine mit einer feindlichen Beſatzung unzertrennbare Bedrückungen wurden jetzt erſt ſchmerzlich empfunden. Die Strenge der Cenſur, welche jedes preußiſche patriotiſche Wort unterdrückte — die Redakteure eines Blattes, „der Hausfreund", Theodor Heinſius und der Kriegsrath Cölln, waren ſogar mit einem vierzehntägigem Arreſt beſtraft worden, weil ſie nicht wie der ſervile Schreiber des „Telegraphen" in die franzöſiſche Lobpoſaune einſtimmen wollten — fiel jetzt erſt den Bürgern auf und diejenigen Zeitungsſchreiber,

---

*) Im Todesjahre Friedrichs des Großen, 1786, betrug die Einwohnerzahl von Berlin ohne Militär . . . 113,766 Seelen,
im Jahre 1800 . . . 138,799 „
im Jahre 1806 . . . 155,000 „
im Jahre 1808 aber nur 145,941 „

welche sich dem französischen Einfluß unterworfen hatten, traf die allgemeine Verachtung.

Die Liebe zum Vaterlande erwachte; jetzt erinnerten sich die Berliner in der Noth auch mit Liebe des Königs; hatten sie früher oft über den schwachen Fürsten geschimpft, jetzt waren alle seine Fehler vergessen, man gedachte nur seiner Einfachheit und Redlichkeit, aller der guten Eigenschaften, welche ihn vor seinem Vater auszeichneten. Und die angebetete Königin Louise? Es erregte tiefe Entrüstung, daß der „Telegraph" sich nicht entblödete, den Ruf seiner Fürstin zu besudeln, deren Sittenreinheit über jedem Zweifel erhaben war, mit Ingrimm erinnerten sich die Berliner, daß auch Napoleon in seinen Bülletins bald nach der Schlacht bei Jena die herrliche Frau kleinlich geschmäht habe.

Einige treffliche Männer trugen das Ihrige dazu bei, die Vaterlandsliebe in der Bürgerschaft wach zu rufen.

Die Prediger Hanstein und Ribbeck scheuten sich nicht, von den Kanzeln herab das Volk zum treuen Ausharren zu ermahnen; sie hatten den Muth, inmitten der französischen Bajonnete sich stets als echte Patrioten zu zeigen.

Schleiermacher, der schon früher in Berlin gewesen, aber nach Halle übergesiedelt war, kam im Sommer 1807 nach unserer Stadt zurück; hier hielt er Vorträge, in denen er die Vaterlandsliebe des Volks herausforderte.

Auch Fichte, der geistreiche Schüler Kants, hielt im Winter von 1807—1808 seine herrlichen Reden an die deutsche Nation, in diesen entwickelte er den Plan einer großartigen National-Erziehung, er wendete sich an das Nationalgefühl der Deutschen, ohne die Rache der Franzosen zu fürchten.

Das war ein guter Samen, der auf fruchtbaren Boden fiel, denn die Noth hatte das Volk von Berlin geläutert. Wohl mußten noch Jahre vergehen, ehe es sich zum kräftigen patriotischen Handeln aufschwingen sollte, aber der Keim zu demselben war gelegt und befruchtet.

Der kurze, aber unheilvolle Krieg mit Frankreich wurde durch den Frieden von Tilsit am 9. Juli 1807 beendet, Preußen wurde in demselben auf die Hälfte seines bisherigen Ländergebiets reduzirt.

Als die Nachricht von dem Friedensschlusse nach Berlin kam, war Anfangs die Freude groß, bald genug aber verwandelte sie sich in Schmerz, als man erfuhr, unter welchen Bedingungen er erkauft sei. Trotzdem jedoch erglänzte am Abend die Stadt im hellen Lichterschmuck, denn der französische Gouverneur hatte es so befohlen und seine Befehle waren ja Gesetz.

Die Berliner hofften jetzt, die französische Besatzung bald los zu werden, aber auch diese Hoffnung schwand, denn trotz des Friedens blieben die Franzosen und sie regierten wie bisher; sie unterdrückten jede Aeußerung des Patriotismus.

Als am 3. August zur Feier des königlichen Geburtstages einige wohlhabende Bürger ihre Häuser mit Blumenkränzen schmückten, wurde ihnen dies nicht nur streng untersagt, sie erhielten sogar zur Strafe verstärkte Einquartierung.

Erst im September gelang es dem Prinzen Wilhelm von Preußen, der vom König als Abgeordneter nach Paris gesendet worden war, um über die Räumung des Landes von den Franzosen zu unterhandeln, einen Vergleich abzuschließen; die Bedingungen desselben wurden in Erfurt völlig festgestellt und damit die Räumung Berlins von den Franzosen beschlossen. Immer aber dauerte es noch Monate bis zur Ausführung des Vergleichs.

Prinz Wilhelm kam auf der Rückreise nach Königsberg durch Berlin, er wurde mit lautem Jubel von den Bürgern empfangen; nur zwei Tage hielt er sich in der Stadt auf, an diesen beiden Tagen aber zeigte sich eine große Freude unter der Bürgerschaft.

Am 3. Dezember fand endlich der Abzug der Franzosen statt, dem Prinzen Ferdinand von Preußen wurden von dem französischen General St. Hilaire die Schlüssel der Stadt übergeben, am 5. verließ St. Hilaire selbst Berlin und die preußischen Behörden traten wieder die Regierung an.

Es war ein grenzenloser Jubel unter dem Volk, als am 10. Dezember die preußischen Truppen einrückten und zwar gerade solche, welche mit Auszeichnung gedient hatten, ein Theil der Besatzung von Kolberg, jener Festung, die mit glänzender Bravour sich gegen die Angriffe der Franzosen vertheidigt hatte.

Am Bernauer (dem neuen Königs-) Thore empfingen De-

putationen der städtischen Behörden die einziehenden Krieger, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen diese um eilf Uhr Morgens durch das Thor nach dem Schlosse hin; besonders ehrenvoll begrüßt wurde der Major v. Schill, der sich bei der Vertheidigung Kolbergs einen glänzenden Namen erworben hatte.

Eilftes und letztes Kapitel.

Umschwung am Hofe des Königs. Steins ungnädige Entlassung. Steins Zurückberufung. Steins Programm. Die Städteordnung vom 19. November 1808. Schlußwort.

Während in Berlin in der Zeit der Noth das Volk sittlich zu erstarken begann, vollzog sich eine ähnliche Umwandlung auch im Hoflager des Königs, auch hier erzeugte der Drang der Nothwendigkeit einen vollständigen Umschwung.

Friedrich Wilhelm III. sah plötzlich den Staat Friedrich des Großen beim ersten Anstoß von Außen zusammenbrechen. Das herrliche Kriegsheer, welches sich auf den Paradeplätzen bisher immer so ausgezeichnet bewährt hatte, löste sich auf, die preußischen Festungen wurden zum größten Theil ohne Gegenwehr feige dem Feinde überantwortet, eine verlorne Schlacht hatte den preußischen Königsthron in seinen Grundfesten erschüttert.

Jetzt endlich öffneten sich dem Könige die Augen über die Krebsschäden, welche am Marke der Armee nagten, jetzt erkannte er, daß er mit unbeugsamer Strenge unter die adligen Offiziere fahren müsse, wenn er sie zu ihrer Pflicht zurückführen wollte. Ein „allerhöchster Befehl", welchen Friedrich Wilhelm am 2. Dezember 1806 von Ortelsburg aus an die Armee erließ, giebt hierüber Zeugniß. Er lautet:

„Bei der leider fast gänzlichen Auflösung der verschiedenen, gegen Frankreich ins Feld gerückten Armeekorps ist es Sr. Königl. Majestät von Preußen, bei dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten, bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre von dem Falschen, Gerüchte von Thatsachen zu unterscheiden, oder nach Verdienst belohnen oder bestrafen zu können.

Sie müssen daher Ihre hierüber zu nehmenden Beschlüsse bis dahin aussetzen, wo Sie solches mit mehrerer Gewißheit oder Bestimmtheit im Stande sein werden. Se. Majestät sind weit entfernt, Ihrer braven Armee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche sowohl ihr selbst, als dem Lande begegnet sind; vielmehr gereicht es Ihnen zur Beruhigung, daß sich viele derselben vom Ersten bis zum Geringsten durch ausdauernden Muth und Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben.

Eben so haben sich leider Thatsachen ergeben, die für sich selbst sprechen und keiner näheren Aufklärung bedürfen, und die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen werden können, vielmehr zum warnenden Beispiele für die Zukunft auf das Allerstrengste und Oeffentlichste geahndet werden müssen. Hierunter sind zu rechnen:

1) Alle diejenigen, die auf eine beispiellose Art in den Festungen Stettin, Küstrin und Magdeburg sich dem Feinde übergeben haben;
2) ferner alle diejenigen Offiziere, welche nicht bei den capitulirenden Korps zugegen gewesen, sich aber freiwillig als hierzu gehörig angesehen und wohl gar ihren Kommando's, ja selbst ihren Untergebenen zugeredet haben, einen gleichen nichtswürdigen Entschluß zu faßen;
3) endlich alle diejenigen, welche, ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen worden zu sein, sich von der Armee weg und nach Hause begeben haben.

Demzufolge haben Se. Majestät vorläufig

ad 1. In Erfurt den Major und Kommandanten von Prüschenk ohne Abschied entlassen. Der Kommandant von Küstrin, Oberstlieutenant Graf Ingersleben, ist zum Arquebusiren (Todtschießen) verurtheilt; General von Romberg in Stettin ohne Abschied entlassen. Die

Kommandanten von Magdeburg, General Graf Kleist und Oberstlieutenant du Trossel ohne Abschied entlassen. Sämmtliche in Magdeburg befindlich gewesene Generale, die bei dem versammelten Kriegsrathe für die Uebergabe gestimmt haben, sind gleichfalls ohne Abschied entlassen, desgleichen alle diejenigen Offiziere, welche mehrerwähnte Kapitulationen mit unterzeichnet haben.

ad 2. Alle Offiziere vom Hohenloheschen Korps, welche bei Prenzlau oder Pasewalk zu diesem Korps gehörten, allein vor, während und nach der Kapitulation von Prenzlau in Stettin angekommen waren, ohne in jener Kapitulation de facto mitbegriffen zu sein, die aber in Stettin unter den nämlichen Bedingungen, wie die in mehrbesagter Kapitulation wirklich begriffenen und übergebenen Offiziere, gefangen worden, sind ihres Dienstes ohne Abschied entlassen.

ad 3. Alle Offiziere, welche während des Rückzuges ihre Korps verlassen haben und ohne Urlaub und ohne gefangen zu sein in ihre Heimath zurückgekehrt sind, ferner alle diejenigen, welche, ohne einmal zu einem durch Kapitulation übergebenen Korps gehört zu haben, zum Feinde geritten sein sollen, um sich Pässe geben zu lassen, damit sie ungehindert nach Hause gehen könnten, sind ohne Abschied entlassen. Außerdem behalten Se. Majestät sich vor, noch besonders alle diejenigen Generale, hohe und niedere Offiziere, auch Verpflegungsbeamte, zur Verantwortung zu ziehen, deren Benehmen zweifelhaft geblieben, oder die sich sonst in den Augen der Armee etwas Pflichtwidriges haben zu Schulden kommen lassen. Sollten unter den spezifizirten Fällen bei näherer Untersuchung sich noch besonders gravirende Umstände ergeben, so wird dieses vorläufige Urtheil noch geschärft werden.

Um aber ähnlichen Pflichtvergessenheiten für die Zukunft vorzubeugen, haben Se. Königliche Majestät folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Alle Gouverneurs und Kommandanten, die künftig aus bloßer Besorgniß vor einem Bombardement,

oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur Vertheidigung nöthigen Mittel mangeln, oder aus einem andern nichtigen Grunde, er sei, welcher er wolle, die Festung nicht mit den angestrengtesten Kräften bis auf das Aeußerste behaupten, werden erschossen ohne Gnade. Derjenige Gouverneur, der zu seinem eigenen und zum Besten seiner Untergebenen Bequemlichkeits-Artikel in der mit dem Feinde abgeschlossenen Kapitulation hinzufügt, wie solches namentlich in Mageburg der Fall gewesen, wird in Zukunft kassirt.

2) Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl: anzugreifen, nicht vollzieht, wird kassirt und untergesteckt.

3) Jeder Offizier, der sich Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne blessirt zu sein, verläßt, ist infam kassirt; der Soldat, der auf der Flucht seine Waffe wegwirft, wird erschossen.

4) Jeder Offizier, welcher Versprengte antrifft, hat die Verbindlichkeit, solche zu sammeln und auf sichre Art zu ihrem Korps, oder den bestimmten Versammlungsorten zu befördern; thut er es nicht, so wird er zur Verantwortung gezogen.

Friedrich Wilhelm."

Durch seinen „Allerhöchsten Befehl" legte Friedrich Wilhelm schonungslos die Schäden blos, welche sich tief in das preußische Militärwesen hineingefressen hatten, aber er zeigte auch, daß er entschlossen sei, sie mit scharfem Messer auszuschneiden. Er fühlte, daß eine vollständige Reorganisation der Armee gebieterisch nothwendig sei; für den Augenblick aber mußte er auf dieselbe verzichten. So lange der Krieg dauerte, so lange der größte Theil der preußischen Provinzen noch vom Feinde besetzt war, konnte der König nicht daran denken, das Alte zu vernichten, Neues aufzubauen.

Erst in der Zeit der Ruhe, welche nach dem Frieden von Tilsit den Kriegsstürmen folgte, konnten die großartigen Reformen im preußischen Heerwesen ins Leben gerufen werden, jene Reformen, welche dem preußischen Staate die Kraft verliehen,

den Kampf gegen den Welteroberer Napoleon später siegreich durchzuführen.

Den Niederlagen bei Jena und Auerstädt, den schmachvollen Kapitulationen der preußischen Festungen, den Verlusten, welche bis zum Frieden von Tilsit die preußischen Waffen erleiden mußten, verdanken wir die demokratische Verfassung der Landwehr, die kurze Dienstzeit, die allgemeine Wehrpflicht.

Mit der Reorganisation des Heerwesens allein konnte dem in seinem innersten Grund erschütterten preußischen Staat nicht geholfen werden. Während Friedrich Wilhelm III. fern von der Hauptstadt Berlin in Königsberg und Memel weilte, lernte er endlich erkennen, daß eine Wiedergeburt Preußens nur durch eine radikale Reform aller staatlichen Einrichtungen ermöglicht werden könne, aber freilich kam ihm diese Ueberzeugung erst nach langem, schwerem Kampfe.

Der Minister von Stein war es, der wieder und immer wieder darauf drang, das Regierungssystem Friedrich des Großen, welches sich überlebt hatte, jene geheime Kabinets-Regierung, welche alle Kräfte der Minister lähmte, zu sprengen.

So lange der König absolut herrschte, die Minister nicht dem Volke verantwortlich, sondern die willenlosen Werkzeuge des Monarchen waren, so lange dieser durch seine Geheimen Kabinetsräthe die eigentliche Regierung führte, waren diejenigen Reformen, welche nach Stein's Ueberzeugung allein Preußen retten konnten, unmöglich. Stein zögerte deshalb nicht, den Kampf gegen das Geheime Kabinet, den er schon früher begonnen, von Neuem aufzunehmen und die Herstellung eines Ministerraths zu fordern. Die Auflösung des Kabinets und die Ersetzung desselben durch einen Ministerrath war gleichbedeutend mit der Vernichtung des Absolutismus, denn in dem Kabinet wurzelte die persönliche und willkürliche Regierung des Königs. Friedrich Wilhelm fühlte dies sehr wohl, und wenn er daher auch, durch die Erfahrung des letzten Jahres gedrängt, geneigt war, die Errichtung eines Raths von 3 Ministern neben dem Kabinet zu bewilligen, so konnte er sich doch nicht entschließen, auf die Vorschläge einzugehen, welche ihm Stein in Verbindung mit dem General Rüchel und Hardenberg machte.

Am 14. December 1806 hatte Rüchel dem König einen

von ihm, Stein und Hardenberg unterzeichneten Entwurf zu einer neuen Organisation der Regierung übergeben. Der Vorschlag ging dahin, der König möge ein Kabinets-Ministerium aus den drei Ministern der Finanzen, des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten bilden; vor dieses sollten alle Regierungssachen an letzter Stelle gehören, auch diejenigen, über welche der König vielleicht mit den andern Ministern bereits berathen habe. Einheit der Regierung, kräftige Maßregeln, Schnelligkeit der Ausführung derselben und dadurch Wiedergewinnung des verlornen Vertrauens im In- und Auslande konnte nur erzielt werden, wenn, wie es in dem Entwurfe heißt:

a. Sr. Majestät an die Stelle des bisherigen Kabinets eine Behörde von wenigen Staatsministern um Ihre Person versammeln, mit der Allerhöchstdieselben Selbst arbeiten, und welche nachher die Verantwortlichkeit und die Pflicht auf sich haben, die Ausführung zu leiten und zu kontroliren.

b. Wenn keine Nebenbehörde in dem bisherigen Kabinet fortdauert, wodurch der oben genannte Zweck vereitelt würde.

c. Wenn zwar alles Aufsehen, wie es sich versteht, vermieden wird, wodurch dem, jedem treuen Patrioten am Herzen liegenden Ansehen und der Autorität Sr. Königlichen Majestät geschadet würde, wenn aber dennoch die neue Behörde, wie es durchaus nothwendig ist, um ihre Wirksamkeit zu sichern, auf eine angemessene Art öffentlich eingesetzt wird. Das königliche Ansehen wird dadurch gewinnen, nicht verlieren, denn bei der im Inlande wie im Auslande laut und allgemein herrschenden Meinung, daß die Glieder des bisherigen Kabinets Alles ohne öffentliche Existenz, Responsabilität und Antheil an der Ausführung regieren, kann eine Veränderung nur die Selbstständigkeit des Königs beweisen und ihm Liebe und Vertrauen sichern. Gesetzt, die Kabinetsräthe wären ohne Tadel, so würde doch bei jener so allgemeinen Stimmung die Entfernung derselben die höchste Nothwendigkeit sein und sie müssen, wenn sie von wahrem Patriotismus geleitet werden, selbst darauf dringen.

Alle mögliche Schonung für sie liegt schon in dem menschenfreundlichen Charakter Sr. Majestät. Sie müssen veranlaßt werden, selbst um ihre Entfernung zu bitten und sie kann auf eine ehrenvolle Art, mit anderweiter Anstellung oder Belohnung ihrer Dienste geschehen. Aber sie ist unnachläßig.

So schwere Schicksalsschläge den König bisher getroffen hatten, noch waren dieselben nicht vermögend, ihn mit einer radikalen Umformung des ganzen Regierungs-Systems zu befreunden. Er genehmigte zwar die Bildung eines Raths von 3 Ministern, aber er war entschlossen, sein Kabinet beizubehalten, insbesondere seinen Kabinets-Rath Beyme, zu welchem er das größte Vertrauen hegte.

In den neu zu bildenden Ministerrath berief er den General Rüchel für den Krieg, Stein für die Finanzen, den General-Major von Zastrow für die auswärtigen Angelegenheiten, der Geheime Kabinetsrath Beyme sollte bei allen Berathungen des Ministerraths als Protokollführer anwesend sein.

Dies war wieder eine halbe Maßregel, mit welcher sich Stein nun und nimmermehr einverstanden erklären konnte. Er verbat sich ehrfurchtsvoll die ihm im Ministerialrath angewiesene Stelle, aber der König, gewöhnt absolut zu herrschen, nahm hierauf keine Rücksicht, er übersendete an Stein eine Regierungssache zum Vortrag in dem Ministerrath, ohne sich an die frühere Ablehnung zu kehren.

Stein schickte sie unerledigt zurück und er wiederholte dies, als sie ihm zum zweiten Male übersendet wurde. Der König war außer sich vor Zorn über solchen Ungehorsam, er vergaß die treuen Dienste, welche ihm Stein geleistet hatte, indem er sich zu folgendem eigenhändigen Briefe hinreißen ließ:

„Ich hatte ehemals Vorurtheile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für excentrisch und genialisch, d. h. mit einem Worte für einen Mann, der da immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßte, wo es im-

merfort Berührungspunkte giebt, die ihn bald verdrossen machen würden.

Ich überwand diese Vorurtheile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staats zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen. Am auffallendsten hierbei bleibt es, daß gerade diejenigen Personen, die von Ihnen angefeindet und gestürzt werden sollen, eben diejenigen sind, die damals Ihre kräftigsten Fürsprecher waren, — und ich gab nach. Sie ersetzten den verstorbenen Struensee.

Ich überzeugte mich bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich bei mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst für größere Wirkungskreise zu bestimmen.

Ein ironischer Ausfall über die Handlungs-Conjuncturen im vergangenen Sommer, unpassend in einem ministeriellen Bericht, zog Ihnen einen verdienten Verweis von mir zu. Sie schwiegen! ob aus Ueberzeugung Ihres gehabten Unrechts? will ich dahingestellt sein lassen.

Nicht lange darauf erblickte ich Ihren Namen unter einer von Mehreren unterzeichneten Schrift, die ich, ihrer seltsamen Form wegen, lieber ganz mit Stillschweigen übergehen will. Diesem allen ungeachtet fuhr ich fort, Ihnen mein Vertrauen zu schenken und Sie bei allen Hauptverhandlungen zu Rathe zu ziehen. Ihr Urtheil war stets dasjenige eines scharfsinnigen Kopfes. Ich dachte demnach auf Mittel, Sie den ersten Wirkungspunkten der großen Staatsmaschine zu nähern; dieserhalb trug ich Ihnen an, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wenigstens interimistisch zu übernehmen. Sie verweigerten in einem bombastreichen Aufsatz die Annahme dieser ehrenvollen Stelle hauptsächlich unter dem Vorwande Ihrer Unkunde in diesem Geschäfte. Ohnerachtet Mir diese abschlägige Antwort damals in große Gefahr setzen mußte, gab ich demohngeachtet Ihren Gründen nach und um Ihren Absichten in Ansehung eines zu verbessernden Geschäftsganges in den Regierungs-Angelegenheiten noch mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 19. Dezember v. J. die Ihnen vermuthlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermuthlich, da mir Ihr beharrliches Stillschweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst gänzlich

unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale von Rüchel, von Zastrow und von Köckeritz geäußert haben *) und daß Sie jetzt eben zu zweien Malen die Berichterstattung über eine Angelegenheit verweigert haben, die mir von Ihnen selbst zugeschickt und die also als zu Ihrem Ressort gehörig vollkommen anzusehen war.

Aus allen diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt.

Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen.

Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respectwidriges und unanständiges Betragen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre fernern Dienste machen kann.

Berlin, den 3. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

So stieß Friedrich Wilhelm den treuesten und talentvollsten Minister von sich. Stein konnte nicht umhin, auf den königlichen Brief folgendermaßen zu antworten:

---

*) Hier hatte ursprünglich gestanden: .... „und kann ich unmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz oder Ungehorsam gegen meine Befehle ansehn, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen." Diese Drohung erschien indessen dem aufgebrachten König doch selbst zu stark; er hatte sie wieder durchstrichen.

„Eure Königliche Majestät Allerhöchste Cabinetsordre d. d. 3. Januar a. c. habe ich in dem Augenblicke erhalten, wo ich mich zu einer, in sehr vielen Hinsichten beschwerlichen und bedenklichen, Reise nach Memel vorbereitet hatte und im Begriff war, diese Nacht abzugehn.

Da Höchstdieselben mich für einen „widerspänstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehn, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben nur durch Capricen geleitet aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt" und ich gleichfalls überzeugt bin, daß „dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken", so muß ich Ew. Königl. Maj. um meine Dienstentlassung bitten, der ich hier entgegensehe, da ich unter diesen Umständen den Vorsatz nach Memel zu gehen, aufzugeben genöthiget bin."

Am folgenden Tage erwiederte der König auf diesen Brief: „Da der Herr Baron von Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzufügen."

So war denn Stein entlassen. Schwerere Schicksalsschläge mußten den König treffen, ehe er sich entschließen konnte, jene unglückselige Halbheit abzuschütteln, welche den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatte.

Der Friede von Tilsit war geschlossen, Friedrichs des Großen Staat lag in Trümmern, verhöhnt und verspottet war die Krone desselben durch den übermüthigen Kaiser der Franzosen. Friedrich Wilhelm III. stand ohne Rath und Hilfe, verlassen von allen den Freunden, die ihn früher umringt hatten. Hatte er doch auf Napoleons Befehl selbst seinen Minister Hardenberg entlassen müssen und zu seinen übrigen Dienern fühlte er kein Vertrauen mehr.

In jenen Augenblicken dachte er an einen, den er noch vor kurzer Zeit unwillig von sich gestoßen hatte; nur ein Mann lebte in Deutschland, der befähigt war, mit starker Hand das zertrümmerte Preußen wieder zu einem einzigen Ganzen zu machen und dieser Mann war Stein.

Er rief ihn zurück und Stein nahm, ohne an die Kränkun-

gen, welche er erlitten hatte, zu denken, einzig beseelt von dem Wunsche, Preußen und damit Deutschland vom Untergange zu retten, die Berufung in das Ministerium an, und wahrhaft Großes hat er in der kurzen Zeit, in welcher er demselben vorstand, vom 30. September 1807 bis zum 24. November 1808, geschaffen.

Stein hatte eine Aufgabe zu erfüllen, vor deren Schwierigkeiten jeder andere Staatsbeamte zurückgebebt wäre. Er sollte Preußen innerhalb der Grenzen, auf die es der Frieden beschränkt hatte, von der noch immer den größten Theil des Staats bedrückenden französischen Besatzung befreien, er sollte den gesammten Staats-Organismus, der in allen seinen Gliedern erkrankt war, neu beleben, aus dem Nichts sollte er ein kräftiges neues Preußen schaffen und diesem diejenige Stellung wiedergeben, welche es unter Friedrich dem Großen den andern Nationen Europas gegenüber gehabt hatte.

Mit unerschütterlichem Muth, mit wahrhaft bewunderungswürdiger Energie ging Stein an die Lösung seiner gewaltigen Aufgabe. Wir müssen es uns leider versagen, dem großen Mann auf seiner glänzenden Bahn zu folgen, da wir hier lediglich diejenige Reform ins Auge zu fassen haben, welche die Geschichte Berlins direkt berührt.

Es möge jedoch das kurze Programm, welches Stein für die inneren Reformen des Staats aufstellte, hier seine Stelle finden. Es lautete:

„Was dem Staat an extensiver Größe abgeht, muß er durch intensive Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen. Es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im europäischen Staatenbunde erhalten soll. In dem Ueberbleibsel des ehemaligen größern Staats sind feindselige Elemente vorhanden. Diese müssen weggeschafft werden, damit Alles ein Ganzes werde.

Die verschiedenen Stände im Staate sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minder begünstigten im Streit. Eintracht gibt Stärke. Gleiches Recht, was alle Staatsglieder umfaßt, und dem einen Stande nicht mehr gewährt, als dem

andern, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat.

Jeder muß persönlich frei sein und nur einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand; und damit Pflicht und Recht gleich, und die erstere keinem Einzelnen drückend werde, eine Nationalrepräsentation, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zu Stande kommen als durch Beamtenrath.

Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, so lange er nicht die Schranken verletzt und durchbricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben.

Alles Grundeigenthum im Staate muß jedem Erwerber zugänglich sein. Erleichterung des Besitzes und Erwerbes muß durch eine tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Communen durch die Behörden oder durch einzelne Priviligirte ist ein gefährlicher Uebelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt.

Sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Corporation noch ein Individuum, dürfen Richter in eigener Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung. Für Alle die nämlichen Gesetze, also auch nur eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten wie für den Niedrigsten gilt. Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Gesetz mit Füßen tritt. Auch der Dienstbote ist persönlich frei. Sein Vertrag, der den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen sein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn.

Bildung erhebt ein Volk und der höhere Grad derselben weist ihm seine höhere Stellung im Vereine der civilisirten Staaten an. Sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern."

Die Darstellung, wie Stein auf allen Gebieten der Staats-Verwaltung sein Programm zur Ausführung zu bringen bestrebt war, gehört der allgemeinen Landesgeschichte an. Für die Ge-

schichte Berlins aber von weitgreifendster Wirkung ist der Erlaß der Städte-Ordnung vom 19. November 1808.

Die Eingangsworte lauten:

„Wir Friedrich Wilhelm u. s. w. thun kund und fügen hiermit zu wissen: Der besonders in neuere Zeiten sichtbar gewordene Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadtgemeinden, das jetzt nach Klassen und Zünften sich theilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfniß einer wirksamern Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens, überzeugen Uns von der Nothwendigkeit, den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeine einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten. Zur Erreichung dieser landesväterlichen Absicht, verleihen Wir Kraft dieses aus königlicher Macht und Vollkommenheit sämmtlichen Städten unserer Monarchie nachstehende Ordnung, indem Wir mit Aufhebung der derselben zuwiderlaufenden, jetzt über die Gegenstände ihres Inhalts dastehender Gesetze und Vorschriften, namentlich der auf solche Bezug habenden Stellen des Landrechts Folgendes verordnen u. s. w."

Die preußischen Städte hatten, wie wir dies aus der vor uns liegenden Geschichte Berlins ersehen, jede Freiheit in ihrer eigenen Verwaltung verloren, die Magisträte waren königliche Behörden geworden, in den Gemeinden fehlte jedes selbstständige Leben; die Bürger nahmen nicht mehr Theil an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten, sie besaßen kein Interesse für dieselben. In kleinlicher Selbstsucht sorgten sie nur für ihr eigenes Ich, nicht für die Allgemeinheit. Gerade in dem letzten verderblichen Kriege waren die Folgen des Staats-Bevormundungssystems recht klar an den Tag getreten, in diesem Kriege hatte es sich gezeigt, wie in allen Städten die Bürger sich scheuten vor irgend einem Opfer für den Staat, wie nirgends und selbst in der Hauptstadt nicht, sich Vertrauen in die Regierung zeigte, wie

überall die Bürgerschaften den fremden Eroberern sich ebenso willig unterordneten, als früher die Könige.

Nur wenn es gelang, dem gesammten Volk einen neuen Geist selbstständiger Kraft einzuflößen, nur dann war es möglich, den gesammten Staat zu heben. Für den Bauer sorgte Stein durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, für den Bürger durch die Einführung seiner Städte-Ordnung*), die in allen ihren Paragraphen einen Geist enthielt, den, daß die Bürger fortan nicht mehr büreaukratisch von fremden Behörden regiert werden sollten, daß sie sich frei in allen ihren eigenthümlichen Angelegenheiten selbst zu regieren hätten, sie sollten selbstständig und von der Staatsregierung unabhängig sein, soweit nicht das allgemeine Interesse des Staates berührt wurde.

Alle ständischen Sonderungen und Privilegien sollten entfernt werden, ohne Rücksicht auf Rang und Stand sollten alle Bürger, insofern sie nur ein Einkommen, in kleinen Städten von 150 Thalern, in großen von 200 Thalern hatten, an der Verwaltung der Stadt als Wähler Theil nehmen.

Der Städte-Ordnung gemäß sollte die Staats-Regierung sich in die Gemeindeverwaltung nur dann mischen, wenn dies zur Aufrechthaltung der allgemeinen Staats-Gesetze und zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Gemeinde-Behörden nothwendig wäre; ihr blieb außerdem die Kontrole der Vermögens- und Kassenverwaltung der Stadt vorbehalten.

Da die Selbstregierung von der großen Anzahl der Bürger unmöglich direkt bewirkt werden konnte, so wurde das städtische Regiment zweien aus der Wahl der Bürger hervorgehenden Behörden übertragen, den Stadtverordneten und dem Magistrat.

Die Stadtverordneten gingen direkt durch Wahl aus der

---

*) Stein hielt die Begründung einer neuen Städte-Ordnung für so dringend nothwendig, daß er unmittelbar nach seinem Amtsantritt den Geh. Kriegsrath und Polizei-Direktor Frey in Königsberg mit dem Entwurf derselben beauftragte. — Der Minister v. Schrötter und die Geheimen Räthe v. Schön, v. Altenstein, Wilkens, Morgenbesser und Friese haben an dem trefflichen Werke fleißig mitgearbeitet. Am 9. November 1808 überreichten die Minister v. Stein und v. Schrötter dem König den fertigen Entwurf nebst der Instruktion für die Stadtverordneten und am 19. November 1809 erhielt derselbe die königliche Bestätigung.

Bürgerschaft hervor, die Stadt wurde in Bezirke eingetheilt, die Bürger der Bezirke hatten das Recht und die Pflicht, ihre Stadtverordneten zu wählen. Jeder unbescholtene Bürger, der in Berlin ein Einkommen von 200 Thalern, in kleinen Städten von 150 Thalern besaß, war Wähler. Zur Erlangung des Bürgerrechts war fortan jeder berechtigt, der dasselbe forderte, insofern er bisher ein unbescholtenes Leben geführt hatte.

Die Stadtverordneten bildeten die gesetzgebende Behörde der Stadt, sie waren die Vertreter der Bürgerschaft, sie hatten alle Angelegenheiten derselben ohne Rücksprache mit der Gemeinde abzumachen.

„Das Gesetz," so lautet § 110 der Städte-Ordnung, „und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruction, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben. Sie sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, mithin so wenig Vertreter des einzelnen Bezirks, der sie gewählt hat, noch einer Corporation, Zunft u. s. w., zu der sie zufällig gehören."

Die Ausführung der Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung stand dem Magistrat zu, der die verwaltende Behörde der Stadt bildete. Die Stadtverordneten hatten aber das Recht der ausgedehntesten Controlle über die Verwaltung des Magistrats, sie nahmen in gewisser Beziehung auch Theil an der Verwaltung in den gemischten Deputationen, zu denen sie berufen wurden. Und damit auch die übrigen Bürger ein Interesse für die Stadtverwaltung und das Selbstregiment erhielten, wurden dieselben durch die Städte-Ordnung verpflichtet, gewisse städlische Beamtenstellen anzunehmen, und ebenso unentgeldlich zu verwalten, wie die Stadtverordneten ihr Amt unentgeldlich ausüben mußten.

Um bei der Controlle des Magistrats den Stadtverordneten noch eine größere Macht zu geben, hatten die besoldeten Mitglieder des ersteren erst nach einer 12jährigen Dienstzeit, nachdem sie in Folge einer befriedigenden Amtsführung wiedergewählt worden waren, einen Anspruch auf Pension.

Die Wahl der Stadtverordneten war dreijährig, die der unbesoldeten Magistrats-Beamten sechsjährig, jährlich schied aus dem Collegium der Stadtverordneten ein Drittel aus, und hiermit

war der Bürgerschaft ebenfalls die Berechtigung ertheilt, diejenigen Stadtverordneten, welche ihr Vertrauen verloren hatten, durch Nicht-Wiederwahl und Ersetzung durch bessere Kräfte zu strafen.

Die gewählten Stadtverordneten bedurften keiner Bestätigung durch die Regierung, für die Wahl der Magistrats-Mitglieder war dieselbe im Gesetz vorbehalten.

Dies ist in allgemeinen Zügen der Inhalt der Städte-Ordnung vom Jahr 1808, jenes Gesetzes, welches neues Leben in Berlin schuf, welches die Berliner aus unmündigen und bevormundeten Unterthanen zu selbstständigen Staatsbürgern machte. Wenn nach den Begriffen unserer heutigen weiter vorgeschrittenen Zeit auch in dieser Städte-Ordnung noch manche wunde Stelle enthalten ist, wenn das Erforderniß eines Einkommens von 200 Thaler in Berlin für das Wahlrecht und die Bestätigung der Magistrats-Mitglieder durch die Regierung, der Zwang der Bürger, an der Wahl Theil zu nehmen, unserer heutigen Anschauung nicht vollkommen entspricht, so müssen wir doch den Maßstab jener Zeit an ein Product derselben anlegen, und wir erblicken daher in der Städte-Ordnung einen so gewaltigen Fortschritt, wie er wohl niemals früher und niemals später in Preußen gemacht worden ist, ja wir müssen uns zugestehen, daß noch heute diese Städte-Ordnung, vervollkommnet in dem Geist, in welchem sie gegeben wurde, der Zielpunkt unserer Wünsche ist.

Mit der Einführung der Städte-Ordnung von 1808 in Berlin beginnt für unsere Stadt ein neuer Abschnitt der Geschichte, mit derselben tritt Berlin in die Reihe der Weltstädte ein, es wird der Mittelpunkt nicht nur Preußens, sondern Deutschlands; die höchsten geistigen und materiellen Interessen concentriren sich fortan in dieser einen Stadt.

Die Geschichte Berlins von jenem wichtigen Scheidepunkte an muß einem besondern Werke vorbehalten bleiben; unsere Leser mögen uns verzeihen, wenn wir dasselbe der Zukunft aufbewahren.

Die gegenwärtig in Preußen herrschenden Preßverhältnisse bieten große Schwierigkeiten für diejenige rücksichtslose Unparteilichkeit, welche die Darstellung der Geschichte allein fruchtbringend macht; ein Schriftsteller, der die Geschichte unserer Tage schreiben will, muß dies mit der Feder in der einen und dem Strafgesetzbuch in der an-

dern Hand thun, wenn er nicht Gefahr laufen will, gegen die Gesetze zu verstoßen, die Leser aber müssen die Kunst verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen; der frische geistige Hauch, der ein Geschichtswerk durchwehen muß, wenn es volksbildend wirken soll, wird nur zu leicht bei solcher Vorsicht ertödtet.

Harren wir daher einer bessern Zeit, ehe wir es unternehmen, die hochwichtige und interessante Geschichte der Weltstadt Berlin vom Jahre 1808 bis auf unsere Tage zu erzählen.

Druck von G. Jansen in Berlin.

Streckfuß, Adolph

Berlin seit 500 Jahren von Fischerdorf zur Weltstadt

Bd.: 4

Berlin 1864